Velhagen & Klasingsche Ausgaben.

Kretische Gestade.

Kretische Gestade.

Von

Franz von Löher.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1877.

Inhalt.

I.

Vor den Küsten.

Es ist doch ein wunderbar schöner Weg, wenn das Dampfschiff die lange unwirthbare Albaneser-Küste vorbei ist und nun zwischen die Jonischen Inseln tritt, am herrlichsten dort, wo rechts die blühende Cephalonia, links die graue Ithaka sich erheben. Jene streckt aus tiefen spiegelnden Buchten hervor umbüschtes Vorgebirg und kahle Felsnasen. Die Buchten sind von hellgrünen Weizenfeldern umzogen, und in den Falten der Berglehnen dahinter zieht sich aufwärts der sanftbläuliche Schimmer der Oelbäume, hie und da gemischt mit dem kräftigeren Orangenlaub. An den höchsten Firsten aber hängen Schneeflächen hoch unter dem lichtgetränkten Himmelsblau. Anders Ithaka, auch dieses

geliebte Eiland zeigt einige Oelbäume am Meere, seine Schluchten aber bleiben niedrig und unbedeutend, und darüber wölbt sich der dunkle Inselberg langgestreckt in rundlichen Formen, nicht gerade einladend, doch auf immerdar geweiht durch den höchsten Adel der Menschheit, den doch nur Kunst und Poesie ertheilt. Da ich als Knabe zum erstenmal den Homer las, dachte ich mir Ithaka ganz von glänzendem Lorbeergrün überwachsen, und in den frischen Wäldern die weißesten Marmorschlösser. Davon war freilich, als ich am 5. April vorbeifuhr, gar wenig zu sehen auf all seinen Halden und Hängen: die arme Ithaka wurde durch die Nähe der prangenden Cephalonia völlig erdrückt. Auf ihrer Südseite hatte diese Prachtinsel bereits allen Schnee abgeworfen und schwamm so blank und frisch über dem Meere, als wäre sie eben morgenschön aus den Tiefen emporgestiegen und tröpfelte noch vom Seewasser. Ueber dem höchsten Bergeshaupt aber ruhte wie eine Pinie gebreitet ein weißes Wölkchen, wie es dem im Alpenlande Bewanderten anzeigt, wo Schnee liegt und verdunstet.

Schon aber entwickelte die vornehme Zante ihre Bergketten, viel grüner als all die andern Inseln, und schob dann auf einer Halbinsel ihre schöne weiße Grafenstadt — ich glaube, Neunzinkenkrönchen

stehen dort über jeder alten Gartenmauer — in's blaue Meer. Zante, „die Blume der Levante", verdient den Schönnamen; denn die schroff gebrochenen Formen im Vordergrunde wechselten gar lieblich ab mit den sanften Rundungen dahinter

Zur andern Seite aber lagerten niedriger und weithin sich dehnend die Hochebenen des Peloponnes, auf den höchsten Punkten Kastelle und Ruinen, weiter hinab die breiten Sandflächen von Elis, aber dahinter im Innern thürmte sich, fernhin glänzend, gewaltiges Schneegebirge auf. Immer weiter, bis in den entlegensten Horizont hinein, wallten dahin die hohen Küstenlinien der Pelopsinsel.

O griechisch Land, heilig Land, wie für dich bei jedem neuen Anblick wieder die Seele aufgeht! Welche Wonne, auf diesen freien Höhen umherzustreifen, niederzublicken auf das Branden und Sprühen der Seewoge am Felsrande, zu schauen in die weite helle Ferne, in welche sich scharf die Linien einschneiden von Berg und Ebene und Küste, hier tiefblau, dort rosig, dort wieder golden angehaucht, alles im edlen großen Stil und doch so herzlich schlicht und klar, so menschlich nahe, und das Hohe und Gewaltige stets anmuthig gedämpft durch Sanftes und Liebliches. Allwärts aber zwischen den Küsten und Inselbergen sieht man die uralte heilige

Meerfluth leuchten, und wenn man das Meer auch nimmer sieht, hat man doch die Empfindung seiner Nähe.

Ein anderer Anblick wurde mir, als wir am nächsten Morgen auf Kreta zuhielten. Das Schiff fuhr dem Westende der Insel entlang, rund und weichlich und etwas einförmig erschienen ihre Anhöhen, gleichwie grünes Hügelland auf den Hochebenen vor unsern Alpenbergen. Sobald wir aber einen heftigen Windstoß aus Südosten überwunden hatten und nun scharf um die Ecke der Insel an ihre südliche Küste traten, da schauete das Gebirge auders daher. Es war reichlich überschneit, und die weißen Schneeflächen zogen sich herunter bis in die braunen und gründunkeln Thäler. Doch schien es mir, als möchte es nicht so schwer werden, in den Schluchten hinauf und über die Bergrippen hinweg auf die höchsten Gipfel zu kommen; denn diese hatten kaum fünftausend Fuß Höhe. Während ich mit den Augen die Wege im Gebirge suchte, lüfteten die hellweißen Wolken, die dichtgezackt darüber hingen, ein wenig ihre Schleier, und unter dem Saume hin glänzten droben weite einsame Schneefelder, die steilauf in die Höhe gingen, gut bis zu achttausend Fuß, und in langer starrer Zeile zog sich endlos dahin die hohe Schneekette. Da bekam ich Achtung vor den Kreta-Bergen.

Und als wir nun an der Südküste der Insel weiter fuhren, da stand bei einer Wendung auf einmal vor der Himmelsbläue eine ungeheure hellweiße Pyramide, scharf abfallend die Seiten, alles wie von Eis und Schnee, und voll tiefen schweren Ernstes, als wäre der Berg hierher versetzt aus dem höchsten öden Norden, wo alles schweigt im ewigen Schneeglanz. Das war der Ida. Zu seinen Füßen aber schwangen sich hin und her anmuthige Thäler und Schluchten, und die grünen Hügel hingen voll Anbau und Buschwald. Ortschaften ließen sich nirgends entdecken. Bald darauf rückten die Berge dicht ans Meer und stürzten sich aus ihrer Alpenhöhe schroff herunter, und war das unabsehlich ein finsteres trotziges hochaufstarrendes Gestade, nirgends eine einladende Bucht, höchstens hinter Bergvorsprüngen kleine Ankerplätze. Was für Menschen mochten da wohnen in den wilden Bergthälern?

Gegen Mittag verdichtete sich die Luft. Allmählich verschwand die Insel hinter Nebelschleiern. Nur die weiße Steilwand des Ida starrte noch lange himmelauf, bis auch ihre letzten Umrisse undeutlich wurden. Auf Wiedersehen in fünf oder sechs Wochen!

Denn der Dampfer landete nicht, sondern fuhr von Triest geraden Weges nach Aegypten und von

dort, nach achttägigem Warten an der syrischen Küste hinauf, nach Cypern. In jenen Gegenden wollte ich mich ein wenig umschauen, ehe es dort zu heiß würde, und so sah ich erst am 10. Mai, von Smyrna und Syra kommend, Kreta wieder.

Als ich früh aufs Verdeck kam, lag da im hellen Morgenschein die ganze Nordseite ausgebreitet. In endlosen Zügen wallten feierlich die Bergketten dahin, aus denen die langgestreckte Insel besteht, aber ins Gesicht starrte mir der steile Rücken des Ida, noch ganz mit Schnee bedeckt bis tief seine Flanken herunter. Rechts davon entdeckte ich wieder etwas wie ein langes weißes Gewölk am Himmel stehend: das waren, als wir näher zum Lande kamen, die weißen Berge im Westen, die ich vor fünf Wochen von der Südseite sah. Auch jetzt hielten Nebelbänke sie wieder umgürtet.

Verheißungsvoll und doch voll ungewisser Zukunft liegt solch eine Berginsel da, in deren Schluchten und Tiefen man sich versenken, deren einsame Höhen man erklimmen will. Was wird man dort alles erleben? Der Ida sah gar nicht danach aus, als käme Einer leichten Fußes hinauf, und fern im Westen mußte ich hinüber über die achttausend Fuß hohe Zackenlinie der weißen Berge,

wollte ich das Land der tapfern Sphakioten sehen, dieses merkwürdigsten Stammes auf Kreta.

Doch eine Prachtinsel ist Kreta, wie es wenige auf Erden gibt. Wie das alles schimmerte und so stolz und üppig und lebensvoll sich aufwarf! Unten am Meer hin ist alles grün, gleich dahinter steigt das Gebirg auf, hier in köstlichen blauen Massen, dort in scharf abstürzenden Riffen und Bastionen, und drüben wieder in lieblichen Geländen. Mit dem Schnee, welchen ich bei der ersten Anfahrt noch so weit verbreitet fand, war inzwischen aufgeräumt worden, nur noch um die drei Hauptmassen des Gebirges hingen seine weißen Mantelstücke, — die eine fern im Westen, wo das Gebirge sich allmählich deutlicher als ein Kamm mit fortlaufenden Gipfeln darstellte, — gerade vor uns in der Inselmitte der Ida, von dieser Seite gesehen ein gewaltiger langer Hochrücken, der Gipfel in Wolken gehüllt, — dort im Osten, wo die Sonne zuerst die Bergeshäupter küßte, trugen sie nur auf ihren obersten Halden noch Schnee, und die schön geformten Flanken zeigten sich bereits in klarem Blau.

Meine Seele war noch erfüllt von den griechischen Landschaften, wie ich sie in Cypern und in größter Mannichfaltigkeit gesehen auf jener schönsten aller Seefahrten von Rhodos zwischen den Inseln

Kaps und Buchten der kleinasiatischen Küste bis nach Smyrna. Kreta — dessen wurde ich mir jetzt völlig bewußt — hat andern Charakter. Das war nicht mehr jener hohe lichte Schwung der Linien, jener edle und bis ins Einzelnste hin schlichte und durchsichtig klare Gliederbau. Kreta ist nordischer Natur, kraus und einförmig, rauh und gewaltig erhaben, öfter furchtbar in seiner wilden Größe. Der Ida hat noch am meisten die einfachen schönen Formen griechischer Berge, aber er steigt gleich über achttausend Fuß in die Höhe.

Kreta ist eine Kette nordischen Alpengebirgs, das ins südliche Meer versetzt wurde, um sich in blauen blitzenden Fluthen zu spiegeln mit seinem Schneeglanz, mit seinen dunkeln Tannenforsten, und grünenden Hügelgehängen.

Die langgestreckte Insel nimmt überhaupt ihre ganz eigenthümliche Stellung zwischen drei Welttheilen ein. Sie liegt recht in der Mitte der Osthälfte des Mittelmeers, und ist zugleich das längste Stück jenes theilweise über das Wasser tretenden Gebirgsrings, der sich im weiten Bogen deutlich vom Kap Alepo über Rhodos, Karpathos, Kreta, Cerigo, zum Kap Matapan zieht. Mit Griechenland und Kleinasien also hängt die Insel zusammen, nach Griechenland hin öffnet sie auch ihre Häfen,

während sie gegen Afrika sich starr und steil abgeschlossen verhält; denn ihre ganze Südküste bietet ihm keine Häfen. Kreta blokirt das griechische Meer wie ein langer Querriegel: damit es aber von dorther nicht zu lebhafte Zuströmung empfange, stürzt sich von seinen winterlichen Höhen die Windsbraut auf das Meer und gibt diesem den altgefürchteten Namen des kretischen.

Genau so groß als das Gebiet des Großherzogs von Hessen nimmt daher Kreta, obwohl an Bevölkerung viermal schwächer, doch eine Art Weltstellung ein. Seine Geschichte umfaßt ein paar tausend Jahre. Zuerst erfahren wir kretische Mythen von Rhea und Zeus auf hohem Ida, von Daktylen und Kureten, bis aus dem Sagendunkel sich die gewaltige ernste Gestalt des Minos hervorhebt, selbst noch von Mythennebeln umwallt. Die Insel wird ein großer Handelsstaat, der seine Kultur und Ansiedlungen nach allen Richtungen ausdehnt. Dann folgt mit der dorischen Einwanderung die griechische Zeit und dauert fast tausend Jahre lang, und diesen ganzen Zeitraum hindurch führt Kreta, gefürchtet und besucht und beneidet von allen Völkern, sein eigenes Inselleben und kümmert sich wenig um die übrige Welt. Die Römer wagen erst lange nach Griechenlands Eroberung Kreta anzutasten: sofort

aber, als es sich ihnen ergeben mußte, schloß sein uralter Städtebund sich fester, und auch die tausend Jahre hindurch, welche die Insel sich im Reiche der Römer und Byzantiner befand, verharrte sie in ihrem Sonderleben, während die Schaaren ihrer schlauen Händler und beutegierigen Kriegssöldner in allen Ländern des Mittelmeers umher strichen. Im neunten Jahrhundert suchen die Araber Kretas Meister zu werden, es gelingt ihnen nur stückweise trotz mehr als hundertjährigem Bemühen. Noch einmal kehrt das Land unter die Herrschaft der Byzantiner zurück, mit denen es in Volksart, Sprache und Religion noch am meisten Aehnlichkeit hat. Vom Beginn des dreizehnten Jahrhunderts folgt wieder eine Lateinerherrschaft, die fast ein halbes Jahrtausend lang währt und am letzten wie am ersten Tag nur durch blutige Gewaltthat sich aufrecht hält. Endlich lösen die Türken darin die Venetianer ab, bringen aber nicht, wie diese, dem Anbau und Handel Förderung, sondern nur Unterdrückung.

Welch ein Schicksalswechsel in dreitausendjähriger Geschichte! Und doch welch ein seltsam trotziges Beharren der Bevölkerung in ihrer insularen Sonderart all die Zeit hindurch! Im grauen Alterthum einzig auf seiner Kulturhöhe, nach allen Richtungen austheilend von seinen Gaben und Einrich-

tungen, — noch unter den Römern die Insel der hundert Städte, und diese Städte alle voll üppigen Lebens, — dann von den Byzantinern, Arabern, Venetianern ausgebeutet, — in den letzten zwei Jahrhunderten von den Türken kriegerisch besetzt gehalten, — nach all den blutigen Kämpfen, den Verheerungen und Auswanderungen, deren die Geschichte bis in unsere letzten Jahre gedenkt, — hat Kreta noch heutzutage seine Reichthümer, mit denen es die Natur verschwenderisch überschüttete, und seine kraftvolle Bevölkerung bewahrt. Mitten auf den Meeresstraßen zwischen drei Welttheilen gelegen, hielt es seine Eigenthümlichkeit aufrecht: all die Anstrengungen, es zu unterwerfen und mit einem andern Reich und Volk zu verschmelzen, prallten ab an dieser trotzigen Bergwand.

Aber Dank auch den Schneefeldern und Schneegruben auf ihren Gipfeln, die in tausend großen und kleinen Strömen und Bächen rings um die Insel das ganze Jahr hindurch das befruchtende Naß ausgießen, blieb Kreta die frischeste, grünste, blüthenreichste Insel des Mittelmeers, und dennoch von den größern — die am wenigsten besuchte.

Nur jeden achten Tag kommt ein Dampfschiff, es ist ein österreichisches, und in erster Kajüte waren, als ich hinfuhr, zwei Deutsche, ein Dalmatiner,

der etwas deutsch, ein Kreter, der etwas französisch, und ein anderer, der nur griechisch sprach. Auch die übrigen Plätze waren kärglich besetzt, und bei meiner Rückkehr nach Syra war das Schiff noch leerer. Ich erfuhr, daß in andern Jahreszeiten der Verkehr nicht lebhafter sei. Man sollte es kaum für möglich halten, daß eine große Insel, die noch immer so reich an Naturgütern, dabei so günstig gerade in der Mitte zwischen drei Welttheilen gelegen und Europa so nahe ist, doch so wenig von der großen Verkehrsströmung berührt wird. Welch ein rühriges Leben tummelte sich an diesen Küsten schon im frühesten Alterthum, und die ganze Griechen- und Römer- und Byzantinerzeit hindurch! Welche Flotten ankerten in diesen Häfen noch während der Venetianerherrschaft! Jetzt hat Kreta Türkenzeit — schon über zweihundert Jahre Türkenzeit. Wo Türken und Islam herrschen, da fängt erst Kunst und Wissenschaft, dann die Industrie, dann der Handel, dann selbst der Anbau des Bodens zu sinken an und erlahmt und verfällt, bis alles Volksleben nur noch eben dürftig an Küsten und Berghängen hinkriecht und mit jedem Jahre sich mindert.

Sollten die Türken wirklich zur welthistorischen Strafe und Buße in all diese herrlichen Lande des

alten Griechenlands geschickt sein, damit unter ihrer Geißel die Menschengeschlechter, deren Vorfahren einst durch Lüste und Laster ihr Leben in der Geschichte verwirkt hatten, so lange sich abzehrten, bis alles hier Eingeborene, was nicht mehr rohe kriegerische Kraft in den Armen fühlte, unterging?

Drüben liegt Nordafrika, mit welchem Kreta wiederholt verbunden war. Wie rasch beginnen durch Einströmung europäischen Lebens das Nilland und das alte Karthagerland sich wieder in die Reihe der Kulturländer zu stellen! Wenn Kreta aus der mahomedanischen Nacht wieder hervortritt, werden die Strahlen seiner Morgendämmerung hier noch ein kerniges und kräftiges Volk bescheinen, wie es kaum irgendwo noch in den weiten Türkengebieten vorhanden ist.

II.

Kandia und Rettimo.

Noch am Vormittag betraten wir in Kandia oder Megalo Kastron das kretische Land. Diese Stadt, von den Arabern angelegt und Chandax genannt, erhielt ihren jetzigen Namen von den Venetianern, die auf die ganze Insel ihn übertrugen, aber nur sie allein, denn der Grieche nennt diese nur Kriti und der Türke nur Kirid. Kandia ist ein Kartenname, der den meisten Bewohnern Kretas unbekannt.

Die Stadt dieses Namens ist noch jetzt die volkreichste Stadt dieser Insel, und stellt sich höchst malerisch dar in ihrer Ringmauer, deren furchtbare Stärke noch an die blutigen Kämpfe erinnert, die sie einst umtobten. Dahinter aber steigt der All-

herrscher, der schneeweiße Ida, empor. Meine erste Frage war: ob man hinauf könne? Da müßte ich, hieß es, im August oder September wieder kommen, wenn der Berg keinen Schnee mehr habe. Ich aber betrachtete ihn mir, und dachte: So lange sollst du nicht auf mich warten, alter Götterberg: bin ich eben noch auf der Cephren-Pyramide und im tiefen Schnee auf dem cyprischen Olymp gewesen, so steige ich dir auch noch auf die Kappe.

Vor dem Hafen liegen zwei Felsinseln, und hinein fährt man durch eine schmale Straße hart unter den Mauern eines Forts, während von der andern Seite eine Reihe von Bastionen sich vorlegt, um die Schiffe im Hafen vor dem stürmenden Nordwinde zu bergen. Ueber dem Stadtende zur Linken erhebt sich eine große Ruine: war sie Dom oder Kastell? Niemand kümmert sich mehr darum. Im Innern aber des Hafens sieht man in große dunkle Tonnengewölbe hinein, die so geräumig, daß Galeeren und Lastschiffe hineinfahren konnten. Was Venetianer bauten, war nicht kleinlich gedacht.

Mich interessirten am meisten die Leute. In Menge standen und lotterten die Männer am Hafen umher, kernig und trotzig blickendes Volk, selten darunter der schlanke und schweigsame Neugrieche: ich glaubte mich in einer Hafenstadt Spaniens oder

Neapels. Die Kleidung ist halb griechisch, halb muselmannisch, wie die Religion und Sprache auch. Denn was jetzt in der Stadt türkisch ist, war einst — die Beamten und Großgrundbesitzer ausgenommen — christlich. Um ihre Güter zu behalten und den unaufhörlichen Erpressungen zu entgehen, nahmen diese Griechen den Islam an, jedoch haben die Männer den Wein und die Frauen die Madonna beibehalten. Wenn Kind und Kuh in Noth, sollen diese Türkinnen ihre Stoßgebete noch an die Panagia richten.

Von den etwa 20,000 Einwohnern der Stadt mag kaum der zehnte Theil Christen sein, Kandia ist einmal die vornehmste Türkenstadt der Insel, und noch immer ziehen die Bekenner des Propheten, die draußen ihre Güter verkaufen, hieher, wo sie vierzehn Moscheen bei einander finden. Wie es in Konstantinopel eine St. Sophien-Moschee gibt, so hier eine St. Katharinen-Moschee: wahrscheinlich machte es den Eroberern Kopfbrechen, sich einen neuen Namen auszudenken. Ehemals aber war in Kandia der vornehmste Heilige der h. Titus, den die Kreter für ihren Landsmann halten und dessen wunderwirkend Haupt sie hoch verehrten. Wenn sie alle Jahrzehnt, wie jetzt gegen ihre türkischen, so damals gegen ihre italienischen Herren, sich empör-

ten, dann stürzten sich feindlich auf einander die Banner des heil. Marcus und des heil. Titus. War das eine oben, mußte das andere in den Staub. Zuletzt aber, als die Venetianer nach zwanzigjähriger tapferer Vertheidigung die Stadt den Türken überlassen mußten, nahmen sie das heil. Titus-Haupt mit sich und legten es nieder in der Kirche des heil. Marcus.

Den Bazar trafen wir in voller türkischer Glorie: er dehnte sich aus über ein Straßenviertel nach dem andern, und alle Buden waren farbig bunt und belebt. Was aber darin an Waaren, war über Smyrna aus europäischen Fabriken gekommen. Der Orient selbst erzeugt für den größeren Markt nur noch theure Seiden- und Teppich-Stoffe, Ledersachen, und Pfeifenstücke. Die Menge der Käufer und Händler bewies, daß für die weite Umgebung — der ganze Osten der Insel hat ja nur diese einzige Stadt — Kandia der Stapelplatz ist, gerade wie es im Alterthum Knossos war, das zwei Stunden von hier in der Ebene lag. Nichts ist von dieser weltberühmten Hauptstadt Kretas übrig geblieben, als Münzen mit den Linien des fabelhaften Labyrinths und halb unkenntliches Gemäuer: nach einer längeren Reihe dieser Ruinen heißt der Ort jetzt „die lange Mauer." Araber und Venetianer holten,

als sie ihren Hafenplatz verbollwerkten und mit stattlichen Gebäuden versahen, von Knossos alles Steinwerk herüber, was zu brauchen war. Noch sieht man antike Reste hie und da verbaut. Das Beste ist ein reich verziertes Bildwerk mit Halbsäulen und Arabesken für einen laufenden Brunnen. Ein Wasserträger saß davor in dem ausgehöhlten Kapitäl einer Marmorsäule und schöpfte Wasser in seinen Schlauch.

Gern hätte ich einen Ritt ins Gefilde gemacht, nicht der paar Grotten und Höhlengräber bei Knossos wegen, die man für die Reste des dädalischen Labyrinths ausgibt, sondern um das heilige Grab des Alterthums zu besuchen, die vielverehrte Stätte, wo Vater Zeus auf dem Berge Juktas, der mit seiner Höhe von nahe dreitausend Fuß in die Ebene vortritt, begraben war. Doch der Kapitän schickte Botschaft: er müsse abfahren, und wir kamen noch gerade zur rechten Zeit aufs Schiff. Dieses hatte sich unterdessen mit Leuten aller Art gefüllt. Sie hatten ja acht Tage auf die einzige Gelegenheit gewartet, um nach den beiden andern Städten der Nordküste, Rettimo und Kanea, zu fahren. Noch nie habe ich einen Lloyddampfer betreten, der von einer Stadt des Osmanenreiches zu einer andern ging, auf dem nicht ein paar türkische Beamte und

Offiziere waren. Die Kajüte nimmt keinen auf, wenn er nicht ein Pascha ist: sie lagern sich auf dem Verdeck mit Sack und Pack und Kind und Kegel. Der unaufhörliche Wechsel der Beamten erstreckt sich bis über die untersten Kreise: die armen geldhungrigen Leute können sich auf keiner Stelle recht ansaugen, so rasch und gierig sie auch ihre Saugwurzeln auswerfen, sobald sie irgendwo wieder Fuß fassen.

Die reisenden Griechinnnen unter dem Verdeckvolke waren in der Kleidung von ihren türkischen Schwestern nicht zu unterscheiden: auch sie trugen das Gesicht so weit verhüllt, als diese es noch für gut hielten. Aus den Ansiedelungen der Griechen auf dem Festland und den meisten Inseln hat die freiere Sitte der Franken das ewige Maskiren der Frau verdrängt; selbst in Kreta fand ich in keinem feineren Hause mehr eine Spur davon. Fällt der Schleier einst im ganzen Orient, so können die Westeuropäer sich beglückwünschen: dann ist ihre Herrschaft entschieden.

Uebrigens rührt diese Sitte, wie noch gewisses Anderes, was ich nicht nennen mag, nicht von dem Geschmack der Türken, sondern schon aus dem Alterthum her. Es wurde mir auch schwer zu glauben, daß schon meine geliebten alten Griechen, welche die schönstverklärten Frauenbilder schufen, im Reiche der

Wirklichkeit die reinsten Barbaren gegen ihre Liebsten gewesen. Aber die Zeugnisse stimmen zu sehr überein: die Ehefrauen bei den alten Griechen mußten außer dem Hause sich wirklich von Kopf bis zu Fuß vermummen, und die Gesetzgeber schrieben ausdrücklich vor: nur die beiden Augen dürften sie sehen lassen. Da war es wohl natürlich, daß man sich anderweit unvermählte Augenweide schuf. Denn was erst recht schändlich war, — ihre Jungfrauen ließen sie zwar schleierlos umherflattern: hatte sich aber eine den Mann eingefangen, der sie zu seiner Ehefrau machte, so hieß es gleich: verstecke dich und verhülle dich, damit kein Anderer weiß, wie schön du bist.

Wir fuhren in der Richtung nach Westen hart an der Küste hin. Das Land war selten lieblichen, meist düstern, ja furchtbaren Anblicks. Der bebauten Striche kamen wenige, desto mehr trockenes und felsiges Bergland, dessen Rücken und Kuppen und Spitzen über einander aufstiegen, öfter von dunkeln Schluchten zerrissen. Nachmittags zog plötzlich ein Gewitter daher: pfeifend schlug der Wind den Dampf des Schlotes nieder, und der Regen prasselte hinterdrein. Alles Volk flüchtete auf das Oberdeck, wo ein Zeltdach ausgespannt war, und da hockten sie in malerischen Gruppen zusammen. Ueber der Insel

aber brauete es in finstern Wolken; hie und da hob sich ein Berg empor, schwarz wie aus der Unterwelt; zu Zeiten wurde der Anblick grauenvoll. Unwillkürlich dachte ich an all das Ungethüme und Ungeheuerliche, mit welchem die erregte Phantasie der Alten diese Küsten belebte.

Wir saßen unterdessen in der Kajüte in angenehmem Gespräch zusammen. Ich hatte von einem jungen deutschen Prinzen gelesen, der zwei Jahre vor mir Kreta besuchte, und bei der Tafel in einem Kloster von dem Landwein sprach, „der einstimmig für stehengelassener Nektar von irgendeinem Göttermahl erklärt wurde." Nun war dieser Landwein in Kandia von mir geprüft worden, und ich konnte als ehrlicher Mann nicht anders, als das reizende Urtheil bestätigen. Der Preis aber war so gering, daß es nicht der Rede werth. Es lag wohl die Frage nahe: ob man so köstliches Gewächs nicht nach Deutschland führen könne. Doch da kamen allerlei Schwierigkeiten zum Vorschein. Die Fässerbereitung ist im Orient theuer und schlecht; bei der Lese und Kelterung kann es nicht roher zugehen; Keller zur Auflagerung sind nicht vorhanden; die Aus- und Einfuhrzölle gehen hoch herauf; die Fracht auf Dampfschiffen nicht minder; zu dem allen kommt die Ungewißheit hinreichenden Absatzes, da

man bei uns an diese Südweine nicht gewöhnt ist. Ein Sachverständiger, der Kapital, Baulichkeiten, und Verbindungen besäße, müßte an Ort und Stelle den Wein schon von der Traube an vorbereiten, daß er das Verschicken in ein kälteres Klima vertrüge und unserem Geschmack sich behaglich anpaßte. In Patras in Griechenland hat sich eine deutsche Gesellschaft gebildet, welche die Trauben am Stocke kauft, die Verlesung und Kelter selbst besorgt, und den Wein für den englischen Markt gut zu behandeln weiß. Dagegen wurden mehrere Beispiele berichtet, wo der Kreterwein, den man nach Deutschland oder England geschickt hatte, als man ihn dort anzapfte, der reinste Essig gewesen. Diese Erzählungen machten mir damals Sorge; denn ich hatte von Cypern ein Fäßchen Commanderia nach München abgehen lassen. Er ist aber unterdessen ganz gut angekommen, und ich möchte — denn wer zur Verbreitung edeln Weins beiträgt, ist ein Wohlthäter der Menschheit — mir die Frage erlauben: warum wir diesen selben Cyperwein bei uns die Flasche mit zehn Gulden zahlen, und könnten ihn selbstbezogen so billig haben und sicherlich nicht schlechter?

Unter derlei Weingespräch, dem die heitere natürliche Anfrischung nicht fehlte, kamen wir Abends

vor Rettimo an, das griechisch noch Rithymnos heißt, wie bei den Alten Rithymna, die mittlere und kleinste der drei Städte Kretas auf seiner Nordküste. Der Platz wurde einst von den Venetianern auserwählt, weil er trefflich zum Landen und trefflich erschien, das Inselvolk im Zaume zu halten. Ein sehr stattliches Fort wurde erbaut, und eine Anzahl Nobili mit ihren Leuten hineingelegt, mit dem Befehl, gute Wacht zu halten, und mit der Erlaubniß, an den Früchten und Töchtern des Landes sich zu ergötzen nach Belieben. Noch tritt das Venetianer-Fort, obwohl halb in Ruinen, auf seinem Vorberg trotzig ins Meer hinaus, und hinter seinem Schutze bergen sich Hafen und Stadt, letztere beinahe europäischer Ansicht. Das hohe Gebirge weicht hier von der Küste zurück, und grüne Saaten klimmen bis zur Mitte der Anhöhen. Einladend winkte links von der Stadt ein Dörfchen im Baumgrün. Das Ungeheuere und Wildwüste mit viel lieblich Heiterem dazwischen — diesen Charakter kretischer Landschaft muß man erst gewöhnt werden.

Der österreichische Konsul kam an Bord, mir sein Haus zur Verfügung zu stellen: es sei alles bereit, mich auf das Beste ein paar Tage zu unterhalten. Da aber das Dampfschiff noch an demselben Abend weiter fuhr nach Kanea und dort für

meine Rundreise bereits Vorbereitung getroffen war, so mußte ich die liebenswürdige Einladung ablehnen. Dankbar aber nahm ich an diesem Zeichen wahr, wie gute Empfehlungen mir von Konstantinopel vorausgegangen. Dort hatte der deutsche Botschafter, da es einen deutschen Konsul auf Kreta nicht gab, die Güte gehabt, durch die österreichische Botschaft mir schönsten Ersatz zu verschaffen.

Wahrscheinlich denkt man in Berlin ernstlich daran, auch in Kreta deutsche Konsuln aufzustellen, wie noch an einigen Plätzen mehr im Orient, und zwar nach dem einzig heilsamen Grundsatz: an die Hauptorte nur Berufskonsuln zu setzen, die sonst kein Amt oder Geschäft haben, diese aber anständig zu besolden und mit Dragoman Kanzler und Kawassen auszustatten. Juristen sind am besten dazu geeignet, jedoch finden auch Andere, wenn nur Verstand und natürliches Geschick da sind, sich rasch in Konsulatsgeschäfte hinein: die Hauptsache ist ein lebendiges Gefühl für deutsche Ehre und Interessen und diplomatischer Takt. In Kandia und Rettimo werden Ehrenkonsuln genügen. Dort gibt es zweifellos Männer von Ansehen und Vermögen, die es für den höchsten Schmuck ihres Lebens halten, auf ihrem Hause die deutsche Flagge aufziehen zu können.

Nun ist zwar unsere Rhederei auf Kreta, wie

im ganzen Mittelmeer, nicht von großem Belang. Die Deutschen bauen gar zu gern große Schiffe und schicken sie in ferne Weltmeere. Allein dieß thun ja die Engländer auch, und nichtsdestoweniger sind ihre Briggs, noch mehr die schwedisch-norwegischen Schiffe, im Mittelländischen Meer emsig bei der Arbeit. Es wird also wohl lohnende Fracht geben hin und zurück. Da müssen eben die Konsulatsberichte aufklärend und fördernd wirken, indem sie angeben, was das Land braucht oder brauchen könnte, und durch welche Artikel es die deutsche Einfuhr deckt oder decken könnte. Weit gefehlt aber wäre es, solche Konsularberichte ruhig in den großen Schrein zu den anderen zu legen: das Auswärtige Amt muß vielmehr beständig Männer an der Hand haben, die es verstehen, den Inhalt jener Berichte zu weckenden Funken und zu Leuchtfeuern zu verarbeiten.

Was die Deutschen über See geworden und erworben, das verdankten sie bis vor wenigen Jahren dem Verstand und Fleiß der Einzelnen und der geringen Hülfe der Behörden von ein paar Handelsstädten. Jetzt aber stehen die Macht und Interessen des großen Reiches schützend und fördernd dahinter, daß durch Handel und Industrie, und vor allem auch durch den Seehandel, die inneren Reichthümer Deutschlands verwerthet und der Ueberfluß unserer

Arbeitskräfte in Bahnen gelenkt werden, wo sie auch dem Vaterlande nützen. Nur auf solchem Wege, nicht durch den verrauschenden Goldregen eroberter Milliarden, läßt sich in Deutschland die zahllose Menge von Familien soliden Reichthums schaffen, durch welche uns Frankreich und England eben so überlegen sind, wie durch den mächtigen kühnen und gescheidten Zuschnitt ihrer See- und Handelspolitik.

Noch ein anderer Grund nöthigt dazu, dem Konsularwesen im Orient Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn es jemals hieß „Adel verpflichtet," dann hier. Soweit ich in den letzten Jahren den Orient durchstreifte, und soviel ich Gelegenheit hatte, dort mit Männern von den höchsten wie einfachsten Stellungen zu verkehren, — ein großer freudiger Eindruck verstärkte sich stets aufs Neue. Bei Griechen und Türken und Aegyptiern steht jetzt keine Nation höher im Ansehen, als die deutsche. Bei diesen Völkern entscheidet Alles Stärke und Erfolg im Kriege: das allein gibt in ihren Augen Anrecht auf Herrschaft. Aber es fühlte auch der ganze Orient seit 1870 ein Nachlassen des ewigen selbstsüchtigen Ränkespinnens der Franzosen Engländer und Russen; er glaubte die Deutschen zum Schiedsrichter berufen, und hoffte, daß wieder etwas Recht und Gerechtigkeit in der Welt regiere. In der Stille freilich heckte schon jedes

Völkchen an seinem besonderen Plänchen und studirte die rasch anwachsende Liste der großen deutschen Kriegsschiffe. Eine Großmacht von solchem Gewicht, an welches sich so viele Hoffnungen hängen, darf nirgends fehlen mit ihrer Flagge, wo buntes Farbenspiel Sonntags über den Dächern der Konsuln weht.

Auch könnte es, bei all dem Neuen und Seltsamen und Furchtbaren, das sich wieder im Schoße des Orients begibt, von Werth sein, von all seinen Punkten beständig sichere Kunde zu haben. Sollen Russen und Engländer uns den Osten wieder verschließen? Hätte Deutschland dort gar keine Interessen zu vertreten? Die Linie unserer alten Reichsstädte Basel, Constanz, Lindau, Ulm, Memmingen, Augsburg, Regensburg zeigt doch auch nach dem Orient: ihre Blüthe vertrocknete, als sich der Todesschatten der Fahne des Propheten tiefer und tiefer auf die schönen weiten Gefilde legte, die jetzt wieder zu erwachen beginnen.

III.

Kanea.

Als der Anker in den Hafenschutt von Kretas Hauptstadt niederfuhr, war es tiefe Nacht geworden, und zu spät, ein schön zubereitet Quartier in der Nachbarschaft noch aufzusuchen. Ich mußte nun die Einladung eines griechischen Reisegefährten annehmen, der in Kanea seinen Wohnsitz hatte. Da er einer der angesehensten Familien des Landes angehörte, so kam gleich an's Schiff eine Menge Geschwister und Freunde und Verwandte, die ihn begrüßten. Das küßte sich und fragte und schüttelte sich die Hände, und der Redestrom plätscherte gewiß eine Stunde lang und länger. Ich verwünschte innerlich, daß ich die Einladung angenommen, und wagte endlich zum Aufbruch zu mahnen. Bei der Landung mußte

jeder Ankömmling seine Beglaubigungspapiere abgeben, und da ich auf dergleichen Umständlichkeit nicht gefaßt gewesen, waren die meinigen erst vom Grunde des Koffers hervorzusuchen. Sobald man sie aber gelesen, war Alles eitel Höflichkeit und von Untersuchen meines Gepäcks keine Rede mehr. Als wir nun in das Haus meines Gastfreundes eintraten, schien es bereits hell erleuchtet über die Straße. Die junge schöne Herrin empfing uns in prächtigem Gesellschaftskleide, und die Tafel war glänzend bestellt. Nun setzte sich Alles zum Nachtmahl, eine zahlreiche fröhliche und gebildete Gesellschaft. Fast alle sprachen etwas Französisch und waren in Triest und Marseille gewesen. Der jüngste Bruder hatte in Athen studirt, war in Paris mit einer glänzenden Schrift für sein Land aufgetreten, und dachte jetzt seine Studien in München oder Wien zu vollenden. Mitternacht war längst vorüber, als die Gesellschaft sich trennte. Wieder hatte ich einen Blick gethan in die heilvolle Uebung des schönen Familiensinns, der so tief in allen Neugriechen lebt und ihrem Volk eine Lebensdauer ohne gleichen verleiht. Gastfreundschaft aber üben sie beinahe als eine Religion, und es scheint der allgemeine Glaube zu sein: ein Gast bringe Glück unters Dach und Ehre in die Familie.

Nach ein paar Stunden köstlichen Schlafs, wie er gewöhnlich nach Seereisen sich einstellt, weckten mich die Trompeten, die von den Wällen über die Stadt erklangen. Die Türken sind noch heute das alte Reitervolk, dem die Trompete im dunkeln Zeltinnern ankündigt, draußen stehe der junge Tag. Sie haben sich als Eroberer in diese weiten blühenden Länder hineingesetzt, und sind mit deren uralter Kultur und Sitte im Grunde noch so wenig eins geworden, als hielten sie sich noch jeden Tag bereit, zu satteln und wieder davon zu reiten.

Die kostbare Kretaperle halten sie freilich noch fest mit ganzer Faust. Bei dem ersten Eintritt in die Hauptstadt bemerkt man, daß ihre Bestimmung als Festung alles andere überwiegt. Auf breiter Untermauerung erheben sich die Wälle und umgürten, von tiefen Gräben begleitet, die Häuser. Von den drei Thoren ist eines zugemauert, und die beiden andern werden jeden Abend frühzeitig geschlossen, die Schlüssel aber zum obersten Befehlshaber gebracht. Die Festungswerke sind — eine seltene Ausnahme bei den Türken — wohlerhalten, und die Offiziere und Soldaten in den Straßen lassen durch ihre gesetzte Haltung und ihren raschen Verkehr errathen, daß man sich im Mittelpunkt einer Be-

satzung befindet, welche das ganze Land gleichsam gefangen hält.

Hier in Kanea wohnt der Generalstatthalter mit seinem Stab. In seiner Person vereinigt sich alle kriegerische und bürgerliche Gewalt. Er ist unumschränkter Herrscher, nur dem Sultan und seinem Gewissen verantwortlich: trotzdem fühlt er sich im Banne gewisser Fesseln. Seine erste Aufgabe ist: die Bevölkerung zu überwachen und jeden Aufstand sofort durch rücksichtslose Kraftentfaltung niederzuschlagen. Seine nächste Aufgabe ist schwieriger: er hat sich mit den Kretern stets in naher Fühlung zu halten und sie geschickt zu behandeln, damit nirgends wieder eine Ursache und ein Heerd der Empörung entstehen. Gegenüber solchen militärischen und diplomatischen Pflichten ist die eigentliche Verwaltung mit der gesammten Rechtspflege eigentlich bloße Nebensache. Man begnügt sich, die Steuern flüssig zu erhalten, damit der Besitz von Kreta nicht gar zu große Zubuße fordere. Die von Konstantinopel neu ankommenden Beamten aber werden bedeutet, sich der einzigen Kunst und Wissenschaft, von welcher sie etwas verstehen, zu enthalten, mag es ihnen nach deren Ausübung auch in allen Fingern kribbeln. Das ist nämlich die im Orient zu ungemeiner Vollendung gebrachte Geschicklichkeit, mittelst obrigkeitlicher

Schrauben Goldtropfen zu erzielen, welche der eigenen Tasche nicht ganz vorbeifallen. Auch in der Rechtspflege herrscht auf Kreta einigermaßen Ordnung, was übrigens bei dem offenen und ehrenhaften Sinne der Bevölkerung nicht schwierig ist. Raub und Mord sind selten auf dieser Insel, wo das Volk doch so übermüthig und jähzornig erscheint, noch viel seltener das Verbrechen gegen das Eigenthum.

Mit gleichen Sorgen belastet stehen unter dem Generalstatthalter drei andere Paschas: jeder hat seine Provinz. Des Paschas Befehle vollziehen, an ihn berichten unaufhörlich die Kaimakams, die an der Spitze der Distrikte stehen, in welche jede Provinz zerfällt. Der Pascha ist General, die Kaimakams sind Obersten, jeder hat seine militärische Umgebung.

Anderswo herrscht durch all die weiten türkischen Gebiete hin eine ganz wunderbare Gleichheit, ein beneidenswerthes einfaches Wesen in der Verwaltung. Kein würdiger Landmann kann sein Gütchen schlichter und ruhevoller bewirthschaften. Die Auflösung dieses Räthsels liegt vielleicht in der Gewöhnung, nur das dringend Nöthigste und sonst gar nichts zu thun. Und da ist es merkwürdig, wie des dringend Nöthigen immer weniger wird. Ein leiser Schleier, der vor den Augen des Beamten hängt, wird unversehens dichter, und sein Arm immer schwerer,

etwas anderes zu halten, als die gemüthliche Pfeife. Sinkt da, weil die Laffette fault, die Wallkanone etwas auf die Seite, so denkt man: wir legen unter, wenn geschossen wird. Bricht alles Holzwerk zusammen, so tröstet man sich: wir lassen eine neue Laffette machen, wenn's Krieg giebt. Bedeckt allmählich der Sand das Geschütz, so heißt es: wir haben ja Leute, es hervorzuziehen, wenn der Feind anrückt. Auf den Festungswällen in Kreta aber und auf all den zahlreichen neuen Forts, mit welchen die Insel jetzt wie mit einem Netzwerk überzogen ist, glänzen die Geschütze blank und glatt, und die Kugeln liegen daneben. Sogar Krupp'sche Kanonen hatten die Türken an den Küsten der alten Minosinsel gelandet.

Die Hauptstadt Kanea aber muß die Ehre, daß sie an die Stelle von Kandia oder Megalo Kastron getreten ist, theuer bezahlen. Dorthin ziehen sich die reichen türkischen Grundbesitzer zusammen und pflegen ihres behaglichen Stilllebens. An die Thore von Kanea aber drängt und klopft jedes Jahr stärker der Quälgeist der Türken, der in ihren Besitzungen immer tyrannischer auftritt: der europäische Handel. Die Stadt füllt sich immer mehr mit Menschen, darf sich aber nicht ausdehnen, und gleicht einem alten engen Topf welchen neues Gitterwerk um-

schnürt. Die Volksmenge stopft sich in den alten Baracken und drängt sich in den engen Gassen. Die Häuser möchten gern umfallen, allein man muß sie stützen und flicken, weil man jeden Winkel braucht.

Großartig ist in Kanea nichts, aber malerisch das Meiste. Seit die Herren von der Adria ihren geflügelten Löwen, den man noch an einem Regierungsgebäude sieht, ihre engen Steintreppen und winkeligen Gassen hier zurückließen, ist weder an Reinigung noch an Umbau von Kanea gedacht worden. Es ist ein kleines Konstantinopel, nur haben die Christen hier kein Pera und Galata, wohin sie den Türken ausweichen können. Diese nehmen die besten Häuser und Plätze ein, und haben ihnen von der Menge der Kirchen nur drei gelassen. Man sieht die Türken träg vor den Kaffeehäusern sitzen und die Wasserpfeife rauchen. Levantiner und Malteser, Kaufleute, Kapitäns und Matrosen stehen in Gruppen beisammen. Die braunen zerlumpten Araber bieten Früchte Wasser und allerlei Kram an. Die kaum behosten Neger treiben schreiend elende Pferde und Lastesel vorbei. Es fehlen nur die wandelnden Gruppen von blau und weiß und roth und grün vermummten Kadinen. Schmutz ist in allen Ecken, und auf den holprigen Gassen verwesen allerlei

widrige Stoffe, die Keimsaat nie aufhörender Krankheiten. Aber See und Gebirge strahlen immerdar in alter Herrlichkeit, und das vielbunte Volksleben gewährt stets neue Unterhaltung. Sammelpunkt für alle Welt ist der Hafen, der, gleichwie in den beiden andern Städten, auch hier sich hinter Festungsmauern birgt. Wenn aber der Wind scharf im Eingang steht, so dringen in Fenster und Thüren nicht die angenehmsten Dünste. Aus dem Alterthum sind in Kanea keine Trümmer übrig geblieben, obwohl es auf dem Boden von Kydonia steht, der uralten Hauptstadt, die Minos selbst gegründet und nach seinem Enkel Kydon benannt haben soll. Noch Florus nannte sie „der Städte Mutter.“ Ihr Gebiet umfaßte das ganze herrliche Gelände, welches zwischen den beiden Landzungen, der Akrotiri und des alten Diktynäon, die weite Bai von Kanea umfaßt und zu den Vorbergen des Hochgebirges leise emporstrebt. In den Quitten, den „kydonischen Aepfeln,“ hat sich bis zu uns eine Erinnerung an den Namen fortgepflanzt.

Kanea ist die einzige Stadt auf Kreta, deren Bevölkerung sich vermehrt. Die ganze Insel mag wieder eine Viertelmillion Einwohner zählen. So sehr auch Säbel und Kugeln und Hunger und Krankheiten und Flucht und Entsetzen in den drei Auf-

standsjahren 1866 bis 1868 die Bevölkerung lichteten, gleichwohl gleichen sich in dem üppig fruchtbaren Lande, dessen Volksfrische unerschöpflich scheint, die Verluste rasch wieder aus. Im ganzen Bereich, soweit des türkischen Halbmondes unheimliche Strahlen fallen, ist Kreta einer der bevölkertsten Landstriche, obgleich kaum einer so viel Quälerei und Blutvergießen erduldete, und trotzdem daß der Inselkern aus unwirthbarem Hochgebirge besteht. Stellt man Kreta die größte Insel in der östlichen Hälfte des Mittelmeeres, Cypern nämlich, gegenüber, so ist das Größenverhältniß wie 3 zu 5, die Volksmenge aber verhält sich gerade umgekehrt.

Genau weiß freilich kein Mensch, wieviel auf der Insel wohnen. Wozu sollten sich denn Türken mit Statistik bemühen! Diese nützliche Wissenschaft steht bei ihnen noch auf Grundlagen, wie folgende. Ungefähr weiß man die Zahl der Dörfer, es sollen nahe an 700 sein. In der einen Ortschaft wohnen 1000, in der anderen keine 100: aber man glaubt, eine mittlere Zahl von 300 für die allermeisten annehmen zu können. Rechnet man dazu die Bevölkerung der drei Städte, so ergibt sich etwa eine Viertelmillion Einwohner.

Ein gutes Fünftel davon, vielleicht noch etwas mehr, sind Mohammedaner, die Uebrigen griechischer

Religion. Zu Jenen gehören die Großgrundbesitzer. Es kamen nämlich mit der Eroberung viele Türken ins Land, welche die schönsten und einträglichsten Grundstücke vorweg nahmen. Dieser reichen türkischen Familien, die man mit dem Titel Bey und Aga ehrt, sind aber längst keine hundert mehr, vielleicht kaum noch die Hälfte. Das Verhängniß, das aller Orten rasch mit ihrem Volke aufräumt, ist auch auf dieser gesegneten Insel in Thätigkeit. In ihren Häusern wird noch türkisch gesprochen, in allen übrigen nur griechisch. Denn das Landvolk, welches dem Islam angehört, kann höchstens seinen türkischen Gruß und Abschied machen. Sein Neugriechisch aber, da unter den Mundarten dieser Sprache die kretische ohnehin schon die eigenthümlichste ist, soll noch viel krauser und bunter sein. Diese griechisch sprechenden Türken gehen auch nicht zu fleißig in die Moscheen, sie würden ja die Sprache der Imams ohnehin nicht verstehen, da diese ihre arabischen Gebete selbst nicht verstehen.

Diese Leute befinden sich, was die Kirchensprache betrifft, etwa in gleicher Lage wie die deutschen Katholiken, nur mit dem Unterschied, daß in den Moscheen überhaupt wenig laut gebetet und gesungen wird, und daß jene Griechen den türkischen Glauben meist erst von ihren Voreltern haben, während unsere

katholischen Landsleute das Latein ihrer Priester am Altar und bei den Sakramenten schon seit mehr als tausend Jahren sich gefallen lassen. Niemals hätte solche Fremdsprache in die deutschen Kirchen Eingang gefunden, wäre nicht die Kirchensprache zur Zeit der Bekehrung der Deutschen auch die Bücher- und Urkundensprache gewesen. Damals glaubte man nicht anders, als die einzige Bildungssprache würde die rohen Mundarten der Völker wegzehren. Dieser Irrthum klärte sich gemach auf, obgleich das Latein auf der Höhe des Mittelalters wirklich noch einmal flüssig wurde und sich wunderlich verjüngte. Dann aber erstarrte und verknöcherte es wieder zur todten Sprache, und aller Glanz des klassischen Lateins unserer Schulmänner konnte nicht verhindern, daß es auch aus der gelehrten Welt rasch seinen Abschied nimmt. Wird auch jetzt noch jenes lateinische Joch, das auf deutschen Kirchen lastet, aufgewogen durch den geringen Nutzen, welchen es der Förderung einer doch nur äußern Einheit der katholischen Weltkirche bringt? Sogar die armen Nonnen und Franziskanerbrüder müssen noch täglich ihr lateinisches Brevier beten, ohne Verständniß der Worte zwar, jedoch mit einer ganz ausgezeichneten Betonung. Wie weit ist man denn da noch ab von tibetanischen Gebetmühlen? Meine gute alte Tante freilich, eine

Kapuzinessin, die ich als junger Naseweis einmal darum befragte, verwies mir ernstlich solchen Vorwitz, und sagte: der liebe Gott werde ja ihr Latein ganz gut verstehen, wozu es denn nöthig sei, daß sie es auch noch wisse?

Die Türken auf Kreta, welche die Sprache ihrer griechischen Landsleute reden, weichen auch in Tracht und Sitte wenig von ihnen ab, und nennen sich mit ihren Nachbarn Gevatter. Ein Grieche möchte niemals ein Weib von ihnen annehmen, und wollte er sie wirklich in sein Haus einführen, so würde dieser Schimpf die ganze Familie auseinander sprengen. Die kretischen Türken aber finden gar kein Arg darin, ein hübsches Christenmädchen zu nehmen oder noch lieber, wie es früher Sitte war, zu rauben: nur müssen die Kinder dem Islam anheimfallen. Ihre Familien waren ja selber einst gute Christen, die unaufhörlichen Räubereien der Türken und die bitterste Noth zwangen sie dazu, ihren Glauben zu verläugnen. Einige wurden freilich schon in zarter Jugend dem Christenthum entrissen: die Türken beschnitten nach der Eroberung Kretas einmal 15,000 Christenknaben an einem Tag. Sehr Viele starben daran, die aber genasen, was wollten sie nun machen? Ihre Väter oder Brüder waren todt oder flüchtig, der verhängnißvolle Schnitt einmal geschehen:

kein Grieche hätte sie wieder für volle Christen angesehen. Auf das rein Aeußerliche der Religion kommt ja im Orient so vieles, ja fast alles an. Man versicherte mir: viele türkische Bauern seien heimlich noch Christen, wenn auch ihr Christenthum bloß im Taufwasser und Fastenhalten bestehe.

IV.

Chalepa.

Ein Bruder meines gütigen Gastfreundes geleitete mich nach Chalepa, wo er selbst wohnte, nnd hatte sogar, ein großer Luxus in diesem Berglande, einen Wagen bestellt. Als ich aber vor das Thor von Kanea kam, das nach Osten hin sich öffnet, schaute ich mich verwundert um. War ich denn auf einmal wieder an Marokkos Küsten verschlagen? Gelber Sand, Agaven mit riesigen Blüthenschäften, links Negerhütten am blauen Meer, zur Rechten ein echtes Araberdorf mit schwarzbraunen Zelten. Richtig, da kam ja das dunkelbronzirte Volk heraus, die Männer halbnackt und mit wulstigem Schwarzhaar, die Weiber und Mädchen mit Sprößlingen behangen und im Gesicht mit schwarzblauen Strichen

und Ringen tätowirt, wie bei uns die Lämmer und Schafe, ganz wie ich sie bei Mogador und Mazagan gesehen. Da standen aber auch die Allerunseligsten am Weg und hielten die Hand auf, elende Aussätzige — ein gräulicher Anblick. Ich verschob die nähere Besichtigung; denn es trieb mich, nach Chalepa zu kommen. Dieß ist ein Villenstädtchen, eine kleine halbe Stunde entfernt, wo außer reichen Türken all die Konsuln wohnen. Bald zieht der eine, bald der andere seine Flagge auf.

Hier hatte sich eine verehrte Freundin ihr Landhaus gegründet. Schon vor zwölf Jahren hatte ich in Rom ihre glänzenden Zirkel besucht: ihr wildes unseliges Schicksal erfüllte mich mit tiefster Theilnahme, wie ihr Geist und Seelenadel mit Bewunderung. Nun war sie öfter nach München gekommen, wo ihre nächsten Verwandten meine Nachbarn, und eines Tages, als sie von Reisen in die unbekannten stillen Länder Ostasiens sprach, wurde, wie sie in ihrer reizenden Schrift „Von Rom nach Kreta" erzählt, mein Rath Anlaß, daß sie rasch Griechisch lernte und nach Kreta ging. Hier traf sie ein zur rechten Zeit, um zahlreiche Thränen zu trocknen und den Wittwen und Waisen der Gefallenen ein tröstender Engel zu werden. Wohin immer ich auf der Insel kam, nannte das Volk dankbar ihren Namen.

Sie aber war unterdessen von dem tief gewaltigen Zauber umstrickt, den die Natur auf dieser Insel ausübt, welche sie selbst mehr als Irgendeiner durchforscht und von Künstlern hat abbilden lassen. Die innigsten Vorstellungen vermochten nicht mehr, sie von diesem Erdfleck loszureißen, wo der Mensch so wenig, die Natur alles bietet, wo in tiefen Einsamkeiten man ein blühendes Paradies sich schaffen möchte, bliebe die Sehnsucht danach nur nicht immerdar ein schöner, ach so quälender Traum.

So kam es, daß ich auf dieser entlegenen Insel den herzlichsten Willkomm fand und mein ruhiges Zimmer geschmückt mit den duftigsten Blüthen. Seine Aussicht ging über Orangengärten auf das Meer. Gegen Abend machten wir einen Spaziergang auf den Höhenzug, an dessen steinigem Abhang Chalepa liegt. Dieses Wort selbst, das noch öfter auf Kreta vorkommt, bedeutet eine steinige Gegend. Wiederholt, wenn ich mir auf dieser Insel wohltönende Ortsnamen erklären ließ, waren sie der Landschaft lebendige Anschaulichkeit selbst. Von jener Höhe sieht man das Villendorf auf einem Hügel zu seinen Füßen, überragt von einem stattlichen Venetianerschloß, etwas tiefer die ausgezackte Küste, auf der Halbinsel die Stadt, und jenseits derselben wie eine stehende weiße Wolkenwand das Schnee-

gebirge, zwischen Meer und Bergen aber eine entzückende Landschaft ausgebreitet.

Bei der Heimkehr fand ich den ersten Dragoman des Generalgouverneurs, der gekommen war, mich in dessen Namen zu begrüßen, und einen Regimentsarzt, der Italiener von Geburt fertig Französisch Griechisch und Türkisch sprach. Diesen ebenso braven und liebenswürdigen als gebildeten Mann, der nächst meiner Freundin wohl am meisten von Kreta kannte, hatte sie vermocht, mich durch die Insel zu begleiten. Ich konnte es gar nicht besser treffen, und da ich die musterhafte Karte von Kreta, welche die Gesellschaft für Erdkunde nach der Spratt'schen redigirt hat, bei mir trug, so machten wir sofort den Plan zu einer Rundreise von zwölf Tagen

Andern Morgens ging ich zuerst zum arabischen Duar vor dem Thore der Stadt. Da waren alle Hütten überfüllt. Es waren Leute von der afrikanischen Küste, die Kreta gegenüber liegt, hauptsächlich Bengassi-Araber. Der Hunger hatte vor einigen Jahren ein paar Boote voll herübergetrieben, und da die Araber nach Hause berichteten, das Land fließe von Milch und Honig, so folgten gleich mehrere Boote, vollbeladen daß, ihr Bord kaum eine Handbreit über Wasser ging. Wie viele auf der See versunken, weiß man nicht. Hätte der

Pascha nicht neue Ankömmlinge abgewehrt, so würde man bald in der ganzen Insel von kleinen Räubereien gehört haben: denn der Eigenthumsbegriff geht einem Natur-Araber gar schwer ein. Ein Theil der schwarzbraunen Gesellen brachte Frauen und Töchter mit, die jederlei Art von Verdienst zugänglich schienen, während die Männer sich als Lastträger und Tagelöhner in der Handesstadt umthaten. Die Weiber schmückten sich mit Ringen von Gold oder Messing an Arm- und Beingelenken: im Gesicht aber trägt eine jede ihr blauschwarzes Stammeszeichen. Das Innere der Hütten war nicht unsauber, einige Inhaberinnen hatten es sich nach ihrer Art mit Geräth und Matten wohnlich gemacht. Wie viele Bewohner der Duar hat, weiß man nicht: sie kommen und gehen, und im Alter ergreift sie regelmäßig die Sehnsucht nach der süßen Luft der Heimath.

Da die Weiber drüben in Afrika die Salzwasserfahrt mehr scheuten, als die Männer, so holten diese, wenn sie zwei oder drei Monate auf Kreta gewesen, sich regelmäßig ihre Gattinnen aus dem Negerstädtchen, das wenige Schritte weiter auf der andern Seite der Landstraße liegt. Während aber die Araber ihrer heimischen Weise treu bleiben, und auf einer kleinen Rundmauer von Lehm und Steinen

ihre Zelte aus grobem Zeug und Reisig und Binsen aufrichteten, haben sich die Neger schmucke Steinhäuschen gebaut, die sie fleißig mit Kalkfarbe anstreichen. Dieses Neustädtchen (Neapolis) wurde zu Mehemed Ali's Zeiten von ägyptischen Soldaten, die billiger zu leben suchten, angefangen, und da Kanea seine Einwohner nicht mehr fassen kann, so baut sich der Ortschaft der Schwarzen eine Hütte nach der andern an, so daß sie bereits die Wälle entlang zum Ufersand des Meeres hinabgehen.

Freiwillig — denn das Gesetz nöthigt sie nicht dazu — geschieht auch die Auswanderung der Aussätzigen. Es gibt ihrer in allen Orten auf der Insel, nur nicht im Sphakioten-Lande, und bei Türken weniger als bei Griechen. Bei Kanea wohnen über hundert Aussätzige, ihre armseligen Nothhütten stehen längs einer Landstraße. Einigermaßen Wohlhabende konnte ich unter ihnen nicht bemerken, bloß die Armuth scheint mit diesem gräßlichen Fluche geschlagen. Da stehen und hocken sie nun am Wege, und flehen mit ihren heisern oder kreischenden Stimmen die Vorübergehenden an, und weisen ihre verstümmelten Gliedmaßen, die häßlichen Klumpen am Körper, und die gräulichen Geschwüre, in denen Kalkweiß und Blutroth sich abschreckend mischt. Ich sah Frauen dabei, die mit ihren Männern in der-

selben Elendshütte lebten, jedoch keine Spur von Aussatz hatten. Das Uebel muß also nicht ansteckend sein: der Volksglaube aber, daß schon der stinkende Athem eines Aussätzigen verpeste, läßt sich nicht ausrotten.

Die Griechen haben für den Aussatz ein Wort, das soviel als Blutzersetzung bedeutet: in der That soll die Krankheit darin ihren Grund haben. Bei dem Einen greift sie rasch, bei dem Andern langsam um sich. Selten erscheint sie vor den Jahren der Mannbarkeit. Das erste Zeichen ist gewöhnlich, daß der Kopf anschwillt, das Auge stier, das Athmen beschwerlicher wird. Darauf ist es, als wenn innerlich die Knochen weich und verdreht würden, der Aussätzige wird linkisch und stampft wie ein Pferd. Bald werden alle Knorpel und Sehnen angegriffen, Brust und Bauch viereckig, Finger und Zehen fallen ab Glied auf Glied, dann folgt die Hand, endlich fällt auch der Arm ab. Der Unglückliche, dem vorher das Schlucken sauer wurde, ist nun gefräßig, Schaum tritt auf die Lippen, Geschwüre brechen aus, das Gift setzt sich in Schuppen und Knollen auf der Haut ab, und, was das Traurigste ist, der Tod säumt, als hätte auch er einen Ekel vor dieser fürchterlichen Krankheit.

In den Ländern, wo sie seit uralter Zeit hei-

misch, in Aegypten Palästina Syrien Cypern und Kreta, hält sie sich am längsten. Sollte das kalkige Wasser hier daran Schuld sein? In Cypern sah ich jedoch nur bei der Hauptstadt Nikosia Aussätzige. In Kreta gibt es am meisten, es sollen ihrer noch immer mehrere hundert sein.

Um die entsetzlichen Eindrücke wieder zu verwinden, mußte ich mich erst ein wenig in der Stadt ergehen, und da das bunte Leben auf den Straßen öfter meine Schritte anhielt, so kam ich wohl zu spät ins Serai. Hier trat man mir etwas unwillig mit den Worten entgegen: der Generalgouverneur warte schon lange. Ich fand in ihm einen durchaus europäisch gebildeten Herrn, übergab einen großen Empfehlungsbrief vom türkischen Botschafter in Wien, und als ich nicht umhin konnte, das Vergnügen zu äußern, das mir der feine Tabak und das sieben Fuß lange dünne und hellglänzende Pfeifenrohr machte, so wurden wir bald gute Freunde. Der Pascha hatte daran gedacht, wie er sagte, daß wir die Reise durch die Insel mitsammen machen wollten, fand aber, da er noch neu in seinem kretischen Amte, noch zu viel in der Hauptstadt zu thun.

Bei andern Besuchen fiel mir auf, wie sehr die alte kretische Tracht aus den bessern Kreisen ver-

schwunden: die Damen vollends lieben nur Pariser Moden. Unvermuthet fand ich hier von einer Hofdame, deren Schönheit einst in Athen und in München berühmt war, die reizende Schwester. So wenig aber Europa mit dieser Insel Verkehr hat, und obgleich der kretische Kaufmann zehnmal eher nach Smyrna, als nach Triest und Marseille geht, so spürt man doch im Vergleich mit Cypern die größere Nähe des Welttheils der Herrschaft und der Bildung, und zwar in den Ansichten sowohl als in der Einrichtung der Menschen.

Schon am selben Abend war der Muschir — diesen hohen Rang hatte der Generalgouverneur — gütig genug, in Chalepa meinen Besuch zu erwiedern, und sein Sekretär übergab mir den langen Bogen, dessen eine Seite inwendig zu meinen Gunsten mit türkischen Vorschriften an die Behörden, und die andere mit der französischen Uebersetzung beschrieben war. Am nämlichen Abend kamen noch drei Konsuln und der Kanzler eines andern Konsulats, obwohl ich selbst nur zwei der Herren besucht hatte. Sie erschienen aber, um in ihrem Gaste meine Freundin zu ehren, ein wenig auch wohl deßhalb, um den Fremden zu sehen und Neues zu hören. Denn in Kreta hat man nicht jedes Jahr einen Reisenden, und in der orientalischen Oede

hungert alles nach Stoff zur Unterhaltung für sich und andere.

Am nächsten Morgen sollten in der Frühe die Maulthiere bereit stehen. Allein der Regimentsarzt schrieb: der Vermiether, der sie aus der Nachbarschaft bringen sollte, bleibe unsichtbar. Ich antwortete: Gute Bergpferde seien mir ebenso lieb. Eine zweite Nachricht besagte: es gebe auch Schwierigkeiten wegen der Vertretung meines Reisegefährten im Spital, und er solle noch eine Urkunde ausstellen, daß er für meine Begleitung von der Regierung nichts fordern wolle. Verwundert las ich meinen langen Empfehlungsbrief durch, und siehe da, unter vielem andern stand auch darin: die Verpflegung für mich und meine Leute und Pferde gehe auf meine eigene Rechnung. Nun wußte ich wohl, daß bei den türkischen Beamten, wie bei den griechischen Geistlichen und Landleuten nur Gastfreiheit zu erwarten, und daß ich die Kosten, die ich verursachte, möglichst durch Trinkgelder und Geschenke auszugleichen hatte. Es war also jene Klausel nur eine Vorsicht, daß der Regierung nicht, wenn ich längst wieder außer Landes, lange Kostenlisten meinetwegen eingereicht würden Ueberhaupt habe ich öfter die Geduld und Freundlichkeit der Paschas bewundert. Jeder Fremde macht ihnen

Plackerei Aufsichtssorgen und Verantwortung. Kommt etwas Unangenehmes vor, gleich lassen die guten Freunde in Konstantinopel davon einen Schlauch voll Anklagen anschwellen. Außerdem sind die Türken geneigt, selbst in dem schlichten Gelehrten entweder einen politischen Späher, und zwar meist für russisches Gold, oder eine Art von Industrieritter zu erblicken, der mit Ausgraben von antikem Schmuck und Bildwerk sich Schätze machen will. Denn warum sollte er sonst kommen? Jeder Reisende kann sich also darauf gefaßt machen, daß bei größter Liebenswürdigkeit man ihn im Stillen zu allen Teufeln wünscht.

Ich ließ mir die Zögerung nicht leid thun, gab es doch auf jedem Fleck kretischer Erde noch genug zu lernen und zu schauen. Noch am Vormittag bestieg ich die nächste Anhöhe. Der Himmel war eine unermeßliche Lichtfülle, und Erde und Meer strahlten hier im frischesten Saftgrün, dort im tiefen kräftigen Blau. Auf einmal überkam mich das wonnige Gefühl des Alleinseins. Seit ich Aegypten verlassen hatte, den Suezcanal und die ganze syrische und kleinasiatische Küste entlang, ebenso auf der Rundreise in Cypern, war ich nicht einen Augenblick allein gewesen, es sei denn daß ich in mein Kajütchen flüchtete. Das ist wirklich im Orient

höchst ungemüthlich: entweder wird man als ein armer Schlucker belächelt, oder man muß einer lächerlichen Ehre wegen ein ewiges Geschleppe von Leuten um sich haben. Hier soll man reiten und dort soll man fahren, und wird feierlich abgeholt und gebracht und behütet, als lauerte an jeder Ecke der Menschenfang. Das wird zuletzt zu einer Qual, wie sie nicht unerträglicher sein kann. Denn jeden Menschen, der zu eigenem Denken geschaffen, drängt es zu Zeiten, in das kühle stille Dunkel seines Innern einzukehren, gleichwie der Fisch nicht stets an der sonnbeglänzten Oberfläche des Wassers spielen kann. Die meisten Dinge und Menschen geben ja immer nur Anregungen, seine besten Ideen und Gefühle schöpft jeder doch aus den eingeborenen Tiefen.

So stieg ich herzensfroh immer höher, und weidete Sinn und Seele an der wunderreichen Landschaft. Wo in der Welt tritt die Majestät weißer Schneealpen so dicht an die blaue unendliche Meerfluth? Hoch darüber der lichtfunkelnde Aether, tief dazwischen der sanfte Schimmer von Grünhügeln und lächelnden Gefilden. Wo sind alle Farben so vereinigt und zugleich so leuchtend und doch alle so harmonisch? Hehre Größe ringsum: aber wohin der Blick sich wendet, koset ihn himmlische Anmuth, —

urweltliche Götterriesen recken sich, umschlungen von Blüthenbetten und geküßt von lieblichen Grazien.

Das Helle und Heitere der Landschaft läßt auch sofort ihre Theile deutlich unterscheiden. Ringsum ziehen sich im schönen Schwung die Bergreihen: da wo sie am höchsten streben, überhöht sie eine lange weiße vielgipfelige Wand. Ihre Schneeweiße ist so rein und allgleich, daß die niedern Bergzüge sich in scharfer Linie bräunlich davor abheben. Von ihnen nieder ergießen sich grünschimmernd die Wellen des Hügellandes, bis es in die goldene Ebene ausgeht, die von zahllosen Ortschaften und Hainen und Klöstern besetzt ist. Vom tiefblauen Meer aber sieht man gerade so viel, daß seine Größe alles hebt und nichts erdrückt. Dunkle Vorgebirge stürzen sich in die Fluthen, es fehlt nicht ein Capri, nicht ein Monte Pellegrino, und in duftigen Linien schwimmen schöne Halbinseln hinaus in die spiegelnde Ferne. In des Horizontes Tiefe sieht man noch etwas wie graues stehendes Gewölk scharf umrändert, das ist auf dem Peloponnes der spartanische Taygetus.

Vergebens sann ich auf dem Rückwege nach, wo ich schon solche Gegenden gesehen. In Italien nirgends, auch im ganzen Orient nicht. Das Wonnige und Selige, das über den griechischen und italieni=

schen Landschaften schwebt, hat diese kretische auch, aber wo wären sonst noch diese Massen von energischem Lichtgrün, dieser weite Schneeglanz, und all das Blitzende und Gewaltige in der Landschaft? Am ersten noch auf den Inseln Thasos und Samothrake, wenn ihr Gebirge mächtiger wäre. Nur die Fülle von heiterer Pracht und Größe in unseren Voralpen bei den großen Seen und die Canarischen Inseln können sich mit Kreta messen. Denn das uralte Minosland hat viele, viele solcher Landschaften.

V.

Platanias und Nopigia.

An den hohen Schneeketten verglühte sanft das Frühroth, und die helle Sonne fing an, unabsehlich grüne Saaten und Wiesen und üppige Haine zu enthüllen, und zahllos dazwischen weiße Landhäuser, die lockend aus Gebüsch und dunkeln Cypressen hervorblickten. Nicht des Marmors Edelweiß schimmerte dort, sondern nur die beliebte türkische Kalktünche: was that's, stiegen doch hier und drüben Palmen und Pinien hoch über die Dächer. Die stille Fluth zur Seite hob und senkte leise den Busen, und der stoßweise frische Hauch, der über die Wellen kam, machte das Athmen des Meeres noch beredter. Die Luft aber war ein einziges wonniges Duften, und

dieser Wohlgeruch war erregend wie Waldwürze und helles Bergwasser.

In dieser Frühzeit, welche die köstlichste vom ganzen Tag, ritt ich am Strande hin. Der Reisezug war der im Orient gewöhnliche. Eine Strecke voran reitet der Zaptieh, ein türkischer Gendarm in kleidsamer Zuaventracht, wie sie jeder Pascha und Kaimakam zu Duzenden um sich hat, eilends die Befehle durch sein Gebiet zu tragen. Diese Leute sind in der Regel geschickt und zuverlässig, halten auf die Ehre ihrer Schaar, kennen alle Wege, und Abends schaffen sie Quartier, sei es in Güte oder mit Gewalt. Nach dem Zaptieh kommt der Reisende, hinter ihm reitet sein Dragoman, an dessen Stelle ich dießmal einen gebildeten Regimentsarzt zum Gefährten hatte, und dann folgt der Diener mit dem Gepäck- und Küchenpferd. Letzterer, ein roher türkischer Bursche, Namens Ali, trug mein Doppelgewehr, Zaptieh und Arzt hatten ihre Flinte über dem Rücken. Pferde und Maulthiere sind gewöhnt, eines hinter dem andern zu gehen. Mit der Nilpferd-Peitsche muß man, um ein paar Worte neben einander zu sprechen, sie zum Vorreiten zwingen, und gleich fallen sie wieder in ihre Gewöhnung, hinter einander zu trotten. So wird wenig unterwegs geredet, schweigend zieht man den ganzen Tag dahin,

und außer zu Mittag- und Vesperbrod verläßt man den Sattel nur dann, wenn Gelegenheit sich findet zu einem guten Schuß. Liegt das Wild im Dampfe, so zeigt der Zaptieh lachend die weißen Zähne: ist gefehlt, murrt er über den Aufenthalt. Denn er und der Diener sind stets mit einander verschworen, immerfort trachten sie nur, wie sie den Reisenden rasch durchs Land führen, damit im Quartier sich so viel mehr Zeit ergebe zur behaglichen Ruhe.

Mit wachsendem Entzücken sah ich die weitgewaltige und doch so anmuthsvolle Landschaft sich ausbreiten, im Meeresblau die hochgethürmte Insel Theodoros, um deren öde Klippen die Fluth schäumte, auf dem Strande daneben auf dräuender hoch abstürzender Felshöhe das Städtchen Platanias, dahinter die von Ortschaften besäete Ebene, eingefaßt von grünschimmerndem Hügelkranz, die üppigen Hügel aber rings umwallt von ernsterem Gebirg, über das steilauf zum strahlenden Himmel die weißen Wände stiegen. Kaum ließ sich in ihrem reinen Schneeglanz eine dunklere Rippe oder Spitze entdecken. Kam ich aber mit den Blicken wandernd weiter an's Ende des Rundblicks, da schwamm ins Meer hinaus die hellweiße Hauptstadt Kanea, die Spitzsäulen ihrer Minarets stachen in die Lüfte. Draußen im Meer hielten acht kleine Segel darauf zu.

Das war dorten die uralte Stadt der weitberühmten Kydonen, und diese hier, jetzt Platanias, hoch oben im Buschgrün auf dem Felsberg über glänzendem Meer, war einst Pergamon, von Aeneas gegründet, wo er unsägliche Leiden erduldete. In der zaubervollen Frische der Landschaft winkten und wogten die antiken Sagen und Gebilde, als wären sie neuverjüngt, und himmlische Reiselust rann mir durch alle Adern.

Kreta war ja der Mittelpunkt im Meer, um welchen sich die Fahrten der Odyssee hin- und herziehen, und auf welchen das wohllautende Lied immer wieder zurücklenkt.

„Kreta nennt sich ein Land im dunkelschimmernden Meere,
Ueppig, der Anmuth voll, und ringsumflossen. Da wohnen
Menschen gar viele, unzählige, neunzig gibt es der Städte.“

Diese homerischen Ruhmverse konnten Virgils Nachbildung nicht entgehen, sie fiel etwas schwächlich aus, dafür aber fügte er das Abenteuer an: wie Aeneas auf Göttergeheiß glaubte, nach dem fernen Kreta schiffen zu müssen, „wie er dort begierig die ersehnte Heimstätte, die er Pergamos genannt, umwallte, und froh dieses Namens sein Volk sich Heerde gründete und über die Dächer die Burg steigen ließ. Schon waren die Schiffe in Reihen aufs Trockene gezogen, schon rüstete sich die Jugend für neue

Fluren und Ehen, und Aeneas vertheilte Häuser und Rechte: da kam plötzlich durch Luftverderb für Menschen und Bäume die tödtliche Seuche, das Pestjahr. Da schieden sie aus dem geliebten Leben oder konnten kaum die siechen Glieder noch schleppen. Da brannte der Sirius die dürren Aecker aus, es verdorrten die Kräuter, und die kranke Saat versagte die Nahrung." Endlich erfuhr Aeneas, daß er das Orakel mißverstanden und nicht Kreta, sondern Hesperien ihm bestimmt sei.

Virgil hatte richtig für sein neues Pergamon die schönste Stelle der Insel ausgewählt, soweit kannte man in Rom die Insel schon. Im Uebrigen giebt des Dichters Schilderung deutlich zu erkennen, daß er nie auf Kreta gewesen, ja sich von der Landesnatur nur oberflächlich unterrichtet hatte. Wie sollte auf dieser Insel eine so schreckliche Dürre entstehen? Hier, wo das Hochgebirg drei Viertel des Jahres Schnee umlastet, des Schnees Verdünstung die Luft erfrischt, und von seinem Schmelzen die Gewässer hinabrinnen in die Wälder und aus diesen unversieglich auf die thauigen Fluren. Wohin der Blick auf die Karte von Kreta fällt, überall ist ein wahres Gewimmel und Gezüngel von Bächen und Flüßchen. Gerade dieß, daß seine Fluren und seine Lüfte immer frisch und wasserreich blieben,

hat dieses Volk durch all die Drangsale der Jahrtausende kernig und kräftig erhalten. Könnte diese Insel jemals das Schicksal des hinsiechenden Cypern treffen, so läge die Schuld nur im Abholzen und Abbrennen der Berge, zu deren Höhe die Wege zum Glück ziemlich lang und beschwerlich sind.

Welche krystallenen Fluthen sich brausend von den Bergen stürzen, sollte ich gleich darauf erfahren, als wir unter dem Hochberg von Platanias, der vor Zeiten wohl ein wogenumspültes Vorgebirg gewesen, wegritten und an den Platanos kamen, der im Alterthum Jardanos hieß. Hellströmend mit breiter Wasserfülle schoß der Fluß dahin, eine lange Steinbrücke lag darüber hingestreckt in malerischen Ruinen. Der Zaptieh sagte: es helfe nichts, sie wieder aufzubauen, der Fluß werde sie ja doch wieder einreißen. Natürlich, wenn man der Strömung freiesten Spielraum läßt und wenn links und rechts das Land versandet.

Unten am Fluß ist jetzt die altberühmte Platanenwaldung vollständig weggerissen und ihr Boden versandet. Weiter oben in der Waldschlucht stehen noch die Prachtbäume mit den herrlichsten Rebengehängen und Verschlingungen. In ihrer dunklen Schattenkühle reifen die Trauben so spät, daß man sie noch tief im Winter frisch von der Rebe bekommt.

Vor mehr als dritthalb Jahrhunderten kam ein Engländer Lithgow hieher und nannte das Gefilde von Kanea seiner Pracht Fülle und Nutzbarkeit wegen den diamantenen Glanz, das Honigland der Insel, ja den schönsten Garten der ganzen Welt. Nirgends gebe es eine Luft, die temperirter, und einen Boden von größerer Fruchtbarkeit, hier stritten Bacchus und Ceres mit einander, und die tiefe Spiegelbucht von Suda sei ein natürlicher Ruheplatz für Neptuns Gottheit.

Daß dieses Land solche Götterversammlung anziehe, schien mir immer natürlicher, je mehr ich seine Reize kennen lernte. Auch Lykurgos hatte die herrliche Insel erkoren, als er sich selbst in die Fremde verbannte, um nicht Umstände zu erleben, die ihn nöthigen könnten, seine Gesetze zu ändern. Auf dem kretischen Pergamon soll er gestorben und begraben sein. Sein Grab zeigte man ehemals vor einem Thore an der Landstraße. Die Sage hat nicht übel gewählt: dort oben hatte der gestrenge alte Herr die prachtvollste Aussicht, über den Meeresfluthen sah er in tiefer Ferne noch die Umrisse seines heimischen Taygetos, und dem neuen Wohnsitz zu Füßen nichts als blühende Gärten und köstliche Fruchthaine.

Ich glaubte früher, die schönsten Orangen gebe

es in Jaffa, die dicksten Trauben in Valencia, und auf den Canarischen Inseln hätten unsere Blumen ihre Kelche und Sterne am weitesten entfaltet. Dem allem ist nicht so, Kreta kann für sich allein diesen Ländern allen zugleich sich an die Seite stellen, es ist ein Treibhaus für das beste Obst und Gemüse und ein rechtes Paradies für Botaniker. Spargel wächst hier noch überall wild, der Distelkopf wurde hier zur schmackhaften Artischocke, Trauben und Orangen und Feigen und Granaten und Oliven und Karuben erreichen einen Umfang und eine Saftfülle wie nirgends sonst, und in dem überwogenden Gemenge von allerlei Laubgrün scheinen die weißen Landhäuser sich kaum noch oben zu halten, als sollten sie in diesem Baum- und Rebengewirr verstrickt und versunken werden, wie das Schloß im Märchen von Dornröschen. Die kretischen Wildrosen aber, die Glockenblumen, der Salbei und Thymian, die Orchideen, und all das kleine Schling- und Unkraut, das man bei uns mit Füßen tritt, schießen in Blüthen und Blätter, als wären die Pflanzen zehnfach veredelt und vergrößert zugleich. Schon bei Griechen und Römern war der Glaube allgemein verbreitet: auf Kreta geriethen alle Pflanzen und alle Früchte vortrefflicher als anderswo.

Und die Menschen? Wir ritten bald am Strande

hin, wo das anrollende Meer der Pferde Hufen umspielte, bald waren wir wieder tiefer im Land und im dichten Schatten uralter Oelbäume und Platanen. Ueberall erschien Leben und Bewegung. In den Feldern und Weinbergen wurde wacker gearbeitet. Züge von Lastthieren kamen mit Schläuchen, die auf einander gepackt, darin war entweder Oel oder Wein, — das Land fließt davon, unglaubliche Mengen werden verbraucht, es herrscht eine wahre Verschwendung. Dazu hat man gutes Brod und zahllose Gemüse, die man frisch aus der Hand ißt. Das Volk knoppert wie die lieben Lämmlein beinahe alles an, was am Boden grünt und schwillt, und beinahe alles schmeckt wirklich gut. Auch eine Menge Vieh wurde vorbei getrieben, Rinder und Schafe, die letzteren schleppten nicht die Fettschwänze wie auf Cypern, wohl aber lange Vließe. Und die Menschen auf dieser vielgesegneten Insel? Das war hier ein ganz anderes Volk, als auf Cypern. Dort ging alles so still höflich und gedrückt einher, hier wurden die Leute erst freundlich, wenn man sie zuerst grüßte. Ihre Gesichter hatten etwas Mürrisches und Störriges im Ausdruck, und so selten ihre Leiber das griechisch Schlanke zeigten, um so öfter gedrungene Kraft. In ihren Weilern und Dörfern aber fiel zweierlei ins Auge, eine Menge düsterer Ruinen

und volle Wirthshäuser. In Strömen Weins wollen die Leute in ihrem Trotz und Uebermuth den Gram vertrinken, den der Anblick allverbreiteter Zerstörung macht. Denn diese jammervollen Ruinen verdanken sie den türkischen Herren da in den weißen Landhäusern, die in der wuchernden grünen Ueppigkeit versinken wollen.

Ach, dieses Eden, an dessen einer Seite endlos leuchtet das blaue Meer, während die andere hohe Schneealpen umziehen, es ist bewohnt von Haß und Wuth und heimlicher Angst, denn es hat schon viel Blut getrunken. Drüben in Alikianu richteten die Venetianer treulos ein fürchterliches Blutbad an: sie wollten den gar zu kräftigen Volksstamm etwas lichten, wie man den Wald aushauet, damit es bessere Durchsicht gebe. Die Türken aber mordeten bei den zahllosen Aufständen alles, was Waffen trug, und die Kinder und Weiber schleppten sie zum Dienst in ihre Häuser oder auf die Sklavenschiffe. Die Griechen endlich hegten den Glauben: wenn sich einer der Ihrigen mit einer Türkin vergehe, so bringe das Schande und Verderben über die ganze Schaar, und dem wußten sie nicht anders zu begegnen, als daß sie die Türkinnen niederstachen, eine nach der andern. Und all dieser Gräuelthaten wegen — hat da auch nur eine wilde Blume we-

niger geblüht, nur eine etwas weniger geduftet? Im Gegentheil, wo ein Menschenleben ausathmete in Todesnoth, da war am Boden das nächste Jahr eine günstige Veränderung zu bemerken, aber nur eine ganz kleine. Eines Menschen Blut ist ja so leicht verschüttet, und wenn die Erde es weggetrunken, dann grünt die Stelle das nächste Jahr, aber nur dieses eine Jahr, ein wenig lebhafter — das ist alles.

Man darf solchen Gedanken nicht nachhängen, sie könnten Einen zum erbarmungslosen Fatalisten oder Menschenfeinde machen. Fort damit, — ein einziger großer Blick auf diesen Meer- und Alpenglanz, diese Farbenpracht der Gefilde, in welchen alles leuchtet und heimlich glüht und die Gesammtwirkung doch in so sanft gesättigten Tönen dahinfließt, — ein einziger offener Blick in die hehre Schönheit dieser Landschaft, — und wieder thaut die wonnige Ruhe, das geistige Wohlbehagen herab, das diese Stätte umkost und nicht weicht trotz all der blutigen Schicksale, die darüber hinstürmten. Mag es denn wahr sein, daß Menschenleben nichts ist im Weltenraum, als die kleine Mücke, die da vor mir hin und her sich wiegt im Spiel der Lüfte, als die kaum sichtbare Milbe, die da unten an einem Mooswürzelchen klebt, und mag in der ganzen Natur

bei Erlöschen eines Menschendaseins sich nicht ein Stäubchen rühren, so wenig als bei dem Vergehen dieses kaum sichtbaren Insekts, — es lebt dennoch in diesem winzigen Menschenpünktchen der Gedanke des Weltalls, lebt dennoch eine Ahnung des göttlichen Weltallgeistes. Darüber kommt man einmal nicht hinaus, und daran hängt sich ein Gewicht tröstlicher Folgerungen. —

Wir waren so oft vom geraden Weg abgeschweift, daß die Sonne schon auf ihrer Höhe stand, ehe wir das Kloster Gonia erreichten, wo Mittagsrast sein sollte. Des Klosters stattliche weiße Gebäude glänzten weiß am Felsgestade, nur ein wenig über den Fluthen, gerade im Ellenbogen, wo die diktynnäische Halbinsel anfängt auszulaufen. Griechische Mönche aber hatte ich schon zur Genüge gesehen: weiter oben sollte am Flusse ein herrlicher alter Olivenwald stehen. Ich bog also zur Linken ab nach Spilia. Wir durchritten ein paar Flüsse, in deren einem die Pferde zu schwimmen anfingen, und traten ein in den dichten Schatten des heiligen Fruchtwaldes. Das waren Riesen von Oelbäumen, und fast alle gaben sich erst den wunderlichsten Schwenkungen und Verknorrungen hin, ehe sie in die reinen Lüfte sich erhoben. Der Boden darunter aber war überzogen von kräftig sprossendem Grün,

und wo zur Seite der Fluß durchrauschte, erschien seine Linie geröthet durch hell blühendes Oleandergebüsch.

Das berühmte Orangendorf Spilia aber war in Grün ganz vergraben, aus jeder Mauerritze brach es hervor in seltsamen Gewächsen und Gehängen. Quellen und Bäche sickerten und plätscherten zwischen den Häusern, aus einem Gäßchen nach dem andern schoß das perlende Gewässer hervor. Es erinnerte mich an unsere anmuthigsten Ortschaften im Schwarzwalde, die thauige Frische der Luft aber war getränkt vom Dufte zahlloser Citronen und Granatblüthen.

Wir machten in Spilia Mittag, und gleich hatten sich eine Menge Leute gesammelt, die von Alterthümern hören wollten, und brennende Neugierde schaute ihnen aus den Augen. Auch hier liefen die übertriebensten Sagen umher von den Schätzen, die im Boden vergraben sind. Keinen Stein kann man aufheben, ohne daß die Leute flugs darunter blicken, ob nicht da Goldmünzen oder Edelsteine liegen. Nirgends ist der Reisende fortwährend von so vielen Späheraugen umringt, als im Orient, und ist er längst wieder von dannen, so unterhält man sich in Dörfern und Städten noch von seinen geheimen Absichten.

Hinter der Ortschaft ging es rasch in die Höhe an dem bergigen Rücken der Halbinsel, und ich bekam einen kleinen Vorgeschmack, was hierzulande Bergpfade sind. Auf der Paßhöhe von etwa achthundert Fuß erstreckt sich die Aussicht auf die ganze Länge der diktynnäischen Erdzunge, in deren Mitte sich das Gebirge bis zu dritthalbtausend Fuß erhebt, und dann läuft es ab in's Meer. Alles schien wild und öde bis nach Kap Spatha, soweit man sehen konnte. Einsamkeit und Schweigen umringt weit und breit die Stätte, wo sich einst das diktynnäische Heiligthum erhob: nur das Meer, das ewig an die Felsküsten schlägt, läßt weithin seine Akkorde erschallen. Von seinen Fluthen aufwärts zog dunkles Gewölke, und bald stand es in schweren Massen über der Halbinsel. Ich mußte mich losreißen von dem Anblick dieser Stätte, die einst hochgeehrt jetzt wie unter dem Banne des Todes und des Schweigens lag.

Als wir auf der andern Seite der Halbinselhöhe hinab stiegen, kamen wir gleich wieder in grünende Thäler, die sich in seltsam geformte Felsberge hineinschmiegen, und es erschien in der Tiefe der schöne blaue Busen von Kisamos. Wir waren jetzt in der Gegend des alten Methymnä, tiefer unten lag die Ortschaft Nopigia. Ich wollte zu den Ruinen der alten Stadt, und der Zaptieh heischte von dem

Besitzer eines Meierhofs, der mit seinen Leuten gerade ins Feld wollte: er solle mitgehen und den Weg zeigen. Dieser erwiederte: wir würden den Weg schon finden, er habe keine Zeit. Da fuhr ihn der Gendarm schrecklich an mit Schimpfworten. Der Mann erblaßte und biß die Zähne zusammen, dann lächelte er und war willig uns zu begleiten. Ich bemerkte, wie er mit den Augen seinen Knechten oder Taglöhnern winkte, und sie alle hoben Geräthe auf und folgten. Vielleicht hätten wir ein kleines kretisches Volksstück erlebt, hätte nicht mein Gefährte, der Arzt, dem Mann höflich und achtungsvoll zugesprochen Nun wurde er freundlich, und begleitete uns zu den Trümmern der alten Stadt, die weit von einander zerstreut sind.

Es gibt auch wenig daran zu sehen. Höchst merkwürdig aber ist ein uraltes Kirchlein des hl. Georg. Gewiß ist es eines der ältesten in der Christenheit: in Kreta entstanden ja schon zu Paulus Zeiten christliche Gemeinden. Sollte man aber damals schon gewagt haben, eine Christuskirche wie diese hier, auf die Ruinen eines griechischen Götterhauses zu setzen? Rings ist die Stätte noch von einem Haufen von Mauerresten umgeben, die anzeigen, daß hier ein bedeutender Tempel stand. In

späterer Zeit wurde das Kirchlein in Thür und Gewölbe mit Schwibbogen versehen.

Man machte mich aufmerksam, daß es von Norden nach Süden stehe, und fragte nach dem Grunde. Ich konnte mir nur denken, daß man recht auf die Cella des alten Heiligthums den Sieg des neuen setzen wollte und deßhalb von der Regel abwich, welche vorschreibt, christliche Kirchen von Westen nach Osten zu bauen. Aber ist diese Regel nicht selbst vorchristlichen Ursprungs? Das heilige Grab zu Jerusalem kann die Richtung nicht gegeben haben, sonst müßten sich die Kirchen im Kreis um Jerusalem drehen, wie die Moscheen mit ihrer Kiblah um Mekka. Nach der aufgehenden Sonne aber den Altar oder im Gebete das Antlitz hinzuwenden, ist eine Naturempfindung und nicht gerade christlichen Ursprungs, wahrscheinlich eine religiöse Ueberlieferung der arischen Völker, denn auch bei Persern Griechen und Römern findet sie sich. Als aber das Christenthum sich vom jüdischen Wesen losgerungen hatte, da wurde die Richtung der Christuskirchen nach dem Osten hin zum Gesetze gemacht, um sie auch dadurch von den Synagogen zu unterscheiden. Denn bei den Juden war der Gräuel größter, den in Ezechiels Prophetien jene Männer begingen, „die ihren Rücken gegen den Tempel des

Herrn und ihr Angesicht gegen den Morgen gekehret hatten und beteten gegen der Sonnen Aufgang." Man denkt dabei an eines der schönsten Gedichte im Rigveda, wo der arische Hausvater in heiliger Morgensfrühe mit den Seinigen vor die Wohnstätte tritt und die Hymne zum Varuna anstimmt. Auch die alten Germanen auf den canarischen Inseln hatten die Gewohnheit, mit aufgehobenen Händen zur Sonne hin gerichtet zu beten.

VI.

Kisamo Kasteli.

Es war ein schönes Stündchen auf den grün umbuschten Trümmern bei dem altersgrauen Steinkirchlein des hl. Georg. Sagen und Träume aus längst vergangenen Zeiten weben noch an solchen Stätten und können und wollen nicht verbleichen, jede leise Luftwelle spielt sie dem Sinnenden zu. Zu Füßen des alten Tempelhügels rauschte und rauschte ein Bergstrom, und über das goldgrüne Gefilde streifte der Blick zu den Küsten hin und ruhte auf der sanften Meeresbläue zwischen den weit hinauswallenden Bergzügen.

Der Zaptieh mahnte zum Aufbruch. Noch eine gute Stunde war bis zur Festung Kisamo Kasteli zu reiten, wo ich bei dem Kaimakam zu Nacht bleiben

sollte. Der Weg ging fast immer durch prangenden Olivenwald. In dem üppigen Saftgrün unter den alten herrlichen Bäumen weideten Schafe Rinder und Pferde, und an den Rändern der Baumpflanzungen lachten auf und ab goldene Saaten.

Es war ein Bild des Glücks und des Friedens, um so erquicklicher, als in all den Ortschaften, durch welche wir zogen, häßliche brandgeschwärzte Trümmer und Berge vom altem Mauerschutt entgegenstarrten. Schrecklich hatten die letzten Aufstände gewüthet: man mußte noch dankbar sein, daß sie wenigstens die schönen Oelbäume stehen ließen. Eine Menge der Häuser hatte Mohammeds Söhnen gehört, die sich in der schönen fruchtreichen Kisamos-Ebene niedergelassen. Sie gingen in den Kriegsunruhen zu Grunde, und zu ihren verlassenen Wohnungen meldete sich viele Jahre kein Erbe, bis sie verfielen. Die Türken aber machten es sich zum Gesetz, die Häuser ihrer Hauptfeinde zu zerstören, aus Rache oder zur Strafe oder zum abschreckenden Beispiel, und das waren in der Regel die besten Wohnungen. Waren Weib und Kind und Greis, die darin gelebt hatten, nicht zeitig in die Berge geflüchtet, so machte der blutige Handschar ein kurzes Ende mit ihnen. Nun bleiben die Häuser in Trümmern da liegen, entweder weil die Eigenthümer

noch draußen auf der Flucht, oder weil sie verarmt sind, oder weil sie neue Unruhen fürchten. Ueberall in der Türkei scheidet die Kinder desselben Landes ein tiefer Abgrund des Hasses, aber vielleicht nirgends ist der Haß so frisch und heißköpfig, als zwischen griechischen und türkischen Kretern.

Vor der Stadt war ein weiß schimmerndes Feldlager von dreißig Kompagnien Soldaten, die am Neubau der Festungswerke arbeiteten. Das alte weiträumige Venetianerfort genügt den Befehlshabern auf der Insel nicht mehr. Kisamo Kasteli soll ein großer fester Platz werden, der ein kleines Heer aufnehmen kann. Eine ähnliche Festung, wie hier an der Kisamo-Bay, wird einige Stunden westlich von Kanea an der Suda-Bay errichtet. Beide sind bestimmt, bei neuem Aufstande der türkischen Bevölkerung zur sichern Zuflucht zu dienen, zugleich aber, weil sie trefflichen Ankerplatz haben, den Kriegsschiffen zum Ausladeplatz von Truppen und Zufuhren. Es ist besonders darauf abgesehen, die Sphakioten im Schach zu halten: weil es aber an deren Küste im Süden keine guten Häfen gibt, so mußte man solche an der Nordküste befestigen. Der Sphakioten wegen wurde auch Kanea, das ihnen gerade gegenüber liegt, an Stelle von Kandia oder

Megalo Kastron zum Hauptort der Inselverwaltung erhoben.

Bei dem Zeltlager setzte sich der Zaptieh, wie es bei dem Einreiten in Städte gebräuchlich ist, in scharfen Trab, und wir rasselten durch die Straßen, bis wir vor den Konak oder das Amtshaus kamen. Da saßen vor dem Eingang auf einer Steinbank der Kaimakam und der Oberst, und sie wußten nicht recht, ob sie sich erheben sollten, uns zu begrüßen. Früher ging wohl ein türkischer Befehlshaber, der einen Franken erwartete, im Amtszimmer auf und ab, um nicht bei Eintritt des verhaßten Fremdlings von seinem Sitz aufstehen zu müssen. Hier in Kisamo Kasteli wehte mich noch ein wenig alttürkische Luft an. Alle anderen Paschas und Effendis, mit welchen ich zusammenkam, hatten die schwere und hochansehnliche Wichtigthuerei längst aus dem Fenster geworfen, und begrüßten mich in der freien und heiteren Weise, wie es bei uns Sitte ist. Erst nachdem mein Begleiter über mich berichtet und meinen langen türkischen Empfehlungsbrief entfaltet hatte, lud mich der Kaimakam ein, neben ihm auf der erhöhten Stufe zu sitzen, und dann stellte er mich dem Obersten vor. Nun erschien auch bald Kaffee und Langpfeife, wie es Sitte ist, und dazu ein großes Glas von süß säuerlichem Ge-

tränk. An der Güte dieses Bechers und an der Länge der Pfeife darf man meistens Wohlstand oder Artigkeit des Besitzers abmessen. Vor uns aber saßen auf Stühlen Offiziere in neuen Uniformen, und immer kamen mehr, auch Angesehene aus der Stadt, und es wurde eine lebhafte Unterhaltung.

Ist das Eis einmal gebrochen so freuen sich die Orientalen selbst, einmal herzhaft lachen zu können, und die Neugier ist von den Griechen auf sie übergegangen. Die europäische Welt ist den Türken plötzlich auf den Nacken gekommen, und jetzt möchte Jeder, der nicht ganz vernagelt ist, doch einiges davon wissen, oder wenigstens so thun, als wüßte er etwas davon. Der Kaimakam war einst mit Veli Pascha in Berlin gewesen, um den großen Orden ihres Sultans zu überbringen. Er selbst redete eine Art Französisch, der Sekretär, der früher selbst ein Kaimakam gewesen, sprach fließend Italienisch, und zuletzt stellte sich ein Dritter mit seinem gebrochenen Englisch ein. Im Orient ist jeder Gebildete vielsprachig, und gerade als höchster Beweis der Bildung wird gerühmt, wie vieler Sprachen man mächtig ist.

Nachdem nun alle ihr Täßchen Kaffee gehabt, äußerte ich den Wunsch, die Alterthümer zu sehen.

Die ganze Gesellschaft erhob sich, mich zu begleiten, und der Kaimakam schritt voran. Gleich am Eingang des Hauses stand ein antiker Steinsessel, seinen Zwillingsbruder daneben hatte Jemand sich jüngst erst bequemer zurecht gehauen. Im Gärtchen im Hofe lehnte in einer Ecke eine riesige Metellus-Statue, die in dem feinkörnigen harten Kreta-Kalkstein sehr energisch ausgeführt war. Besiegte Kreter zu seinen Füßen heben den Feldherrn gleichsam empor. In dem Bildwerk, welches den Harnisch schmückte, wollen schwebende Siegesgöttinnen den Helden, der es bescheiden abwehrt, krönen: darunter sieht man die Wölfin mit Romulus und Remus. Ein griechischer Bauer, der vor zwei Jahren diese Bildsäule ganz in der Nähe endeckte, hatte sie erst wieder mit Erde zugedeckt. Da aber die Sache ruchbar wurde, ließ der Kaimakam sie hierher bringen. Da wird sie in ihrer Ecke lehnen bleiben, bis türkische Soldaten gelegentlich erst das eine, dann das andere Stück ab, und endlich den Rest zerschlagen. Oder ein Befehlshaber hofft sich einen Dank in Konstantinopel zu verdienen, schlägt Lärm von dem Metellus, und läßt ihn auf das nächste Kriegsschiff bringen, das in die Kisamo-Bay kommt. Dann wird die Statue ins Museum am Bosporus gebracht und bleibt dort mit ihren Schicksalsgenossen eingepackt

liegen bis zum jüngsten Tag, wenn nämlich das türkische Reich so lange vorhält.

Die antike Stadt Kisamos war die Hafenstadt der mächtigen Polyrhenier, die ihre Hauptstadt und Heiligthümer zwei Stunden südlicher im Gebirge, und ringsum ein weites Gebiet hatten. Wie bedeutend die Hafenstadt gewesen, erkennt man auch an den weit umher zerstreuten Trümmern und Gräbern.

Vom alten Theater steht am Rande des Städtchens theilweise noch die Umfassungsmauer, aber rings in ihrem Umkreise war man daran, die Erde auszugraben, um die Steinblöcke herauszuholen, die trefflich zum Festungsbau paßten. Die Granitsäulen ließ man liegen. Vor einem Hause nebenan in nördlicher Richtung sah ich noch ein Stück von römischem Mosaikpflaster, daneben lehnte eine große weiße Marmorplatte mit Verzierungen. In der neuen Kirche, an welcher man jetzt schon drei Jahre baut, ohne fertig zu werden, waren vier schöne Säulen vom weißem Marmor aufgerichtet, die man aus dem Theater hieher geschafft hatte. Im Meer am Ufer sollen noch mehr Säulen liegen Auch finden sich vom alten Molo noch wahrhaft cyklopische Ueberreste. Ueberall in nächster Umgebung der Stadt liegen alte Grabstätten, mehrere waren geöff-

net. Mein Reisegefährte hatte darin vor ein paar Jahren noch zwei Gerippe gefunden.

Zu guter Letzt wurde der Kaimakam so freundlich, mich rund um die neue Festungsmauer zu führen, die in weitem Umkreise das alte Venetianerfort umzieht. Man konnte hinter den Zinnen und Brüstungen auf der breiten Mauer oder auf Bretterbrücken umhergehen, und so wie wir uns drehten und wendeten, wechselten auch die wundervollen Aussichten auf die langgedehnte Bucht, die Kaps an ihrem Ende, und in die Tiefen und Schluchten des Gebirgs. Dann traten wir in das alte Kastell ein. Ueber seinem Portal zeigte sich der Markuslöwe mit Inschriften aus dem Jahre 1554. Diese Venetianer-Burg sollte jetzt niedergerissen werden: der Kaimakam versprach mir aber, der Geschichte wegen das Bild- und Schriftwerk nicht zerschlagen, sondern irgendwo, daß man es sehen könne, wieder einmauern zu lassen.

In dem Aufstande zu Anfang der zwanziger Jahre waren die Türken aus der Umgegend in dieses Fort geflüchtet, in seiner fürchterlichen Enge waren zuletzt an achthundert Menschen zusammengepreßt. Die Pest griff hinein mit langen gelben Armen, griff immer tiefer, immer rascher hinein, man konnte die Todten nicht mehr begraben und warf sie über

die Mauer. Denn die Griechen hielten das Fort hart umlagert. Als die Thore sich öffneten, kamen mit schlotternden Gliedern noch siebenzig Menschen heraus, alle siech zum Sterben. Nicht zehn kamen mit dem Leben davon.

Während diese Schauergeschichte erzählt wurde, hörten die Türken gleichgültig zu. Für ihre Sinnesart ist das Vergangene leere Luft. Nur in Religionssachen sind sie noch ein wenig historische Menschen, jedoch haften sie dabei stets an einem einzigen Zeitpunkt. Mein Gefährte und ich blickten unterdessen von der Höhe des Kastells in die unbeschreiblich schönen Gefilde hinab. Der sanfte Seespiegel lächelte noch einmal, dann versanken Meer und Gebirge in bläuliche Dämmerung, die rasch sich zu schwarzen Schatten verdunkelte. Diese wohlbewässerte Kisamo-Ebene gehört zu den fruchtbarsten in Kreta. Im Alterthum kam man hier von einer blühenden Stadt zur andern, und noch jetzt sind die Ortschaften zahlreich.

Die Haupt- und Festungsstadt Kisamo selbst aber ist unbedeutender, als bei uns ein mäßiger Flecken. Gleichwohl hatte das Nest vor fünfzig Jahren noch seinen eigenen Bischof. Damals aber wollten sich keine Gläubigen und keine Pächter mehr finden, dem Bischof zu zahlen, und das Bisthum

ging ein. Denn jeder Priester hätte nur das Geld daran verloren, das die Bisthümer in Konstantinopel kosten. Dieses selbe Schicksal theilten damals noch drei andere kretische Bisthümer, gleichwohl hat die Insel ihrer noch immer acht. Auf jede Insel kommen etwa so viel Seelen, als bei uns eine große Stadtpfarre zählt. Im Orient hängt ja noch an jeder alten Stadtruine ein Bisthum, und man kann sich leicht vorstellen, wie kläglich es mit Macht und Wissen solcher Bischöfe bestellt ist. Solche aber waren es großentheils, die mit ihrer Armuth und Unwissenheit aus dem Orient auf Papstes Kosten ins Concil geschafft und in Rom ernährt wurden, um unsere Bischöfe niederzustimmen, und jenen unseligen Beschluß zu Stande zu bringen, der die schwere Schicksalstragödie hervorrief, deren zweiter Akt, wie es scheint, sich dem Ende zuneigt.

VII.

Polyrhenia.

Wir aßen in Kisamo Kasteli zu Nacht im Divan und schliefen im Divan: dieser eine Raum muß zum Besuchs- Amts- und Schlafzimmer dienen, denn ins Innere des türkischen Hauses darf ja Niemand hinein. Ein paar Decken und Matratzen sind leicht gelegt und leicht weggenommen, und man hat Tags über Platz genug im Divan. Zu meinen Füßen stand die Staatskasse, ein alter hölzerner Kasten mit dickem Eisenbeschlag. Die ganze Registratur aber barg ein mäßiger Tischladen. Da kann doch der kleinste Dorfschreiber bei uns mit einem ganz andern Aktenbestand aufwarten. Ja, die türkischen Beamten sind selige Leute. Sie brauchen kein Buch, welches den Ein- und Auslauf der

Schriftstücke notirt, sie brauchen keinen Erinnerungskalender, sie schleppen sich überhaupt nicht mit Akten. Sie sind das einzige Volk in Europa, das noch mit antiker Würde und Kürze alle Regierungs- und Gerichtsgeschäfte abmacht. Was wir Andern weitläufig aufschreiben müssen, das haben sie alles beisammen in ihren dicken Köpfen.

Als wir abritten, trat die Wache ins Gewehr und präsentirte. Ich konnte keinen Soldaten darunter bemerken, der nicht eine ganze heile Uniform hatte. Wohl trug sie der eine hier, der andere dort gelüftet, mancher hielt es auch wohl für überflüssig, noch etwas darunter anzuziehen: aber den Vorzug, wenn die Uniform garz und heil ist, weiß man hierzulande wohl zu schätzen. Im Innern der Türkei stellt sich bekanntlich gar zu häufig das Gegentheil dar. Später begegnete mir das sogar einmal in Kreta, obgleich dieses jetzt die Parade-Insel der Türken ist. Auffälliger ist für unsere Gewöhnung die Menge alter und trüber Gesichter unter den türkischen Soldaten. Wer nämlich einmal unters Militär gesteckt ist, betritt selten wieder als freier Mann die Schwelle seiner elterlichen Hütte. Stirbt er nicht schon in den ersten Jahren, so wird er in der Uniform alt und grau. Nach dem neuen Heeresgesetz soll zwar der Dienst im stehenden Heere

nur 6, und in den beiden Aufgeboten der Landwehr nur 14 Jahre dauern. Allein was steht in der Türkei nicht alles auf dem Papier, und läßt in Wirklichkeit sich ganz anders an! Es gibt nichts weniger, als Ueberfluß an dienstfähigen Muselmännern. Man hält also fest, was einmal unter der Fahne ist: Vorwände und Verführungsmittel gibt es genug. Was wollen die armen Teufel auch Besseres anfangen, wenn sie einmal der ärmlichen Beschäftigung ihres Geburtsortes entrissen und hundert Stunden oder mehr davon entfernt sind?

Diese vielen alten Soldaten geben den türkischen Truppen einen schätzbaren festen Kern. Ein religiöses Pflichtgefühl macht ihre Seele dem Sultan zu eigen, und viele würden, wenn der Beherrscher der Gläubigen sie mit höchsteigenem Säbel zusammenhiebe, festiglich überzeugt sein, mit einem Sprung mitten in den Freuden des Paradieses zu stehen. Der Gewohnheit des täglichen Dienstes aber sind sie mit Haut und Haar verfallen, da sie sich mit anderm Sorgen und Denken nicht bemühen. Auf Märschen ist ihre Geduld und Genügsamkeit, ihre Treue und Ausdauer gar nicht zu erschöpfen, und haben sie sich einmal hinter altem Gemäuer und Erdwällen eingegraben, so leisten sie das Wunderbarste in der Vertheidigung. Ihr einförmiges geist-

und gemüthärmes Leben, das ihnen allen den gemeinsamen trüben Gesichtsstempel aufdrückt, könnte Einem leid thun, wäre nicht der Trost dabei, daß die Meisten auf ihren heimathlichen Fluren wahrscheinlich noch dümmere Augen machen würden.

Die Masse der türkischen Krieger kommt nämlich aus Kleinasien und Syrien. Da Christen — einige wenige im Flottendienst ausgenommen — gewöhnlich nicht der Ehre würdig scheinen, in des Sultans Heer eingereiht zu werden, jeder echte Türke sich auch vor dieser höchst gefährlichen Neuerung aufschreiend entsetzen würde, so bleibt als Aushebungsgebiet nur das asiatische übrig, wo die Christen noch nicht die Ueberhand nehmen. Jeder der im Orient gereist ist, hat öfter die Unterdecke der Lloydschiffe mit Burschen im schmutzigen grauweißen Haik angefüllt gesehen. Auf der Reise sind sie voll Munterkeit und Neugier, und haben keine Vorstellung davon, was es für sie, die an freies Umherschweifen gewöhnt sind, heißen will, plötzlich in das Gefängniß der Kasernen zu kommen. Packt nun die eiserne Zucht und das tägliche Einerlei des Dienstes sie an, so fallen sie wie die Fliegen. Unglaubliches wurde mir darüber erzählt, wie rasch die Aushebung die alttürkischen Ortschaften entleert.

Andere Würgengel hocken bei den Türken in

ihrer Natur und in ihren häuslichen Sitten. Sie sind einmal für nichts weniger, als Arbeit und Industrie geschaffen. In Krieg und Leidenschaft der höchsten Anstrengungen fähig, kühn und tapfer und ritterlich — sinken sie sofort in sich zusammen, wenn sie unter den Frieden ihres Daches eintreten. Da wollen sie gemächliche Ruhe und lieblich plätscherndes Wasser, behaglich Hindämmern und kühlen Laubschatten. Im Herzen wohnen ihnen da die angenehmsten wohlthuendsten Empfindungen, sie sind die edelsten Menschenfreunde, und ihr reinstes Wohlwollen erstreckt sich auf Kind und Kegel, Hund und Katze. Nur um Himmels willen nicht denken und arbeiten: denken macht Kopfweh, und wer arbeitet, kann die Pfeifenspitze nicht halten. Man kann gar nichts Redlicheres, Gutmüthigeres, Schafmäßigeres sehen, als das Antlitz so eines kleinen türkischen Grundbesitzers.

Da sie nun keine ernste Beschäftigung haben und über ihr ganzes Weltwissen ein deutsches Schulkind verdutzt sein würde, so ergeben sich fast alle frühen Ausschweifungen, die den Körper vor der Zeit aufreiben. Sich eine eigene Frau und Herzensvertraute zu halten, sieht jeder Türke als eine Pflicht und als ein höchst edles Vergnügen an. Er kauft sie auch nicht auf dem ersten besten Markte, sondern

holt sie nach vielen und langen Verhandlungen aus einer Familie, die in Stand und Vermögen der seinigen wenigstens gleich steht. Nun wird sie durchaus nicht seine Sklavin, sondern viel häufiger seine Tyrannin: beständig hat er Scherereien mit ihrer Familie. Alles das können sich nur Solche erlauben, die wenigstens einigermaßen ein erträgliches Einkommen haben. Denn die Frau, wenn sie auch noch so fleißig spinnen und weben will, kann doch immer nur einen winzigen Beitrag zu den Kosten des Haushalts erschwingen. In den Harems aber sollen die Schwäche, die Kränklichkeit, die qualvolle Langeweile, die entsetzlichste Eifersucht und alle stillen Bitterkeiten des Lebens wie zu Hause sein. Damit hängt auch wohl die geringe Zahl der Kinder, und die über alles Maß schändliche und allgemeine Gewohnheit zusammen, ihr Erscheinen zu verhindern. Kommt nun eine ernstere Krankheit, so sind Türke und Türkin regelmäßig geliefert. Einen Arzt brauchen sie nicht, haben auch keinen rechten Glauben daran, und in ihrem ganzen Wesen steckt so wenig Kraft des Widerstandes, wie in einem unmündigen Kinde.

Selbst in Kreta, wo die Luft so gesund und die Ernährung so leicht ist, schwinden nicht bloß die Familien der türkischen reichen Gutsbesitzer rasch

zusammen, sondern man will auch deutlich bemerken, daß im Verhältniß zu ihren Nachbarn sämmtliche türkische Dörfer und Häuser sich von Jahr zu Jahr rasch entvölkern. Der Grundbesitz ist gleichsam im Rollen begriffen: den Türken fliegt er fort, den Christen fliegt er zu. Der Türke kauft niemals, er vertauscht nur, und, was für ihn noch schlimmer, er verkauft nur aus Noth und darum billig. Vor vierzig Jahren durfte man die Türken noch auf ein Drittel der Inselbevölkerung veranschlagen, jetzt auf nicht viel höher als ein Fünftel.

Kreta war die letzte Insel, welche der Halbmond eroberte, und zwar erst 216 Jahre nach dem Gewinn von Konstantinopel, 147 Jahre nach dem Falle von Rhodus. Als die Türken aber endlich Besitzer des herrlichen großen Eilands geworden, dessen schimmernde Ebenen und leuchtende Schneegebirge ihnen schon so lang in die Augen gestochen, da kamen sie eilig herangesegelt auf großen und auf kleinen Schiffen, um sich in den fetten Gründen anzusiedeln: des Landes Größe Pracht und Ueppigkeit gefiel ihnen gar sehr. Den kleinen meerumflossenen Eilanden vertrauten sie sich niemals an, als fürchteten sie sich, von den vielen scharfen Strandklippen in's Meer zu fallen, oder daß Seeräuber sie Nachts vom Lager holten. Selbst Lesbos

Chios und Rhodos erschienen nicht ganz geheuer: Kreta aber und Euböa und Cypern wurden ihre Lieblingsplätze. Aus den Kron- und Kirchengütern und den Besitzungen geflüchteter Venetianer wurden auf Kreta nicht weniger als 2250 Rittergüter und noch 17 kleine Fürstenthümer herausgeschnitten, die alle mit ächten Türken und Lehensleuten des Sultans besetzt wurden. Dazu kamen im Laufe der Zeit die Weiler und Dörfer von Griechen, die in Noth und Druck sich herbeiließen, ihren Glauben zu wechseln. Und wo sind jetzt all die Tausende von türkischen Begs und Agas? In und bei den drei großen Städten sind ihre Häuflein zusammengedrängt, suchen Aemter bei der Regierung, halten mühsam den Rest ihres Gutes beisammen, und blicken höchst unbehaglich in die Zukunft.

Ich selbst, das gestehe ich offen, mag die Türken gern, habe auch stets Liebes und Gutes von ihnen erfahren. Wenn ich aber ihre gesammte innere und äußere Habseligkeit überschlage, scheint es mir das Beste für sie und uns, ihnen — wenigstens in Europa — zu einem leichten seligen Ende zu verhelfen, vorausgesetzt daß die Leichenkosten uns nicht zu hoch zu stehen kommen.

Unter solchen Gedanken ritt ich von Kisamo Kasteli in südlicher Richtung ins herrliche sagen-

hafte Land hinein. Stille Morgenfrühe lag noch auf den Höhen und Fluren.

Unser erstes Ziel war das antike Polyrhenia, dessen Akropolis sich in der Ferne auf rundem spitzen Bergkegel erhob. Unter einem neuen weißschimmernden Blockhaus, das sich noch über der Festung Kisamo erhob, ging es ein Bergthal hinauf, ein anderes wieder herunter, und dann hatten wir uns am ziemlich steilen Stadtberg emporzuwinden. Die Pfade konnten wohl Nachdenken erwecken, daß menschliches Gebein nicht von Blei und Eisen: gar leicht wird man von vorstehenden Felsen und im Buschwerk von trockenen scharfen Aesten gefaßt. Der Geruch der wilden Blüthen aber war betäubend, vorherrschend der Honigduft des Ginsters, dessen gelbüberhängende Büsche an dem Bergkegel herauf auch im Sattel uns ins Gesicht schlugen. Je höher wir kamen, desto herrlicher wurde der Rückblick über die grünen Gelände weg auf die blauglänzende Bucht, in deren Ecke Kisamo liegt, während ringsum bleiches nacktes Steingebirge stets gewaltiger aufstarrte und gleichsam mit uns emporwuchs, je höher wir stiegen. Darüber aber standen unbeweglich in blendender Klarheit die Schneealpen.

Der Berg von Polyrhenia hat zwei Absätze und war im Alterthum stark befestigt. Durch Reste von

mehr als einen Mauerring muß man sich empor arbeiten. Auf dem unteren Absatz war der Felsen vielfach abgeplattet, und fanden sich darin Kammern ausgehauen, auch eine tiefgehöhlte Cisterne, während Mauerwerk und einige wenige Säulenstücke umherlagen. Mein Gefährte und ich kletterten zu Fuß zum zweiten Aufsatz des Berges, und umgingen oben die weit ausgedehnte alte Festungsmauer, bis wir den letzten Gipfel erreichten, wo die Rundsicht überall frei wurde.

Sie ist überaus prachtvoll und in ihrer Art einzig in der Welt. Wie in einem ungeheuren Amphitheater steht man in der Mitte auf einer Säule erhöht, so regelrecht ziehen und reihen sich die Felsenberge aus den Tiefen unten empor. Die Halbinsel der Akrotiri, jenseits Kanea, sieht man deutlich ins Meer laufen. Gerade zu Füßen streckt sich die lange Bay von Kisamo zwischen zwei schmalen bergigten Halbinseln, von denen die zur Rechten auf ihrer Spitze ehemals den diktynnäischen Tempel trug, und die zur Linken, welche in den zierlichsten Formen nach beiden Seiten abstürzend sich fast ebenso weit vorstreckt, vor ihren Endkaps die Felsinseln Grabusa und Agria Grabusa hat, einst weithin bekannte Burgstätten der Seeräuber und der Venetianer.

Es war wunderbar schön hier oben, die Luft so still wie im Hochgebirg, und ebenso leicht und durchsichtig; denn es war eine Höhe von nahezu anderthalbtausend Fuß. Dieser Bergkegel von Polyrhenia war von der Natur zum Beobachten bestimmt. Man sieht ringsum tief in die Schluchten hinein, sieht jede Bergzinne ganz klar, und nicht das Geringste bleibt unten auf dem Meer oder in den Fluren verborgen. Das Gebirge zog am strahlenden Himmelsäther hellweiße Linien, glänzend grün rollten und warfen sich die Abhänge und Gelände in's Meer, das sich gleichsam wohlig sonnte in seiner sanften Bläue zwischen den anmuthigen Felshügeln auf den Landzungen. Als wäre seit Jahrhunderten von diesen Bergen alles Leben entflohen, so still war es ringsum und menschenleer: die Natur aber prangte in ewig lächelnder Schönheit.

Aus einem Bogen in der Mauer hat man ein Kirchlein gemacht, das jedoch auch schon wieder zerfallen ist. Die antike Stadtmauer aber zeigt das wohlbekannte horizontale Gefüge von regelrechten Blöcken, an einigen Stellen ist sie noch zehn bis achtzehn Fuß hoch. Der Polyrhenische Staat, von griechischen Kolonisten verschiedener Herkunft, die brüderlich zusammen zogen, gegründet, nahm im Alterthum das ganze Weststück der Insel ein, vom

afrikanischen Meere bis zur Kisamo-Bay. Die sorgsame Umwallung aber des Stadtbergs, die Steilhöhe der Akropolis von 1400 Fuß über dem nahen Meere, die ganze eigenthümliche Umgebung, in welche man wie aus der Vogelschau hinabsah, deuten darauf hin, daß auf diesem Berg ehemals ein besonders werthes Heiligthum bewahrt wurde. In der Römerzeit stand hier vor dem Tempel eine Metellusstatue, deren Inschrift den Kretabezwinger als Retter und Wohlthäter der Stadt Polyrhenia feierte. Ob es dieselbe Statue war, welche ich im Konak des Kaimakam in Kisamo-Kasteli sah? Dann hätte man sie schon im Alterthum von der Steilhöhe heruntergebracht, denn die Türken würden sich niemals die Mühe gemacht haben, und für Venetianer war die riesige Bildsäule doch nicht kostbar genug.

Ich hatte die Pferde in das Dorf bringen lassen, das zu Füßen des Bergs auf seiner Südseite liegt, wo sich einst die alte Stadt ausbreitete. Wir fanden sie wieder im dichten kühlen Schatten von herrlichen Platanen und an einem plätschernden Born, der von Steinen eingefaßt und mit waschenden Frauen und Mädchen besetzt war. Ein Maler konnte da manche energische Gliederwendung studiren, und es fiel mir auf, daß jene so still waren, wäh-

rend bei uns Wäscherinnen immer schwatzen müssen. Sollten die unsern wirklich so viel mehr Geist besitzen, als diese Griechinnen, die nur von wenigen, aber sehr starken Empfindungen beseelt sind? Vielleicht aber, wenn jene eine so herrliche große Natur um sich hätten, würden sie kein Bedürfniß fühlen, einander stets mit den Zungen zu prickeln.

Das klare reichliche Gewässer kam aus einer Grotte, die mannshoch in den Felsen eingehauen war. Ich ging darin, weil es in ihrem Dunkel so prächtig kühl war, eine Strecke hinein, bis mir das Wasser über beide Füße sprang. Man sagte mir, daß diese Wasserleitung eine Stunde lang durch das Innere des Gesteins führe. Wo der Quell aber eigentlich liege, wußte Niemand zu sagen. Man weiß aber, daß schon im Alterthum dieser Stollen durch den Berg getrieben war, um der Stadt gutes Wasser zu verschaffen.

Nicht weit von dem schattigen Brunnen erhob sich ein viereckiger Thurm, welchen man in der Byzantiner- oder Araberzeit aus antiken Werkstücken aufgebauet hatte, der Rest einer Befestigung. Das Dorf, welches jetzt auf der Stätte von Polyrhenia steht, trägt wie so viele Ortschaften im griechischen Orient den Namen Palaiokastron d. h. Altburg, ohne Zweifel ein Zeichen, daß aus der antiken

Stadt eine befestigte Burgstadt wurde, die sich noch bis tief in's Mittelalter erhielt. Noch vieles Andere deutete in der Ortschaft darauf hin, daß hier ehemals ein volkreicher Sitz gewesen. Wer sich öfter auf solchen Stätten des Alterthums umgesehen, kennt sie sofort heraus. Die Gegend hat einen Anschein wie von etwas Verbrauchtem. Tief ausgefahrene Wege, abgescheuertes Gestein, Trümmer uralten Gemäuers, ein ausgeschliffener Steinsitz am Brunnen, hier und da ein altes Werkstück im Fundament eines Hauses — dergleichen sind Spuren, die selten trügen. Trifft das Auge hin und wieder darauf, so wird etwas um die Trümmer rege wie eine Witterung verrauschten Menschenlebens, und man denkt an das Loos der Tausende und Hunderttausende, die einst hier gediehen und litten und starben und keine Spur hinterließen, als dies arme trübselige Andenken und in irgend einem alten Buche vielleicht auch den Namen ihrer Ortschaft.

VIII.

Aus der Venetianerzeit.

Unser Plan war, von Polyrhenia uns nach der Westküste zu wenden und „die neun Ortschaften," ein Gelände am Meere, zu durchziehen, die Enneachoria auch Niachoria genannt, das seiner Fruchtbarkeit wegen berühmt und mit einer Menge Dörfchen bedeckt ist. Da wir aber schon zu lange uns aufgehalten und noch sechs Bergstunden vor uns hatten, der Zaptieh aber versicherte, daß er den Weg wisse, so entschlossen wir uns, das wilde unbewohnte Gebirge zu durchmessen. Nicht wenig lockte auch die Jagd auf Geier und Falken und anderes Wildgevögel an den unbekannten Berghalden. Nun ging es eilends auf und ab, in tiefe Flußthäler hinein und wieder hinauf über windum-

rauschte Höhen, und auf einmal standen da düstere Cedern, ein ganzer Wald: wir waren schon bei der Ortschaft Kalatheros.

Hier hatten die Leute alles, was nur ihr Herz begehren konnte, Oliven Feigen Orangen, Wälder von Cedern und Platanen, in denen die Nachtigallen schmetterten, und die alten Prachtbäume erschienen von lustigen Weinreben und dunklem Epheu umwunden, und dabei plätscherte überall die Fülle des frischesten hellsten Wassers. Aber die Menschen in den Ortschaften, die wir durchzogen, waren ernst, finster und schweigsam. In allen Dörfern wohnen sie zwischen Ruinen, die nicht wie anderswo Wehmuth, sondern hier Grauen erwecken, weil sie schwarz wüst und abscheulich aussehen. Und neben den zerstörten hochräumigen Häusern gab es wieder bewohnte Steinhütten, die aus vier rohen niedrigen Mauern bestanden, mit Reisig und Erde zum Dach und einem Loch als Thür und Fenster, und darin gab es auf dem Lehmboden nichts, gar nichts, als einen Topf und einen Napf, einen Schemel und vielleicht eine alte Decke. Zehnmal mehr Menschen könnten in diesen fruchtbaren Bergtiefen wohnen. Die Oelbäume standen unbenutzt oft stundenweit von den Ortschaften, und darunter lagen Tausende kleiner

schwarzer Oliven, die überreif waren und die Niemand auflas.

Bei Kalatheros waren wir wieder an denselben Fluß gekommen, der an dem uralten Steinkirchlein bei Nopigia vorbeirauschte. An seinem Rinnsal stiegen wir hinauf, — ein wonnevolles einsames Thal, die Berge standen himmelhoch um uns her, überall zwischen dem grauen Gestein begrünt bis oben hin. Immer wilder wurde die Landschaft, immer höher stiegen die Berge, und ich begann zu merken, daß wir in die Außenposten der höchst eigenthümlichen Bergfestung kamen, die Sphakia, die, so alt Kreta ist, eben so lang als eine ungeheure und unbezwingliche Hochburg dagestanden, besetzt von trotzigen und unzähmbaren Menschen, welche die Freiheit der Insel öfter an ihren Unterdrückern gerächt haben. Auch die Außenposten der sphakiotischen Bergfestung sind von kriegerischem Volke besetzt. Im Osten, in dem Gebiete, das wir jetzt durchzogen, wohnen die Selinioten, im Norden die Latioten und Rizioten, und auch auf den Abhängen gegen Osten sind die Ortschaften von Leuten herber und hartnäckiger Art bevölkert. Zu den schärfsten Mitteln griffen die Eroberer, um diese kühnen und harten Herzen zu brechen: die schlimm-

sten niederträchtigsten und auch — wirksamsten Mittel ersannen die Venetianer.

Kreta war zu Pompejus Zeiten wieder geworden, was es schon einmal im grauen Alterthum gewesen: eine große Seeräuberburg. Metellus hatte es damals nach schwerem Kampf zur römischen Provinz gemacht, aber weder von den Römern noch von den späteren Eroberern, den Arabern und Byzantinern nahm dieses Inselvolk Gesetze an, die seine Sitten veränderten. Als zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Ritterschaaren Baldwins von Flandern und anderer Abenteurer sich in Venedig ansammelten, wußte der Doge Dandolo es so zu lenken, daß die Heerfahrt, statt nach dem heiligen Land, auf Konstantinopel ging. Nach dem Umsturze des dortigen Kaiserthums erhielten die Venetianer die schönste Gelegenheit, sich die herrnlosen Inseln des griechischen Meeres anzueignen, und als 1214 die Festungen und Kastelle auf Kreta genommen waren, wurde die Insel unter die Venetianer Edelleute vertheilt, und es erging ein Ausruf: es könne kommen, wer da wolle, und Besitzungen in Lehen nehmen von der hohen Signoria Venedigs. Mochten nun die Bergvölker sich noch so oft empören, die Venetianer behaupteten stets die festen Städte, und mit Hülfe

ihrer Seemacht gelang es ihnen stets wieder die Herrschaft zu gewinnen.

Im Beginne des sechszehnten Jahrhunderts hatte sich jedoch ein kräftiger Freistaat gebildet, welcher in der ganzen Südwestecke der Insel all die Ortschaften umfaßte, die in den Bergen und südlich davon lagen. Die Venetianer hüteten die Nordküste und warteten wieder auf passende Zeit, wo sie die freien Männer könnten zu Falle bringen. Da bot ihnen Liebesleidenschaft eine Gelegenheit. Eines Tages kam der Oberste des Freistaates, Georg Ghadanole, angesehen und begütert weit und breit, zu einem Venetianer, der in der Nähe von Kanea auf dem Lande wohnte, Namens Molini, und sagte: der Schönste nnd Tapferste von all seinen Söhnen liebe Molini's Tochter, und wolle man sie ihm geben, solle er sogleich in das hohe Amt seines Vaters eintreten. Der Venetianer willigte ein, und der glückliche Bräutigam durfte seine Braut küssen und steckte ihr einen schweren Goldring an, und es ward ausgemacht, in Alikianu, wo Molini sein größtes Landgut hatte, solle am Sonntag über acht Tagen die Hochzeit sein, die Kreter aber nicht mehr als Fünfhundert ihrer Freunde mitbringen. Molini sandte nun Schneider nach Alikianu, um Festkleider zu beschaffen, und die ersten und schönsten, die fertig

wurden, verehrte er seinem Schwiegersohn. Insgeheim aber besprach er sich mit dem Gouverneur zu Kanea und seinen Freunden, wie man etwas gegen das übermüthige Kretervolk ausrichte, wovon die Insel noch reden solle nach hundert Jahren.

Ganz in der Stille sammelten sich in Kanea 1700 Bewaffnete zu Fuß und 150 zu Pferd. Molini aber erschien an einem Samstag, dem Tag vor der Hochzeit, mit fünfzig Venetianern in seinem Landhaus, und ordnete alles aufs Schönste und Herrlichste zum großen Feste. Hunderte von Schafen und Ochsen wurden geschlachtet und gebraten, und wer die besten Weine brachte, konnte dafür fordern, was er nur wollte.

Hocherfreut über alles, was er hörte, kam am Sonntag früh Gadhanole mit den Vornehmsten seines Volkes. Es waren ihrer an vierthalbhundert Männer und wohl hundert Frauen. Mit der größten Herzlichkeit wurden sie empfangen, und die Hochzeit ward gefeiert in Lust und Freuden. Die Griechen aßen und tranken, und sangen und tanzten den ganzen Tag, die venetianischen Herren nöthigten sie wacker zum Trinken, und als die Sonne unterging, waren sie fast alle berauscht, und lagen müde von Wein und Fröhlichkeit in Gruppen in Haus und Gärten zerstreut und schliefen. Da ging in

Kanea, dessen Thürme man in der Ferne sehen konnte, eine Rakete auf, das verabredete Zeichen, daß die Truppen ausrückten. In Eile und Stille kamen sie heran, rasch waren die Schläfer umzingelt, überfallen, gebunden an Händen und Füßen. Wer noch flüchten wollte, wurde niedergestoßen. Die Meisten aber waren so berauscht, daß sie schliefen bis an den hellen Morgen.

Da kam der Gouverneur herüber und verkündigte das Urtheil. Der Bräutigam, sein Vater und ein Bruder, und mehrere der Vornehmsten wurden herbeigeschleppt und an den Bäumen aufgehängt, einige erschossen, andere mit Ketten belastet auf die Galeeren gebracht. Den ganzen übrigen Rest theilte man in vier Haufen und trieb sie fort, die einen nach Kanea, die anderen nach dem Kastell Apokorona, die dritte Gruppe nach Krustogherako, wo Gadhanole geboren war, und die vierte nach seinem Wohnsitz bei Theriso. Sowie sie dort ankamen, wurden sie gleich an Bäumen und Häusern aufgehängt. Die Ortschaft Krustogherako aber ward niedergerissen bis zur letzten Hütte.

Die Griechen waren wie von Schrecken gelähmt, fast all ihrer Oberhäupter sahen sie sich plötzlich beraubt. Als der hohe Rath von Venedig hörte, wie gut die Gelegenheit lächele, dachte er, jetzt müsse

man der Sache auf den Grund gehen, und sandte den Proveditore Cavalli mit dem Befehle: daß er ausrotte, was irgend Ansehen besitze oder von Freiheit nur geredet habe. In Fotigniaco, einer Ortschaft bei Murnies, etwa anderthalb Stunden von Kanea, hatten sich unterdessen Griechen versammelt, um zu berathen, was sie thun sollten. In tiefer Nacht wurde der Platz von Soldaten umstellt, dann drangen sie ein, schleppten alles was lebte hervor, trieben Männer und Frauen und Kinder auf einen Haufen, und ließen sie zusehen, wie ihre Heimstätte in Feuer aufging. Nur Fünf oder Sechs konnten sich durch die Flucht retten. Am anderen Morgen aber suchte man zwölf der vornehmsten Griechen aus nebst vier ihrer Frauen, die guter Hoffnung waren. Jene zwölf wurden gehängt, und diesen Vier vor allem Volk mit großen Messern der Bauch geöffnet und die Frucht ans Tageslicht hervorgezogen. Alles bebte vor Entsetzen. So werde es allen ergehen, wurde verkündigt, die nicht dem hohen Rath von Venedig gehorchen wollten: ausrotten werde man sie bis auf die Kinder im Leibe der Mutter. Darauf wurde von den Soldaten der ganze jammernde Haufe nach Kanea getrieben, ein Theil dort enthauptet oder gehängt, der Rest auf die Schiffe und in die Sklaverei fortgeschleppt.

Nun erging an die gesammte Bevölkerung, soweit der kretische Freistaat sich ausgedehnt hatte, des Proveditore Befehl: in Kanea zu erscheinen und die Unterwerfung zu erklären. Natürlich kamen die Wenigsten, und die Hauptfamilien sicherlich nicht, denn gerade auf deren gründliche Ausrottung war es abgesehen. Sie wurden feierlich für vogelfrei, ihr Eigenthum ward für verfallen erklärt, Preise wurden auf die Köpfe gesetzt, und die Soldaten zogen aus, das Urtheil zu vollstrecken. Wo sie in die Berge nicht eindringen konnten, da suchte man feile Menschen anzustacheln, daß sie sich den Blutlohn verdienten.

Um aber in den Familien selbst einen tödtlichen Haß zu erzeugen, der sie erwürge, ward noch ein anderes Mittel auserdacht. Einem jeden Verfehmten wurde Pardon verkündigt, wenn er nach Kanea komme und das Haupt seines Vaters oder Bruders oder Blutsvetters oder Neffen bringe. Bloß der Mord des Sohnes wurde nicht angesonnen. Und da nun so viele Familien im unwirthbaren Hochgebirge in Hunger und Frost und Zehrfieber umkamen, so gab es wirklich Einige, welche mit den Köpfen ihrer nächsten Verwandten sich auslösten, und es ist anzunehmen, daß es brave Herzen gab, die freiwillig starben, damit die Auslieferung der Köpfe

dem Elend der Familie ein Ende mache. Einmal kam ein alter Pope mit zwei Söhnen und zwei Brüdern, und jeder trug in der Hand ein blutiges Haupt. Sie legten es vor den Richtern nieder, und mit den bittersten Thränen zeigte der Alte auf die Häupter, indem er sagte: „Das ist mein Sohn, das mein Bruder, das mein Schwiegersohn, und diese Beiden meine Neffen."

Man muß gestehen: die kunstsinnigen Herren von der Adria konnten feine Teufel sein, wo es ihren Vortheil galt. Sie verboten sogar bei Todesstrafe, Getreide zu säen in den aufständigen Bezirken, deren Bewohner hingerichtet oder geflüchtet waren. Im Vergleich mit dieser kalten grausamen Venetianertücke erscheint das Wüthen der Baschibozuks, wenn sie die Rajadörfer, oder der Kosaken, wenn sie die Ortschaften der Tscherkessen ausmorden, beinahe wie das Rasen natürlicher Leidenschaft.

Der Türke kennt eben in seinem rohen und gewaltsamen Wesen kein anderes Mittel, um die Unterworfenen zu beruhigen, als sie todt zu schlagen. Wer todt ist, schweigt und stört seinem Herrn das Behagen am Leben nicht mehr. Freilich bleiben die bulgarischen Gräuel eine unsägliche Schmach unserer Zeit. Kann sich nicht noch Entsetzlicheres auf viel größerem Gebiet wiederholen, so lange die

Unholde den europäischen Boden schänden? Ich erinnere mich, daß mir im vorigen Jahre in Kleinasien, in durchaus glaubwürdiger Weise der Ausspruch eines sehr hochgestellten Türken berichtet wurde. „Es ist wohl möglich, daß wir die europäischen Länder verlieren; gehen werden wir aber nicht, ohne eine blutige Spur zu hinterlassen, welche Jahrhunderte nicht wieder auslöschen." Wer dieses Volks Ideen und Neigungen kennt, zweifelt keinen Augenblick daran, daß einem sehr ansehnlichen Theil derselben dieses Wort ganz aus dem Herzen gesprochen ist.

IX.

Kantanos.

Wir waren in dem Hochthal, in welchem tiefer unten Kalatheros lag, empor geritten, bis wir die kaum noch sichtbaren Quellen des Flusses erreicht hatten. Die heiße Sonne, die in den schmalen Thalkessel herab brannte, meldete den Mittag an, und wir stiegen vom Pferde, um im Schatten eines uralten wilden Oelbaums unser kleines Mahl zu halten. Die einsame Landschaft war von unbeschreiblichem Reiz, gleichwie ein wildes Naturkind mit Rosenlippen und leuchtenden Augen. In den grünen und braunen Schluchten hatten wir uns empor gewunden bis fast unter die Schneide der Bergkette. Der Fluß war ein murmelnder Bach geworden, ganz überdeckt mit rothblühenden Lorbeerrosen. Daneben standen dunkel-

glänzende Myrten baumhoch, und die jungen Platanen hatten sich geschmückt mit dem anmuthigsten hellen Rebengewinde. Von den Höhen aber kam ein balsamischer Luftzug, und aus den reinen blauen Lüften schallte ab und zu ein Geierschrei.

Ali, der türkische Diener, brachte den Speisekorb, und wir untersuchten was unsere gütige Freundin alles an Blech- und Steinbüchsen hinein gethan. Sie selbst hatte sich ein kleines Waarenlager davon angelegt: bald kam von englischen, bald von französischen oder österreichischen Schiffen neue Zufuhr. Denn in Kreta ist der Naturtisch zwar voll und lockend beladen, feinere Speise aber mit Zubehör wird nur an europäischen Küsten bereitet. Eines jedoch hat diese Insel, um das alle Länder sie beneiden könnten, das ist ihre Fülle köstlichen Weines. Ehemals wurde er durch ganz Europa verführt, Aeneas Sylvius labte sich an ihm auch in Böhmen, und der gelehrte Scaliger rief begeistert aus:

„Vera equidem fateor Jovis incunabula magni,
Nam liquor haud alibi nectaris ille venit.“

(Kreta wahrlich es ist des großen Jupiters Wiege,
Nicht aus der ganzen Welt fließt solch ein Nektar uns her.)

Homer nennt die See weinäugig, οἶνοψ: gewiß liebte er in der Fülle von edlem Naß zu sehen,

wie aus des Kruges weitem Bauch der dunkelkräftige Schimmer heraufblickte, gerade wie aus des Meeres Tiefen.

Unserm Zaptieh, der mit Ali unter einem andern Oelbaum sein Mahl verspeiste, stach der gelbe Chesterkäse ins Auge, und er kam her, sich ein Stück auszubitten. Wir mußten aber für die ganze Reise damit aushalten. Der Regimentsarzt ließ, als er das Messer ergriff, um etwas abzuschneiden, die Frage fallen, ob der Zaptieh denn auch Käse aus Schweinsmilch esse? Da fuhr der Türke entsetzt zurück, lief eilig zu seinem Baum, und wir hörten ihn mit Ali Schreie der Verwunderung und des Abscheues ausstoßen, daß die Franken die Schweine nicht bloß äßen, sondern auch mölken. Das Schwein ist nämlich dem gläubigen Türken noch viel mehr, als dem Juden, der Inbegriff alles Niederträchtigen.

Als wir nun wieder im Sattel und über den höchsten Rücken waren, ging es noch immer fort zwischen himmelhohen Bergen, die bei allem Zackigem und Klippigem doch etwas Sanftes in den Formen behielten. Auf den Höhen dehnten sich wundervolle Aussichten: einmal sahen wir im Süden das afrikanische, im Norden das griechische Meer. Das Tiefthal, in welches unser Steg hinab führte, war das des Vlithias, eines Stromes, der bei

Selino Kasteli, dem alten Lissos, ausmündet. Von der alten Stadt Kantanos, die tiefer unten an seinen Ufern stand, heißt noch das ganze Thal Kantanos. Es wurde immer breiter und grüner, und es war zuletzt ein wahres Gedränge von grünem Wachsthum, von Schattenkühle, Wasserrauschen, von Blüthen und Drosseln und Nachtigallen! Bald ritten wir durch Platanendickicht, wo jeder alte Stamm bis hoch in die Aeste hinauf vom dunkeln Epheu ganz umkleidet war, bald durch Wälder von zahmen Kastanien, bald durch Buschwald von Lorbeer Myrte Erica Arbutus und zahllosem andern Strauchwerk, so hoch und dicht, daß die Pferde darin wie in einer grünen Wölbung gingen. Auch Eichen Pappeln und andere Waldbäume erschienen. Zeigte sich unbekanntes Vogelwild zwischen dem Astgewirr, gleich machte der Eine oder der Andere Jagd darauf. Einmal sahen wir im Wald eine grünschimmernde Wasserfläche und Schwimmvögel, da wollte jeder am hastigsten daran sein, und die Folge war, daß der ganze Schwarm sich in die Lüfte erhob, wir vergebens hinterher knallten und uns ärgerlich auslachten.

Ach, jene köstliche Naturwildniß auf den griechischen und kanarischen Inseln, jene einsamen Urwälder und Prairien am obern Mississippi, jene ewig

schweigenden Wüsten am ungeheuren rollenden Ocean Westafrikas! Wer dort gewesen, denkt sein ganzes Leben daran zurück. Will man aber das Griechenland des Alcäus und Sophokles haben: grünschimmernden Buschwald, Schattendunkel von Oelbäumen, Drosselschlag und Nachtigallenflöten im laubigen Wald, und am silberhell aus dem Gestein brechenden Gewässer fichtengeschmückte Berghalden und schmeichelndes Mattengrün, — doch wozu länger im Fallmerayer'schen Style reden? Ich wollte nur sagen: das alte Griechenland lebt noch allein auf den kleinen Inselflecken Thasos und Samothrake und dem großen Kreta. Alles andere griechische Land gleicht einer abgenagten Mahlzeit.

Erst als wir tiefer an den Blithias-Fluß hinab kamen, merkten wir wieder die arbeitende Hand in den Wildnissen. Besonders war der Weg die letzten zwei Stunden zu loben. In Pleminiana zeigten sich die ersten Ansiedelungen, und wir ritten von da nach der Gegend, wo die Ruinenstätte Kantanos auf der Karte angezeigt war und der Kaimakam wohnen sollte. Dort stand ein türkisches Fort wie eine helle Schloßfestung auf der Höhe, und der Offizier sagte: der Kaimakam wohne nicht mehr darin, sondern weiter unten. Denn das Schloß sei rasch während des Aufstandes aufgeführt worden,

aber es regne bereits in allen Kammern durch, und des Winters falle der Schnee durch das obere ins untere Stockwerk, die Regierung aber lasse nichts ausbessern.

Im Dörfchen — mehr als sechs bis sieben Häuser zählen die Ansiedelungen selten — fanden wir leicht die Wohnung des Kaimakam. Sie erschien aber wie ein stallähnlicher Raum mit Lehmboden, und die Wände mochten wohl vor fünfzig Jahren zuletzt geweißt worden sein. Da der Herr nicht zu Hause, ergötzten wir uns an zwei vierzehn Tage alten Mufflons, die er in seiner Behausung eingeschlossen hatte. Es waren die niedlichsten Thierchen, unglaublich behend schossen sie hin und her, waren im Nu oben auf Tisch und Schränken und in einem Satz wieder auf dem Boden. Eine Ziege wurde hereingebracht, und sofort ergriffen sie das Euter und saugten lustig. Wenn man sie in ihren Kasten that, so klagten sie. Diese wilden Bergziegen waren ganz und gar wie kleine Gemsen geartet, auch in Farbe. Auf Stirn und Vorderbeinen aber hatte jede einen schwarzen Strich. Das Gehörn keimte schon; es kann ein paar Fuß lang werden und macht jedes Jahr einen kleinen Ansatz, so daß man daran leicht das Alter schätzt. Oefter krümmt es sich, daß es fast den Rücken berührt.

Als unser Wirth in Eile herankam, hatten wir das Muster eines feingebildeten jungen Türken vor uns. Er war der Sohn eines vornehmen Grundbesitzers in Kanea, nie aus Kreta weggekommen, besaß aber das offene und verbindliche Benehmen eines Europäers aus der besten Gesellschaft. Ihm bereitete unser Eintreffen augenscheinlich den größten Genuß. Nun verwandelte sich im Nu der öde Raum. Aus den Schränken und Truhen kamen da blinkende Leuchter mit Wachslichtern, Silberbecher und feines Porzellan und das schönste Tischzeug. Aus dem Küchenloch aber draußen an der Thür erschien eine delikate Schüssel nach der andern; besonders mundete der wilde Spargel.

Auch Bücher bemerkte ich, die wirklich aufgeschnitten und gelesen waren. Der geographische Atlas freilich, der in Konstantinopel mit türkischen Lettern und Zeichen gedruckt war, stammte aus der Zeit vor 1870. Das halbe Deutschland war darin ausgelassen, bloß Preußen zeigte sich und zwar als eine Art Anhang zu Oesterreich, ebenso wie Bayern. Das Uebrige hatten die französischen Lehrmeister, von denen dieser Atlas ausging, nicht mehr der Rede werth gehalten. Unserm liebenswürdigen Wirth konnte nun nichts erwünschter kommen, als einige Belehrung über Deutschland und seine Geschichte.

Mit wahrer Begier sog er ein, was ich über die geographisch-historische Macht- und Weltstellung der Völker sagte, und wäre nur ein Exemplar da gewesen, niemals hätte größere Wirkung die Festrede erzielt, die ich jüngst eben über dieses Thema in der Münchener Akademie der Wissenschaften gehalten.*) Den Orientalen ist es ja wie Schuppen von den Augen gefallen, und sie sind recht ärgerlich über die Franzosen, die ihnen früher Märchen erzählt, und ärgerlich auf sich selbst, daß sie ihnen geglaubt haben.

Unser Kaimakam war früher auch leidenschaftlicher Jäger. Eines Tags fehlte er alles, und als sich am Abend etwas im Korn bewegte, schoß er gleich darauf los. Siehe da, zwei Kinder sprangen auf, zum Glück keines verwundet. Da that er einen Schwur, kein Jagdgewehr wieder anzurühren, und hielt den Eid mitten in diesen wildreichen Wildnissen, hielt ihn bis auf den heutigen Tag. Auch in den vornehmen Türken sitzt hin und wieder die Religion noch fest und hält sie aufrecht. Zu seinem Trost hatte er sich das kleine Mufflonpaar einfangen lassen, und wollte es aufziehen, um zu sehen, ob es gezähmt werden könne. Ich erzählte ihm dabei

*) Ueber Deutschlands Weltstellung. Festrede 1874.

von unsern Gemsjagden und wie einst (jetzt sind es schon siebenzehn Jahre her) im Park zu Hohenschwangau zwei ganz junge Gemsen umher liefen. Dem Böckchen hatte man ein silbernes Glöcklein um den Hals gebunden. Als es nun größer und feuriger wurde, hatte es sich mit kühnem Sprung über das Gitter befreit und war in die Berge geflohen. Da hörten einige Tage später die Jäger bei einem Gemsrudel oben im Gebirg hin und wieder den Klang eines hellen feinen Glöckleins, und einer, der im Halbdunkel selbst wie ein alter Gemsbock aussah, meinte: das sei die erste Gemshochzeit mit Musik. Bei diesem Worte sprang der Kaimakam jubelnd in die Höhe, so freute ihn die Gemshochzeit mit Musik.

Im Fortgang der Unterhaltung kamen wir auf die Gräuelgeschichten zu reden, deren Kreta so viele erlebte, und es freute mich in der Seele, daß unser Wirth die Ursache in Rohheit und Unbildung fand und an den Fortschritt der Menschheit durch fortschreitende Kultur glaubte. In der That liegt im Menschen, wenn er in seiner innern Rohheit verharrt, die reißende Bestie nur im Schlafe: wehe, wenn die wilde Lust und Mordwuth erwacht! Nur geistig-sittliche Bildung, welche das ganze Wesen durchdringt, kettet die grimme Begier an, indem sie die

innere unbesiegliche Scheu vor dem Unmenschlichen erzeugt. Wie es war auf Erden, und wie es durch fortschreitende Kultur allmählich besser geworden und im Laufe der Jahrhunderte doch immer mehr Menschen Freiheit Wohlstand und Herzensbildung zu Theil geworden, stellt sich erst deutlich vor, wer Völker von verschiedenen Kulturgraden kennen gelernt hat. Wenn bei all den gräulichen Verbrechen und Dummheiten, welche die Geschichte beflecken, sich Einem das Herz will vor Schrecken und Abscheu zusammenziehn, muß man daran denken, wie schön es einst noch auf der Erde werden wird. Die Menschheit zählt erst fünf Jahrtausende und hat es darin, die Wahrheit zu gestehen, doch schon erklecklich weit gebracht, und es ist ja gar kein Grund vorhanden, warum das nicht nochmal fünf Jahrtausende, ja warum es nicht fünfzig und fünfhundert Jahrtausende so fortgehen soll. Schon um der Langeweile zu entfliehen, müssen die Menschen sinnen und suchen, wie sie ihre Zustände bessern und die unnatürlichen Fesseln lösen, die jetzt noch in der höchsten wie untersten Gesellschaft so manches arme Herz zerschneiden, und wie sie, um gesünder zu werden, Ozon herab aus den Lufthöhen, und um das theure Holz zu sparen, billige Wärme aus den tiefen Erdfeuern herauf ziehen. Was wird das für schöne

Feste geben, wenn für die Zukunftsmusik erst die rechten Instrumente erfunden sind, und auf Luftschiffchen so zahllos wie Staarenschwärme die Völker sich zufliegen!

Schade nur, daß man es nicht mehr erlebt. Denn mit der Seelenwanderung, zu deren Annahme sich unser türkischer Gastfreund, der viel gelesen und gedacht hatte in seiner Einsamkeit, hinzuneigen schien, bleibt es doch immer ein nichtswürdig Ding, selbst auch wenn sie eine Wahrheit wäre. Denn hätte man schon einmal in der Welt gelebt, so müßte man doch mehr davon wissen, als eine Ahnung, die leicht wie ein ferner Traum vorüber schwebt. Oder sollten sich auch diese dunkeln Gebiete künftig erhellen? Wie schön wäre es, wenn man sich ein liebliches Seelchen, das einem so ganz nach Herz und Sinn wäre, — in dieser harten Gegenwart giebt es ja selten eins, — aus dem Aether herbei schmeicheln könnte!

So verloren wir uns im Gespräch etwas in blaue Fernen, und tafelten und plauderten und sättigten uns an dem Götterwein, bis fast die Mitte der Nacht herangekommen war und man endlich vom Schlafquartier sprach. Es war aber noch beinahe eine kleine Viertelstunde bis dahin zu gehen, und die hellste Mondnacht stand still und feierlich über allen

Höhen und Tiefen. Wir kamen zu einem von Rosen umblühten Häuschen, stiegen die Steintreppe an seiner Außenmauer hinauf zu einem Kämmerchen, auf dessen Vorplatz Turteltauben girrend aus dem Schlaf erwachten, und als wir uns in dem hübschen kleinen Gemach, das Teppich Divan und Vorhänge reizend schmückten, umschauten und das feine schwellende Lager erblickten, merkten wir, wie groß die Aufmerksamkeit unseres liebenswürdigen Gastfreundes gewesen. Es war das niedlichste Nestchen von der Welt, doch ach, das Vöglein war davon geflogen.

X.

Rodovani.

Der schönste Pfingstmorgen klopfte schon lange an die engen Fenstergitter, als wir uns aus den bunten und weichen Vließen des Lagers entwickelten und den Kaffee nahmen, der auf dem Vorplatze des kleinen Gemachs schon lange auf den Kohlen stand. Vor dem Häuschen warteten zwei Kavassen, uns zu dem Herrn zu führen. Wir kamen wieder bei der Schloßfestung vorbei, die eben gebaut schon wieder im Verfallen war. Eine Wache von achtzehn Mann stand vor der Pforte und präsentirte. Wir mußten eintreten, um von den Offizieren begrüßt zu werden. Drinnen sah es allerdings höchst unbehaglich aus, und wenn ich nach dem Nöthigsten fragte was fehlte, so hieß es immer: der Krieg habe alles zerstört.

Unser Gastfreund, der Beg und Kaimakam, erwartete uns im Platanenschatten an einem perlenden Bächlein, dessen Quelle, die früher einen Sumpf machte, er hatte einfassen und mit einer Steinbank umziehen lassen. Es wurden Stühle gebracht und auf die Bank gestellt, und da saßen wir eine lange Zeit unter den grünenden uralten Bäumen. Die Leute kamen, um ihr Vieh zu tränken und sich selbst zu laben, und es sammelte sich eine Menge Volks, alle in ehrerbietiger Stellung. Niemand sprach, die Luft war voll Stille. Hier hörte man keinen Glockenton. Nur die Nachtigallen schlugen ihr Meistes und Bestes, und der kühle Wasserhauch und das Murmeln des silberflüssigen Elements waren ungemein erquicklich.

Wie verschieden dieser Pfingstmorgen von andern, die ich schon erlebte am Bosporus und Aetna, am Rhein Tiber und Ohio, an der Elbe Isar und Seine, und wo nicht sonst noch! Es fiel mir auf, wie die wechselnde Umgebung im Grunde doch nur wenig über den Menschen vermag, sowie er einmal in der Jugend innerlich fertig geworden. All die Festmorgen, die ich hier und dort erlebte, ließen das Pfingstgeläute von der kleinen Pader niemals in der Seele verklingen. An diesem weltentlegenen Platanenbrunnen, umringt von türkischen Soldaten und

griechischen Bauern, trat mir der Pfingstmorgen in meiner Vaterstadt wieder vor Augen. Der große blumengeschmückte Pfingstkuchen stand auf dem Tische, und während das festliche Geläute von allen Thürmen in die geöffneten Fenster quoll, kamen wir Kinder, wie es damals in katholischen Familien in Westfalen Sitte war, mit den Dienstboten zu den Eltern, ihnen das Fest zu wünschen. Und dann küßte uns die Mutter und wünschte uns unter süßen Thränen die sieben Gaben des heiligen Geistes. Ach die Kindheit mit ihren tiefen seligen Eindrücken! Es ist eine große Wohlthat im Leben, ein heimlich rinnender Quell von unvergänglicher Frische, an brave Eltern und eine glückliche Kindheit zu denken.

Die Stätten von Kantanos und Hyrtakina, zwischen denen wir uns befanden, sollten, wie alle sagten, kaum noch erkennbare Trümmer bieten. Um so mehr rühmte der Kaimakam die Alterthümer in Elyros. Als nun endlich mein Pferd, das am Tage vorher ein paar Eisen verloren hatte, wieder beschlagen und gerüstet war, ritten wir ab und stracks die Höhen hinauf, voran der stattliche Kaimakam und vor ihm ein Offizier mit ein paar Soldaten. Die Straße hatte der Beg neu anlegen lassen, ebenso wie den Weg nach Kanea, den man jetzt in fünfthalb Stunden zurücklegen kann, wäh-

rend man früher mehr als das Doppelte der Zeit brauchte.

Auf dem ersten Bergrücken zeigte sich zur Linken ein Blockhaus in Ruinen, rechts schien malerisches Mauerwerk zu stehen; aber erst als ich hinritt und abstieg, konnte ich mich überzeugen, daß da nur täuschende Felsen standen. Als wir nun über die Kammhöhe zogen, wurde ich beinahe betroffen von der Erhabenheit des Bergzuges, der links vor uns aufstieg, noch bis an seine Schultern überzogen von Schneestreifen. Wir waren schon dicht vor den ungeheuren Bergwällen der Sphakia. Gegen sie trat das schöne weite Eirund von Bergen zurück, die sich unten um uns herzogen und in deren Tiefthäler sich der Blick verlor. Auf der einen Seite entschwand das Meer bei Kisamos, auf der andern stieg das afrikanische mit der Insel Gavdo oder Gozzo empor.

Nach anderthalb Stunden Reitens hielten wir an in der Gegend, wo im Alterthum die mächtige Stadt Elyros sich ausbreitete, eine der Großstädte auf Kreta, des Dichters und Gesetzgebers Thaletas vielgerühmte Heimath. Ihr Hafen war Suia, an der Mündung des Flusses zu ihren Füßen. Wie die Athener Epimenides, den heiligen Mann vom kretischen Knossos, so holten die Spartaner, als nach dem zweiten messenischen Kriege böse Krankheit die

Männer befiel, den Thaletas von Elyros, damit er durch seine Reinigungsopfer den Zorn der Götter sühne. Denn Kreta galt in den Augen der Griechen als der Sitz uralter Götterweisheit. Noch lange sangen die Knaben zu Sparta die Päane des Thaletas, und tanzten die Jünglinge die Pyrrhiche, welche er ihre Vorväter gelehrt hatte; denn mit diesem Waffentanz verehrten die Kreter das höchste Gottwesen. Die Elyrier aber schickten einst nach Delphi zum Weihgeschenk eine eherne Ziege, welche die Zwillinge Phylakis und Phylander säugte. Abstammen wollten sie von diesen Göttersöhnen, welche dem Delphier die schöne Nymphe Akakyllis gebar. Das Brautlager war unfern in Tarrha auf Karmanors Gute gewesen. Das wußten sie noch alles ganz genau. Wie viele Anspielungen davon würde man noch in den Tausenden von Gräbern finden, mit welchen der Abhang, an dem wir herabritten, besetzt war! Erst die wenigsten waren eröffnet. Die ganze Umgegend ist die reichste Fundgrube von Alterthümern.

Im nahen Rodovani stiegen wir bei dem Hauptbrunnen ab, der wieder, wie in diesen Ortschaften gewöhnlich, mit schattigen Bäumen umsetzt war. Ueber dem plätschernden Wasser hatte man drei antike Tafeln von kretischem Marmor mit Verzie-

rungen eingesetzt, in der Mitte war noch eine Jungfrau in schöner Gewandung zu erkennen. Nicht weit vom Brunnen lag das größte Haus im Orte, das auch zu Schule und Versammlungen diente. Der junge Schulmeister, der greise Pope, und die Ersten des Dorfes kamen herbei, und ersichtlich war der Kaimakam von ihnen geliebt, denn sie grüßten ihn alle mit dem Ausdruck einer herzlichen Hochachtung. Als wir nach einer Weile uns wieder vor das Haus begaben, in den Schatten uralter Oelbäume hoch wie Eichen, lagerten sich an fünfzig Männer im weiten Kreis umher. Die Frauen standen von ferne, Prachtköpfe darunter, nicht gerade von griechischen, eher altsächsischen Zügen, alle aber mit den schönen heißen und klugen Griechenaugen und den hohen tiefschwarzen Brauen darüber. Alsbald begann der Handel mit antiken Sachen. Schüchtern bot erst der Eine und Andere ein Stück an, und da wir etwas kauften, bedeckte sich der Boden mit Krügen und Vasen und Gläsern, groß und klein, von jeglicher Form und Gestalt. Jeder hatte eine Gruppe vor sich und kniete dahinter, dieser ließ eine Goldkette durch die Finger spielen, jener Gemmen blinken, alles aus den alten Gräbern herausgewühlt. Wir kauften drei Körbe voll und einen seltenen antiken Halsschmuck von Goldstückchen,

und schickten gleich Jemand damit fort nach Kanea. Alles kam richtig an, und wir ärgerten uns später, daß wir nicht mehr mitgenommen und damals besonders die schönen Gemmen uns zu theuer schienen.

Unterdessen wurde unter den Bäumen am offenen Feuer ein großes Lamm gebraten: man hatte es auf einer großen Stange aufgesteckt, und zwei Männer drehten es über dem Feuer. Der Bauch war mit gewürzigen Kräutern gestopft, und in die Einschnitte wurde Fett geträufelt. Einige Roststückchen aus dem Innern wurden an Stecken besonders gebraten. Als das Lamm fertig war, hieben die Soldaten es mit ihren Reitersäbeln auseinander. Die zartesten Stücke wurden uns vorgesetzt. Sie waren von einem Wohlgeschmack, daß ich völlig begriff, welch ein köstliches Vergnügen es diesen Burschen sein muß, einen Hammel zu stehlen, ihn irgendwo im Gebirg in freier Luft zu braten, und im Kreise gelagert unter Lust und Lachen ein Stück nach dem andern herunter zu reißen und mit gutem Wein zu verschlingen. Man nennt das Albaneser Braten, Arnaut kebabi. Der alte Pope, ein rechter Bauer, saß in unserer Nähe und freute sich, einen guten Happen zu bekommen. Nach dem Hauptstück kamen noch Rebhühner, jedoch weichlich und nur in Butter gebraten. Süßeren und kräftigeren Honig aber kann

es auf der ganzen Erde nicht geben, als er hier im Ueberfluß vorhanden schien. Kreta ist überhaupt als das Land des besten Honigs berühmt. Kinder brachten uns Orangen, und zuletzt boten auch die jungen Mädchen Blumen dar.

Nach diesem Hellenenmahl stiegen wir langsam den weitgestreckten Bergrücken hinauf, auf welchem ehemals Elyros prangte. Auf seiner Höhe zeigte sich, wahrscheinlich auf der Stelle der alten Akropolis, ein Blockhaus d. h. ein rundes Fort aus Steinwällen mit Schießscharten. Auf dem Wege dorthin kamen wir zuerst an einem runden Thurm aus mittelalterlicher Zeit vorbei, dann zu einem verfallenen Kirchlein, dessen Grundmauern, ebenso wie die Reste von Mosaikboden, antik sind. Die kleine Kirche, genannt die Panagia vom 15. August, stammt, nach den Fetzen der Malerei zu schließen, aus den ersten christlichen Jahrhunderten, wo man noch das ganze Innere auszumalen pflegte. Ein Stück weißer Marmorsäule dient als Stufe vor dem Eingang, ein anderes als Altar. Der ganze Bergrücken bis zum Blockhaus hin ist bebaut gewesen, man findet oben die Cisterne, etwas weiter unten am Abhange Reste vom Theater, noch entfernter solche von Stadtmauern und Wasserleitungen.

Das Fort war mit einem Halbhundert Soldaten

besetzt. Die Unterlage ihrer Betten war aus wildem Gesträuch gemacht. Oben von den Zinnen genossen wir noch eine herrliche Rundsicht: nach einer Seite Meer und Inseln, in allen anderen Richtungen Berge, zur Hälfte grünbewaldete, darüber nackte steile, gekrönt von blendendem Schneeglanz.

Als alles besichtigt war, saßen wir noch eine gute Weile bei Kaffee und Pfeife draußen im Schatten des Forts; denn es wurde mir schwer, von dem edlen Gastfreunde zu scheiden, dem in seiner Einsamkeit wir augenscheinlich viel zu früh in die sphakiotischen Berge entwichen. Auf diese und ihre Bewohner wandte sich das Gespräch immer wieder zurück.

XI.

Die Burg der weißen Berge.

Der kleine Volksstamm der altberühmten und altberüchtigten Sphakioten gehört zweifellos zu den merkwürdigsten auf der Erdkugel, und sein Alpenland nicht minder. Es war eine Reise voll schwerer Mühen und Gefahren, aber ich bin auch recht ins Innere der Sphakiotenburg eingedrungen und am andern Ende wieder herausgekommen.

Ehe ich jedoch diese Berg- und Küstenfahrten, die wahrlich Schweiß und Athem kosteten, schildere, erwartet der günstige Leser wohl, daß ich ihm Land und Volk erst ein wenig vorstelle. Das läßt sich aber nicht thun, ohne einen Blick auf die Geschichte der ganzen seltsamen Insel, die voll unwirthbarer Gebirge, wie keine andere, und doch ihrer Pracht

und unerschöpflichen Fruchtfülle wegen die Perle des Mittelmeeres ist. An der ungeheuren Bergfestung der Sphakioten brachen sich immer wieder die geschichtlichen Strömungen, welche das Kretervolk unterjochen und abplatten wollten. Beständig kehrten Land und Leute zu ihrer ursprünglichen Frische und Wildheit zurück. Und wer weiß, welche Bedeutung noch in unsern Tagen die Sphakiotenburg wieder erhält, trotz all der Forts und Kastelle, welche die Türken auf die Außenwälle gebaut haben?

Kreta stellt sich dar als ein langgestreckter Gebirgsrücken, der sich mehr als dreißig Stunden lang über den Meereswogen erhebt und als ein Riegel quer vor den Peloponnes hinlegt. Die sich lang ausreckende Halbinsel Italiens scheint hier im Kleinen wiederholt, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Berge doppelt so hoch sind, und daß die Gebirgsrücken, welche von der Hauptkette nach beiden Seiten auslaufen, auf Kreta viel zahlreicher sind und weiter ins Meer vortreten. Diese Gebirgsäste fassen gewöhnlich Hügelland und kleine Abdachungen ein, die an der Küste häufig zu kleinen geneigten Flächen werden: eigentlich verdient nur die größte, die Messara in der südlichen Mitte des Landes, den Namen einer Ebene. Die verschiedenen Querjoche aber, welche scharfzackicht links und rechts das Meer

berühren, zerschneiden und zertrennen die Insel in zahlreiche kleine Landestheile, deren jeder sein eigenes Leben führt, weil seine Bevölkerung auf sich selbst angewiesen ist. Kreta kannte daher nie einen Staatsgeist, sondern nur einen Kantönligeist. Seine vielen kleinen Gemeinwesen kämpften stets unter einander, und wurden nur dann geeinigt, wenn ein Eroberer von außen kam, der, wie die Römer Araber Byzantiner Venetianer und Türken, sie gleichmäßig an seine Herrschaft fesselte.

Von solcher Herrschaft fühlte stets am wenigsten die Alpenlandschaft im Westen, eher fügte sich der mittlere Theil der Insel, am leichtesten der Osten. Dieß hängt genau zusammen mit der größern oder geringern Möglichkeit, in das Gebirge einzudringen. Der Hauptrücken der Insel hebt sich nämlich an drei Punkten in gewaltigen Massen bis zur Hochgebirgshöhe empor, im Westen das Sphakiotenland bis zu 8100, im Osten der lasithische Bergstock bis 7100, der Ida in der Mitte bis 8060. Die Verbindungsketten und Seitenäste halten in der Regel nur eine Höhe von 2—3000, an einigen Punkten von 4000 Fuß.

Am offensten ist von allen Seiten das lasithische Gebirge. Zwar bildet es in weitem Bogen eine geschlossene Kreislinie und umfängt eine Hochebene

von fast 3000 Fuß Höhe über dem Meer, allein der Pässe, die hinauf führen, gibt es mehrere, und gegen einen kräftigen Vorstoß sind sie schwer zu halten. Der Sage nach zogen sich hieher, als die Dorier herandrängten, die ältesten Bewohner der Insel zurück, die Eteokreten, vermochten aber keine starken Gemeinwesen zu behaupten. Das Alterthum kannte im ganzen Westen der Insel nur zwei: Littos lag am westlichen Abhang des Ringgebirges und ging frühzeitig zu Grunde; Hierapytna aber, das von Asiaten gegründet sein soll, wendete sich nicht, wie die übrigen Städte Europa, sondern Afrika zu. Dorthin weisen auch die Dattelpalmen, die sich nur im Südosten Kretas häufiger finden.

Dieses ganze östliche Drittel der Insel wird immer schmäler und sinkt überhaupt zu immer schwächlicheren Formen herab. Die Türken hatten zuerst ein eigenes Paschalik daraus gemacht, fanden aber bald, daß es nicht der Mühe lohne, und hingen es dem von Megalo Kastron an. Nur eine Ortschaft vermag dort gegen zweitausend Einwohner festzuhalten; es ist das Fieberloch Kasteli oder Gerapetra, das an Stelle der alten Hierapytna bestehen blieb, weil hier der Uebergang der Insel von der Nord- zur Südküste nur ein paar Stunden breit ist

Im Alterthum war das Hauptland Kretas das

breite Mittelstück, über welches sich der Allherrscher Ida erhebt. Zu seinen Füßen dehnen sich am weitesten sanfte Abhänge und Ebenen aus. Sein Anblick ist so prächtig, ich möchte sagen feierlich, daß Kreta bei den Alten mit Recht auch Idäa genannt wurde. Von welcher Seite man auch den Ida sieht, stets erscheint er als erhabene Pyramide: bald versinkt sie tiefer in die Umberge, bald schaut sie höher und freier daraus empor. Es ist ein Massengebirge: eine Bastion thürmt sich auf die andere, jede höhere verkürzt in der Breite, aber verlängert in die Lüfte hinauf, bis ganz oben die scharfe Dachspitze des Ida aufsteht.

Dieses Rundgebirge ist reich an Schluchten und steilen Böschungen, auch findet sich in der Höhe von 5000 Fuß die umwallte Hochebene Nida. Allein es läßt sich am Ida doch rings in der Runde empordringen, und wenn dieß auch mühseliger wird, je höher das Gebirge ansteigt, so stellen sich doch nirgends uneinnehmbare Steilwände entgegen.

Ganz anders ist das Sphakioten-Gebirge im Osten beschaffen. In einer Länge von acht Wegstunden bildet hier das Gestade im Süden gleichsam die Sehne eines Bogens, dessen Halbkreis ein ununterbrochener Bergring ist, der sich stets in einer Höhe von 6000—8000 Fuß hält, und erst da, wo

er am Ostende zum Meer herunter geht, niedriger wird. Diese Berge, die man in der Hälfte der Insel beständig hoch am Himmel weiß schimmern sieht, den größten Theil des Jahrs, weil sie mit Schnee bedeckt, die übrige Zeit, weil ihr weißlicher Kalkstein hell gegen die Himmelsbläue absticht, nennt man „die weißen Berge," auch wohl von ihrem Hauptort „die Sphakia."

Das ganze Innere dieses Bergrings aber besteht nicht etwa aus Thälern und Rücken und Hochebenen, sondern ist ein einziger ungeheurer Steinblock, in welchem nur da, wo er zur See hin abstürzt, durch die immerdar abrinnenden Ströme einige sehr tiefe, aber ganz schmale, Furchen eingerissen sind. In den eigentlichen Hochkern, welchen die vier Spitzen des Volopia, des Mawril, des Saro und des Theodoro umstarren, dringt weder Vieh noch Hirt hinauf. Aber auch die ganze übrige Felsenmasse hat in einer Länge von sechs und in einer Breite von vier Stunden nur drei Stellen, wo Mulden, gleichsam platte Kessel, sich einsenken und Menschen wohnen können: dieß sind die Hochebenen von Askyfo, Anapolis, Kalikrati. Außerdem sind Ansiedelungen nur möglich unten an der Küste, wenn sich dort die tief eingeschnittenen Engschluchten etwas öffnen, oder hin und wieder weiter oben, wo sie sich auf einigen

wenigen Plätzen ein wenig verbreitern. Im Westen legt sich an den Bergring die Hochebene Homalo, im Osten die Hochebene Krapi, allein bei ihrer Höhenlage und sumpfigen Beschaffenheit vermöchte keine Ortschaft hier im Winter auszudauern.

In den ganzen weiten Umkreis dieser Bergmasse läßt sich vom Lande her nur an zwei Punkten eindringen, auf allen anderen starrt das steile nackte Gebirge unzugänglich entgegen. Der eine Weg führt über die Hochebene Homalo an den Paß von Samaria, der andere über die Hochebene Krapi an den Paß von Askyfo. Muß man aber schon in den engen Felsthälern mühselig zu den beiden Hochebenen emporsteigen, so geht von ihnen der eine Paß auf der berüchtigten sogenannten Holztreppe in einen Abgrund hinein, der sich plötzlich ein paar tausend Fuß tief hinab senkt, und dann führt der Weg weiter, gerade so wie auf der andern der zweite Paß, durch enge Felsspalten, die kaum eines Wagens Breite lassen, wo oben das Streifchen Himmelsbläue zu Zeiten verschwindet, und unten das Bett durch Ströme bespült oder auch ausgefüllt ist, gerade solche schauerliche Engpässe, wie man sie im bayerischen und im Tiroler Gebirge „Klammen“ nennt.

Scheut ein General sich vor diesen beiden Päs-

sen, so muß er sich entschließen, den ganzen Gebirgskreis zu umgehen, bis er ans Meer kommt, sich da entweder mit seinen Truppen zu Schiffe setzen und der Küste entlang fahren, oder am Klippenrande mühsam in langen Linien sich durcharbeiten, bis er vor die Oeffnungen der Rinnsale der Gewässer kommt. Aber in welche Schlucht er hier auch einzudringen gedenkt, immer muß er wieder in Klammen hinein, deren starre Felswände nicht einige hundert, sondern ebenso viele tausend Fuß steilauf ragen, und deren Länge nicht eine kleine Viertelstunde, sondern fünf- und siebenmal so viel beträgt. Und hat man eine dieser fürchterlichen Engen hinter sich, gleich fängt eine neue wieder an, in deren ewigem Schattendunkel man bedrückt athmet und vor dem Brausen des Wassers seine eigene Stimme nicht hören kann.

Vielleicht mag es in den unbekannten Bergketten, welche das innere Hochasien umwallen, ähnliche Gebirgsplätze geben: in der ganzen übrigen Welt kommt nicht wieder solch eine natürliche Bergfestung vor. Sie zu behaupten bedarf es nur einer Schaar entschlossener Männer. Alle Zugänge lassen sich ja leicht verbauen.

Es ist nun natürlich, daß eine solche ungeheure Bergfestung großen Einfluß auf die Geschicke der

Insel hat. Je heißer das Volk seine Freiheit liebt, um so sehnsüchtiger richtet es seine Blicke nach diesen Bergen. Die Haltung der Sphakioten entscheidet. Wenn sie anfangen, glaubt man sicher an Glück, und solange sie noch fortkämpfen, scheint noch nichts verloren. Jeder Eroberer aber muß sich kümmern um die Bergfestung. Entweder muß er sie stürmen, oder er muß sich bemühen, ihre Bewohner durch Freundschaft und Vortheile zu gewinnen. So lange er ihrer nicht sicher ist, bleibt ihm die Insel ein ungewisser Besitz, weil die Hochländer ihm unvermuthet wie die Gießbäche ihrer Berge auf den Nacken stürzen.

Während Kreta im Alterthum für sich selbst bestand, hören wir noch nichts von der Burg der weißen Berge. Auch in der Römerzeit war sie höchst wahrscheinlich noch unbewohnt in ihrer Starrheit und Unwirthbarkeit. Damals, so scheint es, war noch die ganze Insel von trotzig wilden Sphakioten bevölkert. In alle Länder fahrteten die kühnen Landsknechte. Die Einen vermietheten sich den Römern, die Andern deren Feinden, dem Mazedonier- und dem Pontuskönig, in allen Schlachten erklangen die kretischen Bogen, schwirrten die kretischen Schleudern. Denn Niemand kam den Kretern gleich in der Führung des Bogens und der

Schleuder. Gab es draußen nichts zu thun, dann praßten sie zu Hause und hielten Gelage Tag und Nacht. Das Geld brachten sie aus der Fremde heim, und auf ihrer Insel gab es schöne und lustige Weiber in Menge, und Wein und Früchte und fette Viehheerden in Hülle und Fülle. Oder es ergriff sie wieder die Raublust und sie setzten sich auf ihre kleinen Schiffe und kaperten jedes Segel, das fern auf dem Meer erglänzte. Jedesmal wenn Seeräuberschwärme das Mittelmeer unsicher machten, war Kreta ihr bester Nähr- und Steckplatz.

Die Römer mochten lange Zeit mit dem gefährlichen Volke nicht anbinden, sie ließen ihm lieber den Namen von Freunden und Verbündeten. Erst im letzten Jahrhundert vor Christus, als die Kreter dem gefährlichen Sertorius nach Spanien und dem großen Mithridates nach dem Pontus Pfeilschützen geschickt hatten, als ihre Räuberschiffe es den cilicischen noch zuvorthaten, erst da bemannte der Prätor Marcus Antonius eine Flotte, die mehr Eisen an Fesseln für die Verhaßten, als an Waffen für die eignen Mannschaften trug. Die Kreter aber segelten dem Prätor kühn entgegen, griffen an, enterten seine meisten Schiffe, knüpften die Besatzung an den Raen auf, und fuhren im Triumph wieder heim.

Das war zu viel der Schande für die Römer:

sie beriethen, wie man die Frechen verderbe. Die schlauen Kreter aber schickten Gesandte, welche das Lügen Bestechen und Ränkeschmieden so gut verstanden, daß erst mehrere Jahre später, 69 vor Christus, im Senat der Beschluß durchdringen konnte: die Kreter sollten 300 Geiseln, 4000 Talente Silbers, und jedes Schiff ausliefern, das mehr als vier Ruder führe. Da wählten sie doch lieber den Kampf auf Tod und Leben. Drei Jahre lang dauerte der gräßliche Krieg. Konnten in den festen Städten die Kreter sich nicht mehr halten, so leisteten sie sich den letzten Freundschaftsdienst und gaben einander den Tod. Metellus, der Römergeneral, dachte nur noch an Ausrotten des hartnäckigen Volkes, das niemals Treue hielt. Schrittweise vordringend, und wieder wie der Blitz hier und dort, tödtete er Alles, tödtete selbst diejenigen, die sich ergaben. So erhielt er endlich seinen Triumph und Kreta die Leiden einer römischen Provinz.

Im nächsten Jahrhundert verbreitete sich das Christenthum auf Kreta merkwürdig rasch. In kurzer Zeit zählte man vierzehn Bisthümer. Waren die Kreter große Sünder gewesen, so machten sie jetzt Reu und Leid: etwas Trotz spielte wohl mit gegen die Römerwelt und ihre Götter. Schon Paulus konnte an seinen Jünger Titus schreiben: „Er

habe ihn um deßwillen in Kreta zurückgelassen, damit er, was noch fehle, in Ordnung bringe und in all den Städten Aelteste anstelle." Er ermahnte ihn aber: „Bischöfe müßten ohne Verbrechen sein, nur ein Weib haben, und gläubige Söhne, die durch liederliches Leben nicht berüchtigt und nicht trotzig seien." Der Apostel erinnert insbesondere daran: der Bischof müsse kein Trunkenbold sein, die alten Herren müßten nüchtern sein, und die betagten Frauen müßten voll heiligen Anstands sein und keine Lästermäuler und keine Bacchusschwestern. Man sieht also: in dem üppigen Weinlande trank Mann und Weib, Alt und Jung, und da in dieser Beziehung die Kreter noch heutzutag eine merkwürdige Fassungskraft besitzen, die apostolische Ermahnung aber doch gewiß gefruchtet hat, so müssen sie ehedem noch mehr haben trinken können.

XII.

Aus der Türkenzeit.

Als nun die Insel zum byzantinischen Reiche gehörte, hätten die Araber sie längst gern gehabt; denn auf ihren Raubzügen, wenn sie hier und da an der Küste plünderten, hatten sie deren Reichthümer schätzen gelernt. Endlich 824 kam der Admiral von Spanien mit zwanzig Galeeren, und als er seine Leute ausgeschifft hatte, erkannte er zwei Dinge, das eine: Kreta sei wahrhaft das Land, das von Milch und Honig fließe, welches der Prophet seinen Gläubigen verheißen, — das andere: Kreta zu erobern koste es noch größere Kräfte, als zur Zeit er besitze. Mit vierzig Galeeren kam er im nächsten Jahre wieder, verbrannte seine Schiffe hinter sich, und verschanzte sich auf dem Platze, den man die

Schanzen d. h. Kandax, nannte, — ein Name, der sich der Stadt Kandia und bei den Venetianern auch der Insel mittheilte. Von diesem verschanzten Lager aus eroberten die Araber fast alle Städte, und verheerten das umliegende Land.

Damals zogen sich die letzten Vertheidiger christlicher Freiheit in die Schluchten der weißen Berge zurück, wohin Niemand ihnen folgte. Sie behielten den stolzen Namen des Reiches bei, welches das mächtigste in der Welt gewesen, und nannten sich Römer. Sie hätten sich mit mehr Recht Nachkommen der alten Dorier nennen können; denn bis zu diesen Küsten trieben im grauen Alterthum die Wellen der großen dorischen Wanderung. Die übrigen Kreter konnten sich nach der arabischen Eroberung des Islams kaum noch erwehren, und die Meisten vergaßen ihre väterliche Religion.

Kraft und Herrschaft der Araber dauerten etwas über hundert Jahre. Unter ihnen erlebte Kreta zum zweiten Mal eine Blüthezeit der Seeräuberei. Dies Gewerbe schien auf diesen Küsten einmal einheimisch zu sein, und lebte sofort wieder auf, wenn äußere Hindernisse wegfielen. Die Kreter, welche den Islam angenommen, thaten sich gemeinsam mit den Arabern an dem geliebten Geschäfte wieder eine Güte.

Die dritthalbhundert Jahre, welche der Araber-

zeit folgten und noch einmal byzantinische Färbung trugen, reichten eben hin, das Christenthum auf der ganzen Insel wieder aufzufrischen und das griechische Priesterthum wieder einigermaßer zu Kraft und Ehren zu bringen.

Nun kamen die Venetianer, und volle 465 Jahre stand die Insel unter ihrer Herrschaft. Um sich Kreta zu sichern, betrieben sie die italienische Ansiedelung im Großen. Nicht weniger als 408 Knappen- und 132 Ritterlehen wurden gegründet, und fast alle mit italienischen Familien besetzt. Nach der phrygischen, altgriechischen, römischen, byzantinischen, und arabischen Einwanderung erhielt Kreta jetzt eine romanische Einwanderung. Die katholische Kirche ward auf das Glänzendste mit Gütern ausgestattet, die griechische zu evangelischer Armuth zurückgeführt.

Tiefste Schlauheit und rastlose Thätigkeit verwandten die venetianischen Behörden darauf, das kretische Volk innerlich zu unterjochen und sich anzugliedern. Vergebens. Nachdem die Venetianer fast ein halbes Jahrtausend Kreta bewohnt und bewirthschaftet hatten, hinterließ ihre Herrschaft weder im Wein- und Ackerbau, noch in Sitte und Charakter, noch in Religion und Sprache der Kreter irgendeine dauernde Nachwirkung. Diese nahmen den gereimten Vers an — das war alles. Endlich

riefen sie die Türken herbei, um von ihren italienischen Herren erlöst zu werden. Venedig erschöpfte seine Kräfte, um sein blühendes Königreich von Kandia zu behaupten. Zwanzig Jahre lang mußten die Türken die Hauptstadt belagern, glorreich war die Vertheidigung, wechselnd das Kampfgeschick. Kam ein Schiff nach Europa, so liefen die Leute zum Hafen, um von Kreta zu hören. Als die kandiotischen Venetianer endlich 1669, um in das goldene Buch der Republik eingetragen zu werden, die Insel verließen, blieb nichts übrig, was an sie erinnerte, als Gebäude und Brücken und Straßen.

Was verewigte diesen tödtlichen Zwiespalt zwischen kretischen und italienischen Christen? Was gab den Einen die Zuversicht auf die Ausdauer ihres Volkes, und nahm den Andern zuletzt jede Hoffnung, sie jemals zu guten Venetianern zu machen? Die Burg der weißen Berge stand immerdar frei und unbezwungen, — das war der Grund. Hundert Jahre lang liefen die stolzen Herren von der Adria Sturm dagegen, dann gaben sie es auf und suchten lieber den Sphakioten zu schmeicheln und schön zu thun. Sie nahmen sie in Sold, gaben ihnen Gewehre in die Hände und lehrten sie in geschlossenen Reihen marschiren. Das gefiel diesen Landsknechten, aber darum wurden sie noch lang nicht treue Freunde und

Unterthanen. Jeder Aufstand fand bei ihnen fröhliche Helfer. Mit heimlichem Neid und Aerger sahen die geschmückten Herren Nobili auf diese hochgewachsenen, waffenfrohen, unglaublich behenden Bergsöhne, aber sie erkannten auch, daß sie niemals ihren Freiheitsinn, ihren lächerlichen Hochmuth, ihren raub- und ränkelustigen Charakter brechen würden. Nach zweihundertjährigem Besitz der Insel machte es sich jeder Proveditore zum Grundsatz: „den Kretern Korn und Stockschläge, Zuckerbrod den Sphakioten." Man nutzte Kreta aus wie ein herrliches prächtiges Landgut und seine Bewohner wie hörige Knechte. Wenn aber die Bewohner der weißen Berge sich wieder der Seeräuberei ergaben, so drückte man beide Augen zu, gern zufrieden daß sie wenigstens einen Inspektor duldeten, der ihren Handel mit dem Ertrag der Viehzucht Jagd und Raubfahrten in Ordnung hielt.

Nun folgte die Herrschaft der Türken, und die Griechen in den Städten, die sie herbeigerufen, zuckten schmerzlich zusammen unter den Raubgriffen dieser Unholde. Die Sphakioten aber lebten unbekümmert auf den weißen Bergen: kein Pascha wagte es, zu ihnen hinaufzudringen. Das Kreuz stand unangefochten auf ihren Höhen, und ihre Landsleute fühlten sich in ihrem Gemüthe so gestärkt dadurch,

daß sie niemals das Zeichen der Erlösung verläugneten. Die Sphakioten verstanden sich zwar endlich dazu: den Paschas etwas Eis zu liefern, im Uebrigen blieben sie von jeder Steuer verschont, und so ganz in ihrem alten Wesen, daß sie nicht einmal Pfeil und Bogen fahren ließen, so wenig als ihre alte Tracht.

Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts tanzten sie die Pyrrhicha, den uralten Kriegstanz der Kureten, den Thaletas nach Sparta brachte, und welcher noch heutzutag in Kreta nicht ganz vergessen ist. Im kurzen Ueberwurf, den ein Gürtel zusammenhielt, die Beine in langen rauhhaarigen Stiefeln, den schweren Säbel am Gürtel, auf dem Rücken den gefüllten Köcher, und in der Hand den ferntreffenden Bogen, tanzten sie den Reigen, bald einzeln, bald in Gliedern geordnet, bald sich an den Händen ergreifend, vor und zurück, Kreise bildend und sie wieder lösend, sich tummelnd im Bücken Aufschnellen oder zur Seite Springen, jetzt den Bogen zum Schuß, dann den Arm wie zum Schleudern erhebend, alles in leidenschaftlichen Rhythmen unter den raschen hellen Citherklängen, und wenn sie zum Schluß aufstampften, mußten tönend die Waffen zusammenklirren.

Das Elend der Sphakioten war aber die ewige

Zwietracht und Parteiwuth, die in der kleinen Bevölkerung wüthete. Die Blutfehden ruhten niemals, und die Meinung war: ein rechter Mann dürfe nicht in seinem Bette sterben.

Dieß machten sich die Türken im Jahr 1770 zu Nutzen. Während die Männer mit einander kämpften, verführten sie durch köstliche Geschenke ein paar Knaben, ihnen die Wege zu zeigen, drangen unvermuthet aus den Schluchten hervor, verbrannten die Ortschaften, und schleppten Frauen und Kinder in die Sklaverei. Wüthend warfen sich ihnen die Sphakioten entgegen, es begann ein heißes Morden, und wie es in dem historischen Liede heißt: *)

„Manch Klagelied, manch Schmerzgestöhn drang in die Himmelsräume
An jenem großen Todestag verdorrten Blum' und Bäume."

Zwar wurde, wenn dem Liede Glauben beizumessen, durch den Grimm und Heldenmuth der Bergessöhne der Feind geworfen:

„Von Schrecken wie von Raubgethier gehetzt, in wirren Haufen
Die Türken unter Weh und Ach bis nach Rettimo laufen.
Da fragt man sie: „Wohin denn sind die Waffen euch gekommen?"

---

*) Kretabiene, oder kretische Volkslieder, Sagen, Liebes-, Dank- und Sittensprüche, gesammelt und herausgegeben von Elpis Melena. München, 1874.

„Die Sphakioten haben sie als Beute uns genommen.“
Und wieder fragt's: „Wo habt ihr denn die Helden all gelassen?“
„Die Sphakioten im Gebirg, die Schrecklichen, sie fraßen.“
Und noch zum dritten fragt man sie: „Wo sind denn eure Führer?“
„Gewürgt von den Sphakioten all!“ — „O Schade um die Führer!“

Allein die Kraft der Sphakioten war auf lange Zeit gebrochen, ihre Dörfer konnten sich nicht so rasch wieder bevölkern; denn ihre schönen und starken Frauen und Töchter wurden bewundert auf den Sklavenmärkten zu Kairo Damaskus und Smyrna, und kehrten niemals zurück. Jetzt begab es sich, daß eine Menge Griechen, namentlich in der Nähe der Städte, um den unerträglichen Quälereien und Erpressungen der Türken zu entgehen, deren Glauben annahmen. Die nächsten vierzig Jahre nach dem Falle der Sphakioten waren Kreta's schrecklichste Zeit. Alle Türken auf der Insel waren in eines der vier Janitscharenregimenter eingeschrieben, und diese Soldaten vertheidigten jeden Kameraden, mochte er auch Unmenschliches gegen die armen Christen sich erlauben. Jahre lang wagte in Kanea keine junge Frau über die Straße zu gehen. Als der Bischof einmal an das Gesetz, nach welchem kein Grieche im Sattel ins Thor kommen durfte, nicht dachte, rissen ihn die Soldaten vom Pferde und wollten

ihn auf der Stelle verbrennen. Jeden Abend wurden die Griechen aus den Thoren getrieben. Die Frauen und Kinder bebten, wenn die trunkenen Türken auf den Straßen rasselten, vor Angst in den verriegelten Häusern. Zwei verbürgte Geschichtchen mögen lehren, in welchem Stil die Türken frevelten.

In Kanea war ein Koch, der eine überaus schöne Frau hatte, ihr aber keinen Tritt vor ihre Thüre gestattete. Eines Abends trat ein Beg zu ihm und sagte: „Höre, zur Nacht esse ich bei dir mit ein paar guten Freunden, bereite uns ein prächtiges Mahl und vergiß nicht Wein und guten Branntwein." Der Koch hatte kein Arg dabei, denn es kam öfters vor, daß sich Türken eine lustige Nacht außer ihren Häusern machten. Als sie nun schmausten und tranken, hieß es: seine Frau solle kommen und sie bedienen. Vergebens betheuerte er: sie sei auf dem Lande. Drohend und fluchend zogen sie die Yatagans, sie mußte herbei. Da klopfte es draußen. „Geh und mach auf, es ist noch einer von uns." Kaum aber öffnete der Koch seine Hausthür, so fühlte er sich auch schon gepackt und herausgezogen und kam nicht wieder. Sein Weib mußte die ganze Nacht der Lust der Unholde dienen, bis

sie am Morgen gingen. Ihr Mann aber lag erdolcht auf der Straße vor seiner Hausthür.

Die andere Geschichte fiel im Dorfe Pesa vor. Ein Scherif kam in ein Haus, wo man sich fröhlich zur Hochzeit rüstete. Das Brautpaar war so frisch und blühend, daß es ihn verdroß, und er rief den Bräutigam, damit er ihn ein Stück Weges begleite, er habe etwas mit ihm zu sprechen. Als er ihn nun allein hatte, stieß er ihm meuchlings das Messer in die Seite, öffnete den Leib, schnitt die Leber heraus und briet sie über einem starken Kohlenfeuer. Dann kam er in das Haus zurück und sagte: auch er bringe ein Hochzeitsgericht, die Braut möge davon essen und aufs Wohl aller Anwesenden trinken. Das arme Mädchen, der die Andern zuredeten, aß endlich. Kaum aber hatte sie einen Bissen herunter, da rief lachend der Türke: „Das ist deines Bräutigams Leber, sieh selber zu, draußen liegt er." Die Unselige fiel besinnungslos zu Boden.

Wer damals nicht nach Kreta mußte, der mied die Insel. Handel und Ackerbau stockten, Armuth Elend und Aussatz griffen um sich, die Bevölkerung nahm reißend ab. Ein kretischer Türke war selbst bei seinen Glaubensgenossen verachtet wegen seiner Rohheit und Völlerei. Meinte ein Pascha den Gräueln zu steuern, so schossen die Janitscharen

ihm in die Fenster und kündigten den Gehorsam auf.

Vier Paschas nach der Reihe schickten sie dem Sultan zurück: da kam 1813 der schlaue grimmige Hadschi Osman-Pascha. Er verbündete sich mit den Griechen. An einem Tag wurden in den drei Städten die Uebermüthigsten ergriffen und nach Kanea geschickt. Zwei Monate dauerten die Hinrichtungen, immer neue Opfer langten an. Bei jedem Kopf, den der griechische Henker abschlug, fiel ein Kanonenschuß. Das war das Zeichen, daß Türke und Grieche öffentlich lachen und singen und tanzen mußte: wehe dem, dessen Fröhlichkeit aufhörte, solange noch Köpfe und Kanonenschüsse fielen. Zum Schlusse kam für den Pascha die seidene Schnur von Konstantinopel. Als gläubiger Alttürke küßte er das Geschenk seines religiösen und weltlichen Oberhaupts, sah sich um nach einem festen Nagel im Zimmer, machte seine Waschungen und Gebete, und hing sich an den Nagel.

XIII.

Aufstand von 1821 bis 1827.

Sieben Jahre später, als Griechenland sich zum Abschütteln des Türkenjoches erhob, segneten auch auf Kreta die Priester die heiligen Waffen des Aufstandes. Die Sphakioten hatten 800 Flinten, dagegen die ganze übrige Insel nur 400. Bei der ersten Regung der Griechen rotteten sich die Türken in den Städten, besonders in Kanea, zusammen, erbrachen die Häuser der griechischen Geistlichen und Vornehmen, und sättigten ihre Wuth in Blut und Brand und Plünderung. Sie schwuren hoch und theuer, alle Griechen zu erschlagen, lieferten sie nicht sofort die Waffen ab.

Die Sphakioten aber kamen bereits heran marschirt, trafen die Türken bei Kanea und schlugen

sie aus dem Felde. Dreimal stürmten die Janitscharen gegen die Burg der weißen Berge an, dreimal wurden sie blutig zurückgeworfen und verfolgt bis in die Ebene. Der Krieg war grauenhaft. Warf ein Türke seine Waffen weg und schrie auf den Knieen um Erbarmen, so zog man die Pistole und schoß ihn nieder. Kam ein flüchtiger Türke zum Tod ermattet in die von den Männern verlassenen Dörfer, so kam es wohl vor, daß die Frauen ihn mit Speise und Trank erquickten: sobald er aber einschlief, schlugen sie ihn mit Aexten todt. Die Sphakioten hatten geschworen, sich von ihren Weibern fernzuhalten, bis der letzte Türke Kretas Küste verlassen habe. Sie sollen den Schwur das erste Kampfjahr vom Frühling bis zum Winter gehalten haben. Kamen sie aber zu den Wohnungen ihrer Feinde, so wurde eilends jede Türkin niedergestoßen, und die Häuptlinge sahen nach, ob noch ein Weib im Hause Leben habe, um es ihm rasch zu nehmen. Wie schon erwähnt, glaubten sie: wer eine Ungläubige küsse, beschmutze seine Seele und verliere die Taufgnade, werde auch sicherlich im nächsten Treffen fallen.

Endlich erspäheten die Paschas den rechten Augenblick, brachten all ihre Macht rasch zusammen, eilten nach Prosnero und brachen in die Bergfestung ein.

Denn die Sphakioten haderten untereinander, und ehe sie sich sammelten und die Pässe besetzten, wälzte sich der verheerende Strom bereits in ihre Ortschaften hinein. Alles was den Türken vor die Füße kam, mußte über die Klinge, kein Haus im Gebirge, das nicht in Flammen aufging. Nur auf die Hochebene Homalo und in die Samariaschlucht, wohin der größte Theil der Weiber und Kinder sich gerettet, konnten die Türken nicht eindringen, und da die öden Berge keine Nahrung gaben, mußten sie dieselben wieder verlassen.

Um so grimmiger stürmten im nächsten Jahr 1822 die Sphakioten hervor. In blutigen Gefechten wurden die Türken bis nach Kanea, Rettimo, und Kandia zurückgetrieben. Hätten sie diese drei festen Plätze nicht gehabt, so wäre ihnen Kreta verloren gewesen. Die Griechen waren wiederholt nahe daran, Kanea, selbst Kandia, zur Uebergabe zu zwingen. Allein ihr Unglück blieben ganz dieselben Leidenschaften, die uns bei den Staatsmännern und Feldherrn der alten Hellenen so unbegreiflich vorkommen: Ehrgeiz und kindliche Eitelkeit, edler Stolz und giftiger Neid, daneben ein glühender Parteigeist, der jeden Augenblick bereit ist zu Mord und Verrath.

Die Kreter des Flachlandes schätzten niemand höher, als ihren General Melidonis, einen jungen

Mann von Geist und Kühnheit ohnegleichen. Er erschien aller Orten wie im Flug, organisirte den Aufstand, that Wunder der Tapferkeit, und fing einen Haufen der Türken nach dem andern ab, einen Pascha dazu, während die beiden anderen Paschas in Trübsal saßen in den blokirten Festungen. Die Hochländer aber erklärten: bei ihnen allein sei die Leitung des Kriegs, sie allein hätten auf der ganzen Insel zu befehlen. Der Sphakioten-Häuptling Rhoussos erdolchte zuletzt den beliebten Volksführer. Kein Dichter könnte sich ein schönere Heldenfigur erdenken, als diesen Melidonis auf Kretas Prachtgefilden.

Ypsilanti, der Griechen Oberhaupt, hatte als seinen Vertreter einen früheren russischen Offizier, Afentulis, auf die Insel geschickt. Dieser landete mit reichen Vorräthen bei Lutro, der einzigen Rhede der Sphakioten, und so fröhlich sie ihn empfingen, so lebhaft haßten sie ihn drei Wochen später. Denn er wollte ihnen mit Proklamationen Militärgesetz und Eidesformel beikommen. Sie verspotteten ihn, weil er häßlich war von Person und doch von den Komnenen abstammen wollte, und fragten ihn höhnisch: ob er denn wirklich meine, Kreta sei ein hübsches Fürstenthum für ihn?

Während sie nun wieder mit einander haderten

und sich auf einer neuen Volksversammlung um die Grundrechte der Verfassung herumstritten, bewerkstelligten, vom Sultan gerufen, in der Suda-Bay 5000 Albanesen mit andern Soldaten aus Aegypten ihre Landung, geführt von Mehemed Alis Schwiegersohn Hassan. Es waren geschulte Truppen unter europäischen Offizieren. Bei Malaxa stieß man auf einander. Die Griechen hatten rasch ihre Tamburia oder Steinschanzen aufgeworfen, sie kämpften wie die Löwen, ihre Frauen brachten ihnen Wein und Wasser in die Feuerlinie. Die europäische Taktik siegte, die Niederlage war allgemein.

Nun wollten die Sphakioten nicht länger fechten, und zogen sich in die Berge zurück. Da Hassan folgte, erhielt er einen blutigen Denkzettel. Die Türken aber in den Städten hatten Luft bekommen und machten mörderische Streifzüge. Der kluge Hassan vertheilte seine Truppen, um die Bergfestung zu blokiren und die Sphakioten auszuhungern, während er dafür sorgte, daß ringsum das Land in die Weite und Breite leer wurde von Menschen. Die Sphakioten litten schrecklich in den unwirthbaren Bergen; denn ihre Aecker und Gärten waren verwüstet, und sie hatten schon zwei Jahre lang keine Ruhe und kein Saatkorn gehabt, sie wieder zu bestellen.

Auch 1823, das dritte Jahr des Kampfs, brachte keine Entscheidung. Die Türken erhielten fort und fort Verstärkungen, während in den zahllosen Gefechten die Reihen der armen Kreter sich mehr und mehr lichteten. Sobald der Hydriot Tombasis im Frühjahr mit Verstärkungen in der Bay von Kisamos erschien, bedrängten die Griechen die Festung gleichen Namens, bis sie die Thore öffnete. Die Türken und Aegyptier aber verfuhren immer gründlicher in der Ausrottung der Kreter. Bei Melato waren ihrer an zweitausend zusammengetrieben, wurden angegriffen und mußten sich ergeben. Da wurden erst die Bewaffneten bis auf dreißig niedergemacht, dann die Priester zusammengebunden und ins Feuer geworfen, dann die jüngern Weiber und die kräftigeren Kinder ausgesucht und fortgeschleppt, dann der Rest niedergeritten und erschlagen was noch die Köpfe emporhob. Im Sommer landeten neue Truppen aus Aegypten in Kandia. Ihr General sammelte alles, was er an Mannschaft finden konnte, und marschirte an der Spitze von 10,000 Mann den Griechen entgegen, die kaum ein Drittel so stark am Ida standen. Die Aufforderung erging, sich dem Vizekönig zu unterwerfen. Die Sphakioten ließen sich auf Verhandlungen ein, denn ihre Männerzahl war sehr zusammengeschmolzen,

und sie dachten in ihren Bergen sicher zu sitzen. Da hörten sie: die Hydrioten hätten die ägyptische Flotte zerstört, und sofort entbrannte der Kampf. Eine Woche lang zog sich das Feuern und Ringen und Flüchten von einer Schlucht und Felswindung zur andern, bis beide Heere wund und zerschlagen waren, das griechische am meisten. Viele Kreter gaben ihr Vaterland verloren, flüchteten in kleinen Schiffen nach dem Peloponnes und kämpften dort in den ersten Reihen.

Im nächsten Frühling, 1824, hatten sich die Türken wieder durch die Besatzung der Kriegsschiffe verstärkt, die in Kretas Hafen Zuflucht gefunden. Sie schlugen die vereinzelten Haufen der Griechen aus dem Felde. Nachts wurde eilig marschirt, Morgens ein Dorf umstellt, dann wie die wilde Furie hinein, die Männer erschlagen, Frauen und Kinder fortgeschleppt zu den Sklavenschiffen. Die Sphakioten hatten Muth und Wachsamkeit verloren. Schon im März stand der Wütherich Kussein-Bey in ihren Bergen und verheerte mörderisch die Ortschaften. Sein Umzug, bis er wieder nach Kandia kam, hatte 20,000 Griechen Leben und Habe gekostet, so rühmte er sich. Auch Tombasis verließ jetzt die Insel, die außer den Türkenstädten nur noch brandgeschwärzte Ruinen zeigte, während die

Bewohner zitternd und hungernd in Höhlen und Bergesklüften saßen. Mehemed Ali aber hatte erreicht, was er wollte: Kreta war ihm Stützpunkt und Waffenplatz, um Griechenland zu erobern.

Den Kretern blieb nur noch der Guerillakrieg übrig. Dieser wurde noch drei Jahre mit entsetzlicher Wuth geführt, die Insel aber immer mehr entvölkert. „Der Todte beißt nicht mehr." — dieser Grundsatz galt bei Türken und Griechen. Die Letztern aber zogen den Kürzern dabei; denn die Reihen ihrer Feinde füllten sich wieder, während sie selbst nur immer verloren. In kleinen Schaaren wurde bald hier, bald dort gekämpft, jeder Sieg wurde mit theurem Blut erkauft. Im Nordwesten hatten griechische Seeräuber auf der Felseninsel Grabusa sich ein unersteigbares Nest gebaut, und enterten jedes türkische, auch manches christliche Schiff, das den Hafen verließ.

Der Sphakioten Unglück war gewesen, daß sie es nicht über sich vermochten, von ihrer nationalen Kriegführung zu lassen, die eben so einförmig als unpraktisch war. Hatten sie den Winter mit seinen harten Entbehrungen überstanden, so pochte im Frühling die Rauflust wieder in jeder Ader. Dann belebte sich die Volksversammlung auf der Hochebene Homalo, und kaum war halb und halb ein Plan

entworfen, so stürzten schon die Schaaren von den Bergen und auf den Feind. Wurde er geworfen, so machte eine Verfolgung erst vor den Festungsthoren Halt. Leistete er harten Widerstand, so zogen sich die Sphakioten in ihre Engpässe zurück, und lauerten hinter jeder Felsecke. Mochte nun das Eine oder das Andere geschehen, gewiß brach alsbald die Entzweiung aus. Im Unglück sollte jeder Andere Schuld tragen, im Glück wollte jeder selbst das Größte gethan haben. Uebermuth und Raublust, Eigensinn und Parteihader fesselten jede größere Unternehmung, und die Haufen verliefen sich, bis irgend ein Nothfall oder eine neue große Schandthat des Feindes den Stimmen der Priester und Häuptlinge, die zum Kampfe riefen, wieder Kraft verlieh. Hätten die Sphakioten sich jemals einer festen dauernden Ordnung und geschlossenem Kommando gefügt, die opferfähigen Flachländer hätten sich gern angeschlossen: man hätte die festen Städte der Türken erobert, und das befreite Kreta wäre von Griechenland nicht wieder losgerissen.

Im Jahre 1827, als die Kunde erscholl, die Großmächte würden Griechenland helfen, belebte sich zwar der Kampf wieder, die Festung Spinalonga wurde erobert, und dem deutschen Philhellenen v. Rheineck, welchen Kapodistrias nach Kreta als

General schickte, gelang es noch einmal, 3000 Kämpfer zu sammeln. Die Türken wurden auf den Abhängen von Malaxa, die so oft mit Blut übergossen, geschlagen und verschlossen sich wieder in ihren Städten. Allein im nächsten Jahr verkündigte der englische Admiral Malcolm den Waffenstillstand, und zwei Jahre später wurde Kreta dem Vizekönig von Aegypten ausgeliefert.

Die schöne Insel war eine Wüstenei geworden, mehr als hunderttausend Menschen waren umgekommen. Die Familie der Kurmulides z. B. zählte bei Beginn des Aufstandes 64, am Ende 2 Männer. Hunger und Pest schlichen herbei, um das Verderben zu vollenden. Aber ein merkwürdiger Gegensatz zeigte sich! Als die türkischen Herren wieder aus den Städten hervorkamen und sahen, daß ihre Häuser niedergebrannt, ihre Ländereien mit Buschwald überzogen waren, da kehrten die Meisten in die Städte zurück und legten die Hände in den Schoß. Sie hatten den Glauben an sich selbst verloren. Die Griechen auf Kreta aber waren bald wieder bei der Arbeit, richteten sich auf den Ruinen wieder ein, baueten die Felder wieder an und ihre Wohnungen allmählich aus. Ihre Kinder aber nährten sie mit den fürchterlichen Erinnerungen des siebenjährigen Kampfes, und wo die Ihrigen geblutet hatten, da

errichteten sie Steinhaufen, und jeder Vorübergehende warf noch einen Stein hinauf mit einem Fluch auf die blutigen Türkenhunde.

Ein solcher Steinhaufen stand lange Zeit über den zahlreichen Ansiedelungen im Thal des Mylopotamo. Dort liegt eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes Melidoni eine große weite Höhle, die aus den prachtvollsten Tropfsteingrotten besteht, welche aus- und ineinander laufen und in Höhe und Länge von 30 bis 150 Fuß wechseln. Zu Anfang dieses Jahrhunderts konnte man vor ihrem Eingange noch gut — sie waren nur etwas von Stalaktiten überwachsen — altgriechische Distichen lesen, die so schön sind, so schlicht und wahr uns altgriechisches Familienleben zeigen, daß ich*) Hellenisten bitte, sie besser zu übersetzen, wenn ich den Sinn nicht treu genug wiedergeben sollte. Die Inschrift lautete:

Artemis des Salouios Tochter.

„O Hermes, der Maja Sohn, der du wohnst auf talläischen Bergen, nimm gnädig Wein und Opfer an, die Salouios des Mena Sohn dir ausgießend verehrt, bringend eine Seelengabe aus dem was ein Mensch hat. Ach ehemals, als sein Ehegemahl lebend noch das Licht sah, verehrte er

*) Die Verse stehen auch in Boeckhs Corp. Inscr. II 423.

mit ihr jeglich Jahr deine Stätte. Doch hinziehend die Zeit brachte er, als die viel holde Gefährtin dahin schwand, nicht mehr das Jahresopfer, tief im Herzen leidend. Da er nun gelernt, daß man das Göttliche ehren soll, ersann er doppelt das Opfer dir. Du aber, Allherrscher, Glückbringender! behüte ihn im Leben, daß er allezeit ehre deine heilige Stätte."

Diese Inschrift wurde im Frühjahr 1824 verschüttet. Es hatten sich in die Grotte, die auch Wasser enthielt, die Umwohnenden geflüchtet, als Kussein Bey mit seinem Heere wie ein dunkles zermalmendes Gewitter daherzog. Es waren wohl an Dreihundert, meist Frauen und Kinder, in der Höhle, und sie hatten Vieh und Lebensmittel genug bei sich, um ein halbes Jahr auszuhalten. Kussein forderte zur Ergebung auf, aber die Männer am Eingang schossen jeden nieder, der sich näherte. Da feuerten die Türken mit Kanonen hinein, und als das nicht helfen wollte, warfen sie von oben, wo die Flintenschüsse sie nicht trafen, Gestein und Erde hinab und verschütteten den Eingang. Am andern Morgen hatten sich die Christen in der Höhle ein Luftloch gemacht. Dieses wurde von neuem verschüttet, aber wiederum fand man am andern Tag eine Oeffnung. Nun schleppten die Türken Holz Laub Oel Harz

Schwefel und faule Oliven herbei, verstopften damit den Eingang der Höhle und setzten alles in Brand. Der dicke Rauch schlug hinein den ganzen Tag und die ganze Nacht. Niemand erschien.

Die Türken warteten achtzehn Tage. Nichts regte sich in der Höhle. Da sagte Kussein Bey zu einem gefangenen Griechen: „Geh' hinein und berichte, was du siehst, ich schenke dir dein Leben." Der Mann ging in die Höhle, und kam mit der Botschaft zurück: „Herr, sie sind alle todt." „Dann hol' Waffen heraus." Der Grieche brachte Flinten. Da stürzten die Türken jubelnd zum Eingang der Höhle, und sie fanden darin, wie jener gesagt, nur das Schweigen des Todes. Der Rauch hatte die Griechen alle erstickt, und soweit sich auch Einige in die äußersten Grotten und Windungen verkrochen hatten, sie waren alle todt. Die Türken suchten drei Tage in den Höhlungen umher, schleppten alles hervor, was zu brauchen war, zogen den Todten die Kleider aus und ließen sie liegen. Als die Griechen zurückkamen, beschlossen sie: die Opfer sollten bleiben in dem großen Höhlengrab, und hielten am Eingang die Todtenmesse.

XIV.

Der Homalo.

Wir saßen noch immer bei Kaffee und Pfeifen vor dem Blockhaus, welches die Türken auf der altberühmten Elyroshöhe erbaut haben, und so oft ich auch wieder anfing, zum Aufbruch zu mahnen, stets hatten der Kaimakam und der Doktor noch etwas für mich zu sehen und zu thun. Als wir endlich im Sattel saßen und an den Abhängen der Langthäler hinritten, mußte ich mich allmählich zu der Ansicht bequemen, daß es ganz unmöglich sei, noch vor Nacht auf die Hochebene des Homalo zu kommen. Es war das recht zuwider: ich hatte den Reiseplan darauf gestellt, dort zu übernachten, und vor Tagesgrauen ins Felsgeklüft mit einem Hirten emporzusteigen, ob er mich vielleicht an ein Rudel Mufflons

brächte. Dies gemsartige Wild hat nämlich seine besten Stände rings auf den Homalo-Höhen. Nun aber steckten wir noch immer in langen Thalwindungen, und es starrten die Bergringe noch immer vor uns hoch empor, und was das Aergste, man konnte auf den ewigen Steigen zwischen Gestein und Steinbrocken nicht anders als im Schritt reiten.

Ich schlug mir die Sache endlich aus dem Kopfe, und ergötzte mich an den riesigen Platanen und vielleicht tausendjährigen Oelbäumen, die immer prächtiger sich auf dem Grunde dieser sonst so nackten Bergthäler darstellten. Dunkel erschienen sie von oben bis unten mit Epheu umwunden, und zwischen ihren Aesten spielten die letzten Goldlichter der Abendsonne. Es ging beständig an dem Strom hinauf, welcher den Fuß der Anhöhen von Elyros rauschend umspülte. Die Leute, die uns begegneten, grüßten uns freundlich und gesprächig: wir kamen ja nun unter Hochländer, und die sind alleweil lustig und redselig. Zuletzt senkte und drehte sich der Weg zur Linken in ein tief verstecktes Thal hinein, dessen Bette von Ceder- Oel- und Maulbeerbäumen ganz verhüllt war.

Wir waren in St. Irene und hielten vor dem größten Hause, wo gleich ein fröhliches Gewimmel von Jung und Alt uns umringte, und auf das

Herzlichste empfing. Kommen Gäste an, so blitzt diesen Griechen Neugier und Ehrgeiz aus den Augen, und die Gespräche und die Wissenslust zucken ihnen in allen Gliedern. Es lebten nicht weniger als fünfzehn Personen in dieser einen Wohnung, die halb an den Berg und ein wenig auch hinein gebaut war. Den Abend brachten wir auf dem platten Vordache zu, wo man das Thal und die ansteigenden Bergwände vor sich hatte. Herr im Hause war der älteste Sohn Anagnostis, der im letzten Kriege ein tapferer Häuptling gewesen, gefürchtet ob seines großen Ansehens und Anhangs: jetzt war er Abgeordneter. Seine lange glänzend geschmückte Flinte war ein köstlich Waffenstück.

Man unterhält sich hierzuland von den Blut- und Kriegsthaten des letzten Aufstandes so gleichmüthig, als wären es Naturereignisse wie Hagel und Schlossen. Denn man findet es ganz in der Ordnung, daß Türken und Griechen einander hassen und, wenn die Zeit dazu gekommen, einander zu verderben trachten. Die Türken haben ja selbst von Anfang an, als sie europäisches Land eroberten, die Sache nicht anders aufgefaßt, als daß sie das Land nur durch die Gewalt halten und ausnützen würden, daß die Unterworfenen sich noch öfter wieder erheben würden, daß sie, die

Herren, dann wieder zu ihren Waffen greifen und dem aufständischen Volke so lange Blut ablassen würden, bis es hinlänglich geschwächt sich von Neuem in Dienst und Steuern ergebe.

Die Familie hatte auch ihren Ahnen, den sie mit zarter Ehrerbietung pflegte. Dieser Ur- und Großvater, ein Pope mit langen weißen Locken, hatte viel Gräuel in seinem Leben geschaut, viel Leiden und Ungemach erduldet, nnd war doch ein glücklicher Greis und ganz in Gott vergnügt. Als von verschiedenen Landschaften der Insel laut eine vor der andern gerühmt wurde, rief der Alte; „Wozu? Wozu? Hat sie nicht alle dieselbe Gottesgüte geschaffen? Eine jede hat ihr Gutes und Schönes, für alles muß man Gott danken.“ Um die Abendtafel sammelten sich eine Menge Söhne Schwiegersöhne und Nachbarn. Man hatte, wie zu einem Fest, ein Lamm geschlachtet, und ein jeder erhielt seinen Antheil. Der Wein mundete, und wieder und wieder wurde der große Topf gefüllt und kreiseten die Becher. Es ließ sich an zum fröhlichsten Gelage. Diese Männer waren alle hoch und kräftig, und die beiden noch unverheiratheten Töchter schritten wie Riesinnen einher, beide schöne Gestalten, besonders die jüngere, Namens Anna, ein schlankes und herziges Wesen. Menschen die so zechen und

scherzen können, die solch ein schönes und gediegenes Familienleben haben, gehören zu den edleren Völkern auf der Erde.

Wohl darf man sagen: ihre Kirche und ihre Familie, die eine wie die andere beherrscht von strenger Sitte und Regel, sind es, was die Griechen aufrecht hielt, daß sie all die schweren Jahrhunderte, all die lange furchtbare Unterdrückung ertrugen. Bei alle dem bleibt es wie ein Wunder und Geheimniß, daß diese Inselgriechen nun schon seit dreitausend Jahren sich so wenig veränderten, und das nicht bloß, sondern daß sie auch so frisch in ihrer Seele blieben.

Mein Lager war in einer Saalecke etwas erhöht angebracht, und als ich im Morgendämmern über den Rand blickte, was schlief da nicht alles traulich auf dem Boden beisammen, jedes eine geschirmt im Frieden durch strenge Sitte. Leise erhob sich Eines nach dem Andern, war bald angekleidet, ging leise hinaus und an seine Geschäfte. Dann kam der Zaptieh und brachte meinem Reisegefährten und mir den Kaffee, den er unterdessen draußen gekocht hatte. Unser Pferdebursche Ali hatte sich zu diesem Geschäfte als völlig lernunfähig angestellt; die Zaptiehs aber, die von einem Kaimakam zum andern wechselten, verstanden es meisterlich.

Noch eine Strecke weit, wie es Brauch ist, von Hausherrn und Brüdern geleitet, zogen wir ein einsames und felsiges Thal hinauf, und traten bald in dichten kühlen Bergesschatten ein. Hier begannen die gräßlichen Wege an nackten steinigen Anhöhen. Auch in unsern Bergen gibt es solche Steige, aber es betritt sie nur der Alpenhirt und der Gemsjäger: kein Mensch denkt daran, ein Pferd hinauf zu schicken. Wie mußte nun erst drüben, wenn wir vom Homalo wieder herunter wollten, die Xylosskala sein, die Holzsteige, die Jedermann fürchtet! Unser Hauswirth hatte gesagt: er wisse zwar nicht, daß so früh im Jahr — es war der 17. Mai — und nach all den Sturzregen schon Einer zu Pferd dorther gekommen, wir sollten den Steig also erst untersuchen, ob er uns aushalte; wenn nicht, müßten wir vom Homalo auf der andern Seite herab, das Gebirge umreiten und durch den zweiten Paß, den von Askypho, in das Sphakiotenland einzudringen suchen. Eine tröstliche Aussicht, wieder herunter zu reiten bis nahe vor Kanea, und dann doch die Tiefschluchten von Samaria, das rechte Innerste der Sphakia, dahinten lassen!

Als wir im Zickzack aufsteigend den zweiten Bergring genommen hatten, lief der Weg in ein langes schmales Thal aus, dessen hohe Bergseiten mit Cedern

und Laubgehölz bestanden waren. Die Bäume erschienen keineswegs mächtig, aber es säuselte doch wieder etwas hindurch wie stilles Waldesrauschen im Morgenwinde, — ach eine lang entbehrte Wohlthat. Das allein fehlt den schönsten Inseln der Welt, Kreta und den Canarischen, daß ihre Waldung nicht kraftvoller. Ich glaube, dort hielt ich es auf die Länge nimmer aus, und wenn ich alles um mich her hätte, was köstlich ist und begehrenswerth. In unserer deutschen Natur steckt noch etwas vom Waldmenschen, der nicht gedeihen kann, wenn er nicht zu Zeiten das tausendfältige Grünen und Sprossen sieht und Drosselschlag hört und heiliges Rauschen im Walde. Der Wald war die grüne Burg der Germanen, und von dorther ist uns tief innen dieses Naturgefühl geblieben, das sich ewig wieder sehnt nach der belebenden Laubfrische und dem Schattendunkel der ersten Heimstätte unseres Volkes.

In der Einsamkeit zeigten sich plötzlich etwas Vieh und ein paar Hütten, die niedrige Mauer von Gestein und das Dach von Reisig und Erde. Fern an der Berglehne entdeckte ich auch zwei Hirten, die andern lugten wahrscheinlich versteckt aus dem Gebüsche. Auf einmal mündete das Thal in einen erhabenen runden Bergsaal, grüner Anger unten, ringsum gewaltiges Gebirge, das steilauf bis hoch

unter die Aetherbläue ragte. Ich war auf dem Homalo.

Nun hält der Zug. O lichter Alpensaal
Voll Frieden und voll stiller Urweltgröße,
Das Jägerherz es grüßt dich tausendmal.
Rings thürmt sich Wand auf Wand in grauer Blöße,
Und hoch auf Busch und Blöcke stürzt hernieder
Gewässer, silbersprudelnd kehrt es wieder.

Diese Verse, die ich vor fünfzehn Jahren schrieb,*) traten mir auf die Lippen, als wir auf die altberühmte Stätte der kriegerischen Volksversammlungen eintraten. Denn jeder Zug aus dem bayerischen Hochgebirge, wo damals die Gemsjagd König Max II. Statt fand, paßte hierher. Dies also war die Hochburg, an deren Zugängen sich schon so viele Türkenheere verbluteten, ehe sie in den Bergwall eindrangen. Der Homalo ist eine nackte grünschimmernde Rundebene, der dichte Rasen hie und da von Schutthalden unterbrochen: die Bergwälle erheben ringsum ihre bleichen Zinnen bis zu achttausend Fuß. Besonders schön schaut der Volokia aus seiner einsamen Höhe schneebeglänzt hernieder.

Einst stand hier ein See: wäre unser Walchensee abgeflossen und sein Gebirge noch um ein paar tausend

*) Eine Gemsjagd, im Schiller-Album zum Besten der Schiller- und Tiedge-Stiftungen. Dresden 1861, S. 155.

Fuß höher, so würden wir einen ähnlichen Anblick haben. Omalo heißt die Ebene, die Kreter sprechen aber das Wort mit einem Hauchlaute wie Homalo. Etwa fünfhalbtausend Fuß über dem Meer ist diese rings umschlossene Ebene eine Stunde lang und drei Viertelstunden breit; nach Norden zu bemerkt man eine leise Neigung. Jedes der umwohnenden Bergvölker, die Sphakioten Lakioten und Selinioten, hat seinen Theil daran. Am untersten Bergsaum im Westen stehen zwei oder drei elende Hütten, und es fehlt auch nicht etwas Anbau von Gerste. Die Ebene könnte aber die beste Weide bieten, hätte das Gewässer, das von den Bergen kommt, besseren Abfluß. Jetzt läuft es in rohen Gräben nach der Nordseite hin, versickert dort, und macht den Aufenthalt nicht zum gesündesten.

Der Regimentsarzt machte mich auf diesen Uebelstand aufmerksam, und gestand mir jetzt: er habe absichtlich unsere Abreise von Elyros verzögert, weil er bei Uebernachten in diesen elenden Hütten für mich wie für sich selbst Nachwehen von Kälte und Morastfiebern gefürchtet. Der Kaimakam habe ihm gern zugestimmt, denn dieser wäre verantwortlich gemacht worden, wenn mir hier oben bei den losen Vögeln, denen ohnehin so schwer beizukommen, etwas Unangenehmes begegnet wäre. Da nun die Hochjagd

verloren, suchten wir wenigstens noch etwas von der niederen Jagd zu gewinnen. Ohnehin waren die Pferde vom Heraufklimmen angegriffen, und bedurften der Erholung. Wir vernahmen nicht bloß Rebhühnerruf, sondern ganz deutlich, und zwar in Menge, hörten wir an den steinigen halbbelaubten Abhängen das Gegacker der Berghühner schallen. Wir nahmen also die Gewehre, konnten jedoch an den steilen felsigen Berglehnen wenig ausrichten. Es war überall zu offen, und wir kannten die rechten Schliche nicht. Mit schmaler Jagdbeute, — ich hatte auch einen Gelbvogel von Drosselgröße geschossen, der mir unbekannt, — kehrten wir zu unseren Leuten zurück.

Ali hatte die Pferde entlastet und gehofft, ich würde, da der verhältnißmäßig leichte Aufstieg schon soviel Anstrengung gekostet, dem Plane, die Xylosskala hinabzugehen, entsagen. Mürrisch gehorchte er dem Befehl, wieder zu satteln und das Gepäck wohl zu befestigen. Dieser Bursche war einer von den türkischen Tagedieben, wie sie auf Kreta in Menge von der Hand in den Mund leben, und hatte mir durch Fahrlässigkeit und rohen Eigensinn schon öfter Verdruß gemacht. Diese Art Türken sind gewöhnlich unverschämt über alles Maß: wenn man sie aber scharf nimmt und ihnen beständig auf den

Dienst paßt, werden sie folgsam wie Jagdhunde und entwickeln Kraft und Gewandtheit. Ich sollte dem Ali noch dankbar werden.

Während wir langsam vorangingen, kam eilends der Zaptieh nachgerasselt; denn der Kaimakam, sagte er, habe ihm befohlen, nicht von unserer Seite zu weichen, damit uns nichts widerfahre. Ich zeigte nach dem Fort, das bei einer Biegung des Weges sichtbar wurde, und fragte: ob denn keine Soldaten darin lägen? Er erwiederte: „Jene haben ihre Befehle, und ich habe die meinigen." Türkische Soldaten denken vielleicht außerordentlich wenig, aber dies ist das Vortreffliche, daß ihr Anführer, wenn er sie zu nehmen weiß, unbedingt auf sie rechnen kann. Bis zum letzten Hauch vollziehen sie ihre Aufträge, und ertragen Hunger und Mühsal, ohne beides nur recht inne zu werden. Es ist das ein Rest der uralten sklavischen Gewöhnung im Orient.

Wir unterhielten uns über den letzten Krieg. Mein Gefährte hatte als Regimentsarzt die drei schrecklichen Jahre von 1866 bis 1868 auf Kreta mit erlebt, war jedoch meist in den Spitälern der Hauptstädte beschäftigt, wo die Türken ihre besten Aerzte zurückhielten. Diese Hochebene Homalo war in dem Kriege Grütli und Festung zugleich. Ich zog die Karte hervor, um mich zu orientiren. Dem

westlichen Eingang von St. Irene her, durch welchen wir eingetreten, liegt fast gegenüber ein anderer im Norden. Er führt hinunter nach Lakkus, wo die tapfern Lakioten wohnen, in das Thal des Platanos, der bei Alikianu in die Ebene tritt. Diese Linie hat die Regierung jetzt wegsam gemacht, ein Blockhaus bewacht ihr Thor zum Homalo, ein anderes ihren Ausgang nach Osten hinab in die Schlucht von Samaria. Von Samaria stiegen in den Aufständen die Sphakioten herauf, von Lakkus die Lakioten, von St. Irene die Selinioten. Hier empfingen sie die Abgesandten von den andern Theilen der Insel, und hielten ihre Rathsversammlungen in Ruhe und Sicherheit; denn die drei Eingänge waren leicht bewacht und die Bergwälle von einem Thor zum andern unübersteiglich. Hier sammelten sich mit ihren Heerden die flüchtigen Schaaren der Weiber und Kinder, denn im schlimmsten Falle blieb noch vom Homalo die Zuflucht hinunter nach Samaria.

XV.

Kämpfe von 1866.

Im Mai 1866 wurde auf dieser Hochebene beschlossen, sich in großer Anzahl, jedoch waffenlos, unter freiem Himmel in der Nähe von Kanea, bei den Dörfern Perivolia und Murnies, zu versammeln, und eine öffentliche Bittschrift zu verfassen, worin sie vom Sultan Verminderung und zweckmäßigere Vertheilung des Steuerdrucks, Weg- und Brückenanlagen, Eindämmen der reißenden Bergwässer, Schulen, eine Bank zum Besten des Ackerbaues, freiere Bewegung des Handels, und bessere Gerichtsverwaltung verlangen wollten. So geschah es. Die Schrift wurde fertig gemacht, dem Statthalter und den Konsuln überschickt, und ein Ausschuß bestellt, die Sache weiter zu verhandeln. An

bewaffneten Aufstand dachte Niemand. Man wollte nur die Lage der christlichen Bevölkerung, gerade wie es acht Jahre früher nicht ohne Erfolg geschehen war, durch öffentliche Erklärung und friedliches Drängen verbessern. Um Mitte Mai waren schon an Dreitausend versammelt, und man konnte wahrnehmen, wie darunter die stolzen Sphakioten umhergingen und beißende Reden vollführten.

Zum Unglück war Generalstatthalter Ismail Pascha, ein früherer griechischer Arzt, der in Paris studirt und den Islam angenommen hatte. Ihm war schon Vieles im Leben geglückt, und das Beispiel von Mehemed Ali schien ihm sehr der Beachtung werth. Kein schönerer Fürstenthron, als auf Kreta: die Perle des Mittelmeers ist auch dessen werthvollster Wachtposten. Stürmisch fuhr er die Griechen an: „Gleich erklärt Ihr, daß Ihr zufrieden seid, und nehmt Eure Bittschrift zurück!" Und als sie darauf hinwiesen, daß sie weder Parlament noch Presse hätten, die aufrichtig ihre Wünsche und Nöthe vor die Oeffentlichkeit brächten, daß sie daher darauf beharren müßten, ihre Bittschrift zur Kenntniß des Sultans und der Großmächte zu bringen, so dachte Ismail: jetzt blühe sein Weizen. Er benahm sich, als sei die Insel bereits im vollen Aufstand, ließ eilends Truppen kommen von Kairo

und Konstantinopel, gebot den Türken das offene Land zu verlassen, und versuchte den Ausschuß der Kreter zu überfallen. Die Truppen landeten, und die Türken, eingepreßt in die Festungen, wurden erbittert und fingen an die Christen zu mißhandeln, ihre Kirchen zu beschimpfen. Dabei wurde ein Türke in Kanea erschlagen, der Mörder flüchtete in ein Magazin, wurde verfolgt und vom Pascha den Wüthenden ausgeliefert. Sie zerrissen ihn auf offener Straße. Jetzt flüchteten Frauen und Kinder in die Berge, und die Männer bewaffneten sich und brachen vor den Verfolgern Brücken und Wege ab. Doch nur selten fiel ein kleines Scharmützel vor.

Erst im August, als 22,000 Mann Soldaten auf der Insel waren und die Kreter ein allgemeines Gemetzel fürchteten, veröffentlichten sie eine Erklärung: aus bitterer Noth müßten sie zu den Waffen greifen, um Leben und Familie zu vertheidigen. Der Großwessir zu Konstantinopel versprach gewisse Abhülfe ihrer Beschwerden, nur sollten sie erst sich zur Ruhe begeben. Sie aber erklärten den Konsuln: was auch die Türken versprächen und was immer diese selbst ins Werk richteten, stets schlage es zum Nachtheil der Christen aus: man bedürfe anderer Garantien. Das ist eben das Fürchterliche: beginnen die Türken etwas zum Besten ihrer christ-

lichen Unterthanen, so wendet es sich sofort feindlich gegen sie selbst, — und wo die Türken ihr eigenes Bestes bedenken, da ist gerade dies stets wieder das Unglück und Verderben der Andern.

Noch immer wollte aber der Aufstand nicht recht Feuer fangen. Vier ägyptische Bataillone, welche die Kreter bei Bryssos umzingelt und in ihrer Gewalt hatten, ließen sie von dannen ziehen. Die Aegyptier versprachen ihr Meistes und ihr Bestes, um die Insel für ihren Vizekönig zu gewinnen und vom Sultan abzuziehen. Darüber kamen die Kreter zu der Erklärung: sie seien freie Hellenen und schlössen sich Griechenland an. Auf dieses Wort erhob sich die ganze Insel mit fröhlichen Hoffnungen, alles griff zu den Waffen, und aus Griechenland erscholl freudiger Wiederhall. Munition und Freiwillige langten an. Am 11. September landete der neue Gouverneur Mustapha, ein gescheidter und energischer Mann, der die Kreter gründlich kannte; denn er war noch vor vierzehn Jahren ihr Pascha gewesen, und zwar beinahe ein Menschenalter hindurch. Er sah sich an der Spitze von fast 40,000 Bewaffneten, erklärte sofort die Insel in Belagerungsstand, und gab ihren Bewohnern fünf Tage Frist, sich zu unterwerfen: dann werde er schaffen, daß ihnen alles werde, was sie verlangt

hätten. Sie aber erinnerten sich, wie dieser selbe Pascha vor 33 Jahren ihre friedlichen Abgeordneten überfallen und hier und dort ein Dutzend an die Bäume hängen ließ. Glauben und Vertrauen ist ja niemals zwischen zwei Völkern möglich, die durch Gefühl und Religion und Sitte so tief zerklüftet sind.

Schon drangen die Schaaren der Griechen aus den Bergen hervor und trieben die Außenposten der Türken in die Flucht. Mustapha aber bildete sich ein Kernheer aus 10,000 seiner besten Soldaten, um sich Bahn zu brechen bis zum Homalo. Dreimal stürmte er von Nordwesten heran, zweimal über Therisso, einmal über Lakkus, aber jedesmal wurde er in den Engpässen, die zum Homalo führen, geschlagen, jedesmal mußte er froh sein, daß er mit zerrissenen und blutenden Schlachthaufen aus den Bergen wieder herauskam.

Die Kreter fochten, wie einst die Germanen, in aufgelösten Schaaren, jeder Haufe auf eigene Hand. Griffen die Türken an, so wichen sie vor der Uebermacht zurück, legten sich aber hinter jeden Stein und Busch, und während die Vorderen feuerten, warf man hinter ihnen in Eile kleine Steinschanzen, Tamburia, auf, die noch bessere Deckung gaben. Am ersten Tag waren vielleicht dreihundert Kämpfer

zur Stelle, am zweiten tausend, am dritten Tag sahen sich die Türken, je höher sie empordrangen und je verwickelter die Schluchten wurden, von allen Seiten angegriffen. Das knallte und rollte unaufhörlich in den Hochthälern, kaum wurde eine Schaar sichtbar, so verschwand sie wieder hinter Bäumen und Felsen, aber ihre Kugeln schlugen in die Reihen der Feinde. „Zehn Türken müssen fallen, wenn von uns einer!" Das war ihre einzige Losung, im Uebrigen galt keine Ordnung und kein Kommando. Als die beiden ersten Stürme abgeschlagen waren, hörten sie: ein griechischer Dampfer, der „Panhellenion," sei von Athen gekommen und liege auf der Rhede von Sphakia. Da wollte jeder der Erste sein, die hellenischen Brüder zu bewillkommnen und Geld und Waffen zu holen. Sie verließen die Wachtposten und wußten sich wie Kinder vor Freude nicht zu lassen. Auf die Nachricht aber: Mustapha habe dieß benutzt und Therisso genommen, flogen sie wieder herbei, und von allen Bergseiten rückten die kleinen Steinschanzen herunter, immer näher kamen sie mit ihren Geschossen, immer zahlreicher auf die Türken, bis diese sich rings von knatternden Feuerlinien umgeben sahen, die hier wichen, dort vorrückten, und Mustapha zum drittenmal geschlagen zurück mußte.

Wüthend über sein Mißgeschick verheerte er jetzt alle Ortschaften. Wo er herzog, sah man nur Rauchsäulen, und wo griechisches Volk sichtbar wurde, da schossen die Türken darauf, bis man nichts Lebendiges mehr entdeckte. Rings um die Sphakioten-Berge zog sich dieser breite Gürtel der Verheerung; denn Mustapha verzweifelte daran, den Homalo zu ersteigen, und plante, wie er von Nordosten her die Gebirgsfestung erstürme. Er zog nun Albanesen heran. Die ägyptische Infanterie, sagte er, sei in den Bergen bloßer Geierfraß. Er versuchte einen neuen Weg und dachte über die Höhen von Krapi durch den Engpaß von Askypho in das Sphakiotenland einzudringen, wurde aber bei Styli zum viertenmal zum Rückzug genöthigt. Von Neuem brach er auf und kam bis Varno; jedoch auch hier umzingelt von den wogenden Haufen der Palikaren, die sich in seine Flanken einbissen, zog er sich zurück bis Vafé.

Jetzt endlich lächelte ihm ein wenig Glück. Bei Vafé traf er in den letzten Tagen des Oktober auf Zimbrakakis, der mit 200 Freiwilligen aus Griechenland und etwa 1500 Kretern sich verschanzt hatte. Zu ihrem größten Unglück war der Aerger und Zwiespalt zwischen den Hellenen und Kretern schon in vollem Gange. Jene, an europäische Ordnung

gewöhnt, meinten den Krieg besser zu verstehen: die Häuptlinge der Kreter aber wollten eigensinnig nur den Bergkrieg auf ihre Art. Unter den Kanonen des Feindes haderten sie mit einander, gleichwie die alten Griechen von Persern umdrängt noch in der Meerenge von Salamis haderten. Während Mustapha in der Fronte mit ganzer Macht angreifen ließ, erklommen seine Albanesen die Höhen im Rücken der Christen, und mit schwerem Verluste mußten diese sich durchschlagen. Zimbrakakis flüchtete nicht ins Weite, sondern zog nach Krapi, um den Paß von Askypho zu schützen. Mustapha beeilte sich, allen Amnestie zu verkündigen, welche die Waffen niederlegen wollten.

Es war aber ein berühmter Oberst, Koronäos, aus Griechenland gekommen. Dieser sah ein, daß man den Sphakioten Luft machen müsse. Sie konnten die Last des Krieges nicht mehr ertragen. Schon fiel Schnee in Massen, und die Weiber nnd Kinder auf dem Homalo schrien vor Frost und Hunger. Koronäos sammelte, was sich von Kretern und Freiwilligen anschließen wollte, und zog nach dem Osten. Siegreich schlug er hier die Truppen der Paschas von Rettimo und Kandia aus dem Felde. Mustapha mußte sich gegen ihn wenden, und traf ihn endlich am Ida im Kloster Arkadi,

in dessen festen Gewölben sich die Griechen mit Weibern und Kindern sicher glaubten. Am 21. November fingen die Geschütze an gegen das Kloster zu donnern, es wurde Bresche gelegt, das Kloster gestürmt, und nun ließ Mustapha, um sich für seine Niederlage zu rächen, seine Soldaten schwelgen im Blutbad. Was von Menschenleben im Kloster war, mußte über die Klinge, bis nichts mehr athmete, was griechischen Laut von sich gegeben.

Laut rühmte sich der Pascha seiner Siege bei Vafé und Arkadi, allein im Grunde betrachtet was hatte er viel gewonnen? Ein paar Tausend seiner Feinde vernichtet, eine Menge Weiber und Kinder und Greise getödtet und ihre Hütten verbrannt, — das war alles. Das Kretervolk stand noch unbezwungen wie seine Berge, und noch immer kamen Griechen Italiener und Ungarn vom Festlande herüber, um für die Revolution zu kämpfen. Der griechische Dampfer „Panhellenion" landete wo er wollte, und brachte Pulver und Proviant. Die Türken, welche den Blockadebrecher niemals fangen konnten, nannten ihn das Teufelsschiff. Mustapha aber beschloß, obwohl es Winter war, noch einmal das Aeußerste daran zu setzen, den Homalo von einer andern Seite aus zu nehmen. Zuvor jedoch ließ er Gold und wieder Gold in den Bergen spie-

len, er kannte die Geldgier der Sphakioten-Häuptlinge nur zu wohl. Im Dezember versammelte er den Rest seiner Streitmacht bei Alikianu, und während die Griechen wie gewöhnlich sich zankten und auf dem Homalo große Reden hielten, gelang es den Türken, Lakkus ohne viel Verlust zu nehmen und von da nach St. Irene zu marschiren. Hier aber sahen sie wieder von Palikaren sich umringt. Tiefer Schnee fiel, Syrer und Aegyptier froren erbärmlich, bald hatten sie auch nichts mehr zu beißen und zu brechen. Denn die Griechen hatten sich gesammelt, die Päße besetzt und fingen den Proviant ab. Vergebens machte Mustapha einen Vorstoß, um von St. Irene hinauf auf den Homalo zu gelangen. Er mußte auch hier daran verzweifeln, und nur sorgen, wie er wieder hinaus komme aus den engen Thälern. Wären die Griechen einig gewesen, das ganze Türkenheer wäre jetzt zu Grunde gegangen. Jedoch Mustapha's Gold hatte gewirkt. Die meisten Häuptlinge der Sphakioten und Selinioten waren lässig geworden. Ihre Landsleute aber entsetzten sich vor einem Krieg in Schnee und Frost, ein Winterkrieg war ja ganz gegen ihre alte Regel und Ordnung. Kindisch bekämpften einander die Häuptlinge um den Oberbefehl: der eine forderte ihn als Eingeborner, der andere, weil er zwei Ka-

nonen und eine schöne Militärmusik habe, der dritte, weil er der älteste Militär sei. So kam Mustapha glücklich hinunter nach Krustogerako, wo er von neuem Stellung nahm.

Die Weiber und Kinder flohen vor ihm her, und irrten klagend und hungernd an der Küste. Da der englische Konsul Dixon in seinem Edelmuth keine Ruhe gab, so nahmen endlich englische und russische Schiffe die Unglücklichen auf, um sie nach Griechenland überzuführen. Einmal fuhr eine türkische Fregatte bis hart an die Küste: weil sie aber die englische Flagge zeigte, so eilte das hungernde Volk auf sie zu. Da stieg der todbringende Halbmond am Mast empor, und die Kanonen feuerten unter die Unseligen, die schreiend und blutend auseinanderstoben.

Mustapha blieb lange bei Krustogerako stehen. In die Sphakia kam er nicht hinein, aber in den unaufhörlichen Gefechten, in den langen bittern Frost- und Hungertagen, unter dem schlauen Spiel von Mustapha's Bestechungs- und Ueberredungskünsten schmolzen die Schaaren seiner Feinde zusammen. Mancher tapfere Palikar fand durchaus keinen Geschmack daran, in Hunger und Schnee an den Bergen Schildwache zu stehen: eines Morgens war er verschwunden. Wer konnte ihn halten? Freiwillig

war er gekommen, eigensinnig zog er nach Hause. Ein paar hundert Freiwillige, die vom Festlande herüber gekommen waren und viel leichtere Lorbeeren erwartet hatten, erklärten sich bereit, sich nach Athen bringen zu lassen. Als sie aber im Piräeus landeten, fiel das wüthende Volk sie mit Steinwürfen an, daß mehr als dreißig zu Boden stürzten und ein paar nicht wieder aufstanden.

Der türkische Feldherr suchte jetzt vom Meer her in das Sphakiotenland einzudringen. Er setzte zu Schiff nach dem alten Tarrha über bei St. Rumeli, und marschirte eilig auf den Engpaß los, um in das Thal von Samaria zu gelangen. Wenige Vertheidiger genügten, um ihm den Weg zu verlegen. Er marschirte auf Tripiti, dem alten Poikilassos. Auch hier blutig zurückgeworfen, zog er in Syia seine Truppen zusammen, schiffte sich ein und fuhr die berghoch starrende Küste der Sphakioten entlang, landete bei Komitades, und eilte nun, begünstigt durch den Verrath eines Häuptlings, durch die tief eingeschnittene Felsschlucht hinauf, bis er die vielbegehrte Hochebene von Askypho wirklich erreichte. Hier fand er die meisten Häuser leer, auf den Bergen aber noch Männer mit Pulver und Flinten. Er verschonte die Ortschaften und unterhandelte. Es war ihm ja bloß darum zu thun, daß er nach

Konstantinopel melden konnte: er habe die Sphakia durchzogen. Wieder fort mußte er, und zwar eilends, ehe sich die Feinde sammelten, und vor und hinter ihm die Schluchtwege besetzten. Während er mit ihren Häuptlingen sich beredete und die schönsten Worte gab, ordnete er alles zum angestrengten Nachtmarsch, ließ im Dunkeln antreten und zog sich glücklich durch die lange Schlucht nach Krapi aus der Klemme. Die Sphakioten merkten erst am Morgen, daß er entwischt war, und konnten nur noch den Nachtrab vernichten. Sie verfolgten die Türken bis in die Ebene, wo die Kanonen ihnen Halt geboten.

Trübselig zog Mustapha mit der Hälfte seines Heeres in Kanea wieder ein. Die besten Geschütze waren fort, alle Pferde und Maulthiere fort, und die Mannschaften barfuß und in Lumpen, frierend und viele zum Tode krank. Erreicht aber war durch ungeheure Opfer und Anstrengungen eigentlich sehr wenig, der Homalo war nicht genommen, noch weniger die Samaria Schlucht, deren Inneres wir jetzt besichtigen wollen.

XVI.

Die Schlucht von Samaria.

Kaum waren wir unter dem türkischen Blockhaus vorbei, welches auf der östlichen Seite den Eingang zum Homalo deckt, als der Weg unter den Füßen plötzlich abbrach. Etwas verdutzt blickte ich in den furchtbaren Abgrund, in welchen wir da ein paar tausend Fuß senkrecht hinab sollten. Auf all meinen Alpenfahrten erinnere ich mich keiner ähnlichen Stelle. Als hätte sich das Hochgebirge gespalten bis tief zu seinem Grunde, so gähnte der schauerliche Schlund herauf, zu beiden Seiten fahle nackte Steinwände von ungeheurer Höhe, gerade gegenüber stieg ein Prachtberg mit weißgrauer glitzernder Felsenbrust empor.

Ich hieß Ali und den Zaptieh absitzen und zu

Fuß hinabsteigen, um zu erkunden, ob der Weg nicht durch Regengüsse und Erdstürze fortgerissen sei. Nach langer Weile hörten wir sie scheltend wieder heraufkommen. Ali erklärte: unter keiner Bedingung gehe er mit den Pferden da hinunter. Der andere Türke meinte: halsbrechend sei der Weg, er aber würde es wagen, wäre er für sich allein. Jetzt kletterte ich selbst hinunter und bat den Regimentsarzt um seine Begleitung. Als wir nun sahen, wie scharf und knapp die kleinen Zickzacks des Wegs an den Felsen hingen und wie übel ihnen das Gewässer mitgespielt, gab es allerdings lange Gesichter, und wieder tauchte die ernstliche Erwägung auf: ob wir nicht besser die ganze Sphakia aufgäben, nach Kanea zurückkehrten, und mit frischen Pferden nach den Höhen des Ida zögen. Zuletzt faßte ich jedoch die Ueberzeugung, daß es nicht unmöglich sei, mit äußerster Vorsicht heil hinunter zu kommen. Denn von Holzsteigen war keine Rede mehr, und die Türken hatten seit dem letzten Aufstande einen Weg gebahnt, der zur trocknen Zeit sogar wenig Schwierigkeit bieten mag. Unsern geübten Bergpferden war aber etwas zuzutrauen, man mußte sie nur möglichst sich selbst überlassen. Ali aber ließ sich nicht so leicht überreden, seit dem „Schweinskäse" hielt er mich jeder Unthat fähig. Ich mußte in feierlichen

Worten versichern, daß ich jede Verantwortung auf mich nehme und Pferd und Geschirr, die zu Grunde gingen, vollständig bezahlen werde. Nun ließ ich Sättel und Gepäck abladen, und dann nahm Jeder den Zügel in die Hand und ließ sein Pferd frei hinter sich her gehen. Der Zaptieh machte zuerst die Probe, nach langem Zwischenraum kam ich, dann der Doktor, Ali zuletzt. Wie Katzen glitten diese Bergpferde an den steilen Hängen nieder, und mit einem Aufschrei hier und da und etwas Angst und Ungemach kamen wir glücklich über die gefährlichsten Stellen hinweg. Ali wurde hinauf geschickt, Gepäck und Sättel zu holen, und ich hatte mich schon in langes Warten ergeben. Er aber belud hochauf seine riesigen Schultern, kam lustig pfeifend daher, und hatte bald alles Zeug herunter und wieder auf den Pferden.

Noch eine volle Stunde nahm das Absteigen in Anspruch, aber es lohnte frisch grünender Wald uralter Cedern und Fichten, und als wir ganz unten an den rauschenden klingenden Strom kamen, standen da die schönsten Platanen von der Welt. Die Schlucht, die von Samaria herauf kommt, theilt sich hier in Arme, die sich ins Felsgebirge verlieren. Auf allen Seiten starrt und hängt das wilde Geklüfte herein, hoch darüber steigen steilauf die

Felswände ihre 6- bis 7000 Fuß, und ihre Zinnen krönt der Schnee. Diese wenig besuchte Stätte soll, ein wahrer Schmuckkasten für Botaniker, die seltensten Bergpflanzen hegen.

Als nun die Gefahren vorbei, gingen die Mühseligkeiten erst an. Noch zwei Stunden zogen wir fort auf dem Grunde der Schlucht, bis Samaria erschien, und es mochte geraden Wegs keine halbe Stunde sein bis dahin. Die schauerliche Tiefe zwischen den düstern himmelanragenden Felsbergen wollte gar kein Ende nehmen. Zu beiden Seiten bot sich ganz ein ähnlicher Anblick, wie wenn man von St. Bartholmä am Königssee zur Eiskapelle und in die Scharte des Watzmann will. Aber so oft ich auch diesen Weg gemacht, nie überwältigte mich so das Gefühl des Fürchterlichen und Widerwärtigen. Das Aergste war, daß wir den Weg in und über dem reißenden tosenden Gewässer suchen mußten. Absitzen, unter dichtem überhangendem Geäste auf die Blöcke und über den Strom springen, und das Pferd, das zwischen den Kieseln rollte und schnaubte, hinter sich herziehen — das wiederholte sich nicht zwei- oder dreimal, sondern zwanzigmal. Einmal schrieen uns Buben entgegen: das Wasser habe den ganzen Weg fortgerissen, wir könnten nicht weiter. Aber zurück, wieder zum Homalo hinauf konnten

wir noch viel weniger: wir mußten schon sehen, wie wir durchkamen.

Endlich langten wir in Samaria an. Das Dorf liegt fast ganz im Schatten der Berge: entweder fallen sie von der einen oder von der andern Seite herüber. Jedoch gibt es einige Kornfelder, und jedes Haus hat seine Fruchtbäume. Zwischen den etwa dreißig Wohnungen steht eine uralte Kapelle, die man besonders heilig hält. Gesegnet sei diese Zuflucht der Christen! Wie oft haben sich zu dem niedrigen Ziegeldach des Kirchleins Tausende von Flüchtlingen gedrängt, bangend und zitternd um die Väter und Brüder und Gatten, die da draußen mit dem grimmigen Türken sich herumschossen! Hier waren die Armen sicher, bis in diesen letzten geweihten Ort der Zuflucht ist in all den Kriegen und Aufständen kein Türkenheer eingedrungen. Denn der Niedersteig vom Homalo her ließ sich leicht abbrechen, und daß der einzige andere Zugang, der vom Meer her, noch viel besser zu verrammeln, das sollten wir noch zur Genüge wahrnehmen.

In unseren Alpen kennt Jedermann die engen dunkeln Bergspalten, die man eine Klamm nennt, deren schmale Tiefen das Wasser durchrauscht. Sie sind zuweilen eine Viertelstunde lang, und ihre Steilwände steigen ein paar hundert Fuß hoch. Die

Klamm, welche von Samaria nach St. Rumeli führt, ist anderthalb Stunden lang, und die Felsmauern gehen zu beiden Seiten zwei- bis dreitausend Fuß senkrecht in die Höhe. Der Weg läuft bald auf der einen, bald auf der andern Seite des niederschäumenden Stroms. Oefter füllt das Gewässer die schmale Felsenge ganz aus, und man muß im Wasser tastend den Weg suchen zwischen umbrandeten Brocken und Blöcken. All die Flüsse und Bäche, die von den Sphakioten-Bergen zum Meer niederstürzen, haben solche Klissuren oder Einschnitte — so nennt sie der Grieche — in die Berge hineingefressen: die längste engste dunkelste Klissure ist die von St. Rumeli.

Da ich schon gehört hatte, daß dieser Weg angreife, so hielt ich mich in Samaria nicht auf, ließ aber vor dem Eingang der Klamm Rast machen und reichlich einschenken. Es näherten sich uns zwei stattlich aufgeputzte Sphakioten, um ebenfalls den Weg zu erproben. „Die Thür ist zu," sagt man in Samaria, wenn der Strom angeschwollen ist und mit tiefer Fluth die ganze Felsenge ausfüllt. Die Thür mußte also noch offen stehen, da die Beiden auch durch wollten. Ich lud sie ein, unser Mahl zu theilen, und opferte die letzte Flasche Wein. Wenn ich sie aber befragte, wollten sie nicht recht mit der

Sprache heraus, und meinten nur: wir seien die Ersten, welche in diesem Frühjahr zu Pferde durch den Engpaß zögen.

Als wir nun hinein kamen, ließ sich der Weg anfangs nicht übel an. So schauerlich auch die Felsmassen herüber hingen, so schmal das Streifchen blauen Himmels wurde, das in der Spalte hoch oben blinkte, so unbehaglich unten das Halbdunkel und der unaufhörliche Wasserstaub, — dennoch überwog der Eindruck des Wildschönen, des seltsam Großen. Wo nur ein wenig Erdreich, da standen uralte Cedern und Föhren mit greisen Stämmen. Ueppiges Grün quoll um die Felsbänke, und unbekannte Blumen wiegten ihre blauen und weißen Kelche. Oefter zogen sich farbiges Busch- und Flechtwerk in langen Ranken und Gehängen nieder wie das zierlichste Festgewinde. Wilde Stachelbeeren, Anemonen, Bergveilchen, dann feuchtschimmerndes Moos und Myrtengebüsch, dunkle Epheudecken über den Felsblöcken, dann wieder lohende Oleanderröthe — eines drängte das andere. Kaum waren wir einen düsteren Felsenspalt hindurch und die Kluft erweiterte sich etwas, gleich lachte wieder eine zaubervolle blühende Wildniß in des Berges Eingeweiden. Es war noch viel schöner, als in den Latomien zu Syrakus.

Aber siehe da, plötzlich war der Weg fort. Die heftige Strömung hatte ihn weggerissen, gleichsam unter den Füßen weg: sieben Fuß unter mir sah ich das Gewässer schäumen. Es blieb nichts übrig, als abzusitzen und mit gesammter Hand einen Zugang ins Wasser zu bauen, mit Steinen und Baumästen das Erdreich und Gestein zu lockern und niederrollen zu lassen, bis die Pferde darauf hinab und durch den Strom konnten.

Dies brachte die ersten Schweißtropfen: bald sollten sie die Stirn dichter umsäumen. In meinem Leben habe ich keinen so qualvollen Weg gemacht, auch im alten Erhebungskrater des Piks von Teneriffa nicht. Jede hundert Schritt stießen wir wieder auf ein Hinderniß. Bald hatte ein Erdsturz alles verschüttet, und wir versanken in Schlamm und Geröll; bald schoß in der halbdunkeln Enge der Wasserschwall daher, daß er die Pferde mitriß; bald klatschte und wüthete der kochende Strom links und rechts an den Felswänden, daß uns Hören und Sehen verging, nur mit Mühe konnten wir in dem donnernden Gischt und Schaum Fuß fassen zwischen den ausgewaschenen Blöcken. Die Regengüsse, welche dieses Frühjahr in ganz Europa kennzeichneten, hatten auch Kreta nicht verschont und diese Wassergewalt von den Bergen stürzen lassen.

Es kam immer schlimmer, immer grauenhafter. „Du Thor der Hölle, willst du nimmer enden!" rief ich aus vor Entsetzen. Wieder mußten wir abladen, Wege machen, hin und her durch den Strom waten, die Pferde durchpeitschen, die zitternden Thiere festhalten. Das wurde zuletzt eine fast übermenschliche Arbeit in den düsteren Felsenkammern mitten im betäubenden Tosen und Stürzen der Gewässer. Die beiden Sphakioten, welche anfangs mit zugegriffen, hatten sich längst bei irgendeiner Felsecke davon gemacht. Ich freute mich fast darüber; denn ich hoffte, sie würden uns Hülfe schicken, wenn wir in dem heillosen Engpaß die Nacht über stecken blieben. Da erwies sich als ein wahrer Schatz unser Ali. Ich erkannte jetzt, daß sein rohes und eigensinniges Wesen mehr aus Dummheit, als aus bösem Herzen entsprang: jetzt aber waren alle seine Instinkte erwacht. Er arbeitete wie ein Pferd, schlug Steinblöcke los, wälzte sie daher und ließ sie an den rechten Ort rollen, und fand auf der Stelle heraus, was zu thun war.

Und so arbeiteten wir uns mühevoll und oft verzweifelnd weiter. Endlich gegen Abend — fünf Stunden lang hatten wir uns in der Klamm und Klemme abgemüht — kamen wir heraus, und sahen im schimmernden Abendgold St. Rumeli vor uns

liegen. Leute zogen uns am Eingang des Dorfs entgegen und fragten verwundert: wie wir es angefangen, daß wir mit den Pferden durchgekommen? Die beiden Sphakioten hatten erzählt, in welcher Noth sie uns verlassen. Etwas schlammig und abgerissen sahen wir aus, und die Pferde zeigten manche blutige Schramme, sonst aber war eigentlich kein Schaden geschehen.

Um mich der Neugierde und dem Gespräch zu entziehen, eilten wir das Dorf entlang, so lockend es auch da lag, wie versunken in Wolken von Grün und Duft der Citronen und Orangen. Die prachtvollsten Cypressen und großblättrigsten Feigenbäume standen am Wege. Bei einer Kapelle, die gleich dahinter etwas erhöht im Freien liegt, stiegen wir ab, und während Brod Früchte und Wein vom Dorfe geholt wurden, lag ich da wie gebrochen an allen Gliedern.

Langer Wege Mühe und Gefahr bringt sonst die beste Erholung, und ich kann Jedem, der viel mit Kopf und Feder arbeitet, das Mittel nur anrathen, wenn es Einem auch anfangs etwas hart ankommt. Nicht bei müßigem Umherschlendern in der „Sommerfrische," wenn die alten Gedanken nicht weichen wollen, sondern wenn man Tag für Tag in unbekannten Ländern sorgen muß für Pferd und

Geschirr, für Weg und Nahrung, für Begleitung und Nachtquartier, dann erst wird man gründlich abgezogen von seinem früheren Thun, und der Geist ruht sich wahrhaftig aus und kräftigt sich wieder, während ihn ungewohnte Mühen beschäftigen. Dießmal waren sie mir aber doch zu stark geworden, und es überschlich mich eine trübselige Stimmung. Mein holdes Weib saß mit den Kindern daheim in der Abendkühle im blühenden Garten an der Schwabinger Landstraße, und ich lag da durchnäßt und elend zerschlagen im wildfremden Lande, und schaute nach der einen Seite in eine furchtbare Schlucht hinein und nach der andern auf die öde afrikanische See hin. Wie fern, wie fern lag hinter all den Inseln und Küsten und Ländern die süße Heimath, und wie viel Mühsal noch bis dahin! Ach diese ruhelose Sehnsucht, die quälende Begierde nach Neuem und Nieerlebtem, und hat man's erreicht, so ist es nur ein köstlich Blitzen und Beben in der Seele, aber flüchtig ist es dahin, und wieder folgt Arbeit und Unruhe und täglich Entsagen und täglich Dummheiten, und jeden Hochgenuß muß man zahlen mit Schrammen und Beulen. Und so eilen die paar Jahr dahin, und ehe man nur halb gescheidt wird, kommen schon die grauen Haare.

Doch auch der Wein kam an, der edle Sorgenbrecher, und er floß wie Wasser hinunter. Und ich

dachte: die kretischen Türken sind doch im ganzen Bereich des Halbmonds die vernünftigsten Leute, daß sie die edle Gottesgabe des Weins sich munden lassen. Ihre Glaubensgenossen halten es mit dem Kaffee und der langen Pfeife, und ich sah sie vor mir, die braven Pfeifenherren mit den ernsten ruhigen Gesichtern in all den Ortschaften in Syrien und Kleinasien, am Euphrat und am Bosporus, nicht zu vergessen die türkischen Stammes und Sinnesverwandten an der Theiß, wie sie da saßen mit wenig Denken im Kopf, aber im prachtvollsten Gefühl des Sichselbstgenügens, und wie edel und würdig es sei, andere Völker zu beherrschen und für sich arbeiten zu lassen. Auf diesem weitgedehnten Gebiete der Türkei, das in zwei Welttheilen so schöne und fruchtbare Länder einnimmt, wie wenig geschieht da Gutes und Großes! Mit jedem Jahr wird hier das Leben ärmlicher und einförmiger, und obgleich die Europäer mit der moralischen Peitsche dahinter sitzen, sieht doch jedes Jahr nur mehr Verfall und tieferes Versinken in Unmacht und Nichtsthun und Erbärmlichkeit. Nein, tausendmal nein, dacht' ich und sprang auf, lieber Noth und Mühsal, — eine Stunde unseres unruhigen Arbeitslebens ist mehr werth, als bei jenen Anderen Monate voll einförmig stillen Selbstbehagens.

Unser Nachtquartier nahmen wir ein halbes Stündchen weiter am Meer, wo ein paar Hütten standen, sogenannte Magasias, in welchen die Küstenschiffer, die hier Cedernholz zu Faßdauben einladen, ihren kleinen Proviant kaufen. Die Herberge war armselig genug, aber ich hatte eine wahre Sehnsucht, einmal wieder für mich allein zu sein, und nicht jeden Abend bei einem kleinen Weingelage zu sitzen bis in die tiefe Nacht. Nach Tisch lockte der hellste Mondschein noch ins Freie, und ich legte mich, in meine Decken gehüllt, an den Strand. Die bleiche Landschaft war unsäglich öde. Auf dem Meere schwammen in geisterhaften Umrissen zwei Inseln, das große und das kleine Gaudos, und blickte ich rückwärts, da wogte das finstere Hochgebirge daher und griff mit seinen ungeheuren Armen ins Meer hinein. In der tiefen Stille hörte man jeden Wellenschlag, der in schweren Takten das unaufhörliche Rauschen und Fluthen des Stromes unterbrach, der uns heute so viel hatte zu schaffen gemacht. An seinen Ufern blühte ehemals Tarrha, die reiche Hafenstadt von Elyros. Vor fünfhundert Jahren fand der Reisende Buondelmonti noch Trümmer eines gewaltigen Tempels mit zahllosen Säulen und Marmorstücken aller Art, darunter ein wunderschönes Haupt einer Diana oder Aphrodite. Er wollte noch

die Inschrift vor dem Tempel erkennen: „Zieh die Schuhe aus, verhülle das Haupt, und tritt ein.“ Jetzt sind kaum noch ein paar Steinbrocken übrig, der ungebändigte Strom hat das Thal weit und breit mit Sand und Schotter überfluthet, und das Leben zog sich weiter hinauf nach St. Rumeli, von wo jede Luftwelle die Düfte von Orangen- und Citronen-Blüthen brachte, die stets von so erregender Frische sind.

Im Alterthum muß die Landschaft an dem mächtigen Hellstrom, wo die gewaltige grüne Bergschlucht vor dem Meere sich aufthat, ein blühendes Paradies gewesen sein, und natürlich fehlte darin nicht eine Göttergestalt: es war die wunderschöne Nymphe Akakyllis. Die Ureinwohner hatten ihr den Hermes, den Vielgestaltigen und Vielgewanderten, zum Manne gegeben. Als aber die letzten Ausläufer der großen dorischen Wanderung an diese Küste schlugen und den Dienst des weissagenden Apollo einführten, da ging die Sage von einer seligen Brautnacht, die er mit der holden Ortsnymphe gefeiert. Der jugendschöne Lichtgott, dessen Herrlichkeit hier der ewige Alpenschnee und Meeresglanz wiederspiegelten, kosete hier am Ufer des krystallenen Stroms die grünende blühende Erdenwonne.

XVII.

Sphakiotenküste.

Die goldene Sonne stand noch niedrig über der dunkeln Meeresfluth, da ritten wir zum letztenmal durch den Strom, der aus der St. Rumeli-Schlucht mit hellen raschen Wogen hervorrauscht und, als diese uns um die Beine schäumten, so manchen Seufzer gekostet. Die Fluth ist so stark, daß sie Bäume mit sich fortreißt und ins Meer hinein einen Damm von Gerölle aufschüttet. Wo einst die Meereswoge spülte, wucherten die rothen Oleanderblüthen weit über die Stelle hinaus, welche einst Tarrha einnahm. Wo irgend der Strom oder ein Bergbächlein den Schuttboden wässerte, da wiegte sich im Morgenwind dieses angenehme Gebüsch mit den schöngeformten saftgrünen Blättern und den

lohenden Blüthen. Als wir etwas höher kamen und auf die Thalsohle zurückblickten, sah es nicht anders aus, als gebe es da eine Menge hellrother Teiche und Straßen mitten in dem graugelben Sand und Schotter. Diese allverbreiteten Lorbeerrosen waren das letzte Andenken an die schöne Akakyllis und ihre Nachfolgerin, die Britomartis. Diese aber war eine Jagdgöttin und liebte das hallende Waldgebirg und stille Mondnächte, wo das Wild zu den Quellen zieht. Die alten Kreter nannten die Britomartis die süße Jungfrau und betraten ihre Tempel nur in scheuer Ehrfurcht mit entblößten Füßen.

Am liebsten wohnte die Göttin auf grünen Vorgebirgen, wo rings die See sich spiegelte, oder vor den Gebirgsschluchten, die aufs Meer sich öffneten. Nirgends in der Welt konnte es eine herrlichere Schlucht geben, als die von St. Rumeli. Von dem hehren Anblick ihrer gewaltigen Zackenlinien mich loszureißen wurde schwer. Diese Schlucht steht weit aufgethan gleichsam gegen Meer und Himmel, als wäre von beider Art etwas in ihrer Größe und Majestät. Denn von der Meerestiefe steigen die Berge im schönsten Schwung gleich bis zu fünf- und sechstausend Fuß Höhe. Gewiß war der Tempel,

den Buondelmonti hier noch in Trümmern sah, „der süßen Jungfrau" geweiht.

Unser Weg aber führte nun über dem blauglänzenden Meer am Felsgestade hin, das beinahe überall in gleicher Höhe emporstarrt. Von weitem sah es aus, als wäre sein Gehänge braun und fahl: in der Nähe aber sah man keinen Steinblock, der nicht von blühendem Kraut und Kleingebüsch umzogen war. Oefter erschienen die Felsen ganz überhangen von Blüthengeranke. Da gab es Thymian, Salbei, Wildrosen und Reseda, Berberitzen, Nelkenbäume, Euphorbien aller Art, und was sonst nicht alles. Jedes Blatt und jeder Strauch hatte seine eigene Würze, und wo die Pferde hintraten, da erhob sich von der Erde ein Wohlgeruch. Ich ließ den Reisezug ein paarmal an mir vorbeigehen, und da war es merkwürdig, wie mit jedem Huftritt, der Gras und Kräuter zwischen dem Gestein zerknirschte, das Duften immer kräftiger wurde. Ich begriff vollkommen, warum es im Sphakiotenland den köstlichsten Honig gibt, den ich jemals in der alten oder neuen Welt gekostet habe. Der vielgerühmte Prairie-Honig ist gegen diesen Sphakioten-Honig, was kräftiges Bier gegen Feuerwein.

Das Meer aber lag unter uns unabsehlich im spiegelhellen Blau, und kosete die scharfen Vorge-

birge und die beiden Inseln. Hat man in Griechenland einen Tag lang das Meer nicht gesehen, so fehlt Einem etwas, gleich wie in einem schön behaglichen Zimmer, in welchem alles Geräthe dunkel ist. Immer mahnt uns das Meer in seiner Lichtweite und Unergründlichkeit wie die Mutter alles Lebens. Man zieht Tage lang schweigend an seinen Ufern hin, verliert sich immer wieder in seiner ewigen Größe, und ist seelenvergnügt. Müde wird man ja nur dessen, was man überschauen kann, oder was man, wie sich der Deutsche ausdrückt, klein hat.

Der Steilpfad auf und ab aber war kretisch, d. h. zu Fuß hätte ich ihn nach Lutro wohl in zwei Stunden gemacht, und zu Pferde brauchten wir die Hälfte mehr. Auf Weges Mitte liegt unten am Meer in Einsamkeit und Oede das Kirchlein des Apostels Paulus, uralter Herkunft wie all die grauen Kapellen auf Kreta. Es ist ein merkwürdiger Ort. Zwanzig Schritte vom Meer bricht aus dem Ufersande plötzlich mit lautem Rauschen ein hellperlen-Strom hervor, um gleich darauf sich im Meer zu verlieren. Um von dem Apostelwasser zu trinken, stieg der ganze Reisezug vom Pferde; denn dieses Naß gilt für heilsam gegen alle Krankheiten der Welt. Besonders soll es schwache Augen stärken. Das glaube ich wohl, weil es so rein und kalt ist.

Die Kreter sagen: bei dieser und noch bei einer andern Quelle habe der Apostel selbst getauft, und deßhalb sei dieser Born weder bitter noch salzig wie das Seewasser, obgleich er dicht daneben aufspringe.

Auch soll der heilige Paulus die Insel von Bären und Wölfen und allem reißenden Gethier, von Schlangen und jeglichem giftigen Gewürm befreit haben. Wahr ist's daß man in Kreta, die Skorpionen ausgenommen, kein schädliches Thier antrifft, selbst Schlangen sind außerordentlich selten. Allein schon Diodor von Sizilien erzählt: Herakles habe den Kretern zu Gefallen solche Reinigung ihrer Insel vorgenommen. Als die Bevölkerung christlich wurde, wurde die Sage von Herakles auf den großen Apostel übertragen. Die Ursache wird wohl überhaupt in keines Gottheiligen Segensspruch liegen, sondern in irgendetwas Natürlichem, vielleicht im beständigen Zusammenwirken der Gebirgs- und Wasserkräfte mit dem Meereshauch.

Auch unsere beiden Türken füllten sich gläubig mit dem heilvollen Wasser an. Es geht den Türken auf Kreta, wie unseren geliebten Vorfahren, den alten Germanen, als sie das Christenthum annahmen. Beiderlei Glauben und Aberglauben mengte und mischte sich. Ohnehin werden die kretischen Türken, die auf ihrer einsamen Insel weit abgetrennt von

ihren Glaubensgenossen leben, von diesen nicht für rechte feste Korangläubige angesehen.

Wenn die See stürmt, dann verschwinden Quelle und Strom unter ihren wilden Wogen, und diese rollen und schlagen mit Gewalt an das Kirchlein des hl. Paulus, daß sie es schon jetzt halb unterhöhlt haben. Nicht lange mehr und die Fluthen werden es gänzlich niederreißen. Leicht wäre zu helfen, wer aber soll die Kosten tragen? Die Türken haben nur Geld für ihre Zwingburgen, die Blockhäuser: auch von der Apostelquelle aus sieht man, wie von St. Rumeli aus, ihrer zwei auf einmal. Die umwohnenden Kreter aber spüren in der allgemeinen Unruhe und Ungewißheit der Dinge nicht die mindeste Baulust, sind auch durch den Krieg zu sehr verarmt. Und so wird wohl der nächste Deutsche, der diese Küstenreise nach mir macht, — es beschrieb sie bisher nur der eine Sieber*), — das uralte St. Paulus-Kirchlein in Trümmern sehen.

Das Andenken aber an den Apostel wird für immer an dieser Küste haften. Drüben, jenseits der Messara-Bucht, gab er den Rath, im Schönhafen (Kaloi limenas) zu bleiben, denn es sei zu

*) Reise nach der Insel Kreta im J. 1817. Leipzig und Sorau 1823.

spät im Jahre geworden. Kapitän und Steuermann aber dachten, sie könnten eben noch mit gutem Südwinde nach der Phineka-Bay, die ich unter mir sah, hinüber schiffen, weil es da besser wäre zum Ueberwintern. Da aber stürzte von den schneeigen Ida-Höhen der Euryklydon, der „breitwogige," herunter, und fiel sie an wie ein wüthendes Unthier. Dieser Nordwind, der plötzlich heranbraust, ohne daß Sturmgewölke als Warner vor ihm herzieht, heißt in diesen Gewässern jetzt Meltem. Das Schiff wurde vom Winde nach Süden gedrängt bis drüben an die kleine Insel Gaudos, wo es bald sein Boot verloren hätte. Dann trieben Paulus und seine Gefährten unter halben Segeln dahin, und wurden hin und her geschlagen Am zweiten Tag warfen sie einen Theil der Ladung, am dritten alles Geräthe über Bord, und da sie Tage lang, von Sturm und Seekrankheit geschüttelt, nichts essen und trinken mochten, da trat Paulus unter sie und sprach ihnen Muth ein. Sieht man in der ganzen anschaulichen Reiseschilderung, wie der Gefangene allein das Haupt hoch und den Geist hell behielt, so freut man sich wieder zu sehen, wie natürliches Genie und etwas geographische Kenntnisse sich überall Geltung verschaffen.

Als der hl. Paulus hier vorüberfuhr, hatte

Kreta längst seine ruhige Stätte im Römerreich gefunden, in dessen weitem Umfange Länder und Völker zur stillen Ruhe eingingen, es sei denn daß die Sklavenpeitsche oder die Steuerschraube einmal zu laut knarrte. Damals zu Cäsars Zeit hatte man bereits alle Küsten des Mittelmeeres erkundet, und die Welt sprach nicht mehr so viel von der wunderreichen Insel in der Osthälfte Mitte, als wie in jenen grauen Zeiten, als die Odyssee gedichtet wurde, in deren melodischen Versen Kreta immer wieder als des Meeres Mittelpunkt hervortaucht. Damals war all den Schiffern im Mittelmeer die Insel genau bekannt. Wie anschaulich und zugleich so richtig ist im Homer (Odyssee III, 291—294) die Südküste Kreta's geschildert, an welcher wir jetzt unseren Weg suchten, bald oben am senkrechten Fels, bald am steinigen Ufersaum.

„Dort fällt glattes Gestein aus der Höhe hinab in die Salzfluth,
An der gortynischen Küste im dunkelwogenden Meere,
Da wälzt westlich zum Kap der Süd die gewaltige Woge
Gen Phästos, und der Wogen Gewalt sich bricht am Gerölle."

Am frischen Morgen sah es sich mit Behagen den anrollenden Fluthen zu, während der Schaum um die Hufe der Pferde spritzte. Hoch an den Felsenstirnen aber glänzte das Sonnengold. Denn

es war wieder wie allezeit der schönste blaue Tag. Das ist ja so angenehm in diesen südlichen Ländern, daß man sich immer auf das Wetter verlassen kann, jeden schönen Tag von Ende April bis tief in den September: da währt immer goldener Sonnenschein und köstliche Himmelsbläue. Man braucht bei seinen Reiseplänen Sturm und Regen gar nicht in Rechnung zu ziehen.

Das Felsgestade aber blieb sich immer gleich, beständig starrte es nackt und bleich ein paar tausend Fuß beinahe senkrecht empor. Meist zog sich, tief unten die leuchtende See, der Weg um ein vorspringendes Kap nach dem andern. Als wir um die letzte scharfe Ecke bogen, stand da plötzlich der schneeglänzende Ida, und unten davor erschien das weiße Blockhaus von Lutro über mehreren grünen Landzungen, die ins Meer hineinstrichen.

Lutro selbst ist ein Oertchen, das eine kleine spiegelhelle Rhede hat, und auf dem Vorsprunge des Felsrückens, unter dem es liegt, starren die Trümmer einer mittelalterlichen Schloßfestung, alles höchst malerisch, aber gleichsam nur ein heller Punkt zu Füßen des furchtbaren Gebirgs. Die Rhede ist gegen Stürme schutzlos wie die ganze Südküste. In der offenen Phinekabucht möchte aber jetzt kein Schiff

mehr ankern wollen: die Stätte muß seit des Apostels Zeit sich vielfach verändert haben.

Ohne abzusteigen ritten wir oberhalb des Hafenplatzes von Lutro herauf, und dahinter immer höher, bis wir ein Blockhaus erreichten, das auf dem obersten Rücken des hohen Felsgestades sich erhebt, gleichwie ein anderes dicht über dem Städtchen unten. Wohin die wilden Sphakioten die Blicke wenden, da sollen ihnen die weißen Zwingburgen ins Auge stechen, auf daß sie schön Frieden geben. Wir sahen jetzt in die „Hochstätte," die geliebte Anapolis der Sphakioten, hinein — ein ungemein friedlicher Anblick. Es ist eine kleine Hochebene, etwas muldenförmig wie der Homalo und wie die Stätten von Askypho und Kalikrati beschrieben werden. Die Thäler unten bieten selten Ansiedelungspunkte, sie sind entweder eng und tief eingeschnittene Rinnsale oder schauerliche Schluchten: nur wo sie sich zum Meer öffnen, gibt es Platz zum Ortschaften.

Die Anapolis senkt sich hinter dem Küstengebirge ein, und wird jenseits überragt von gewaltigen Berghäuptern, vor deren Größe sie beinahe verschwindet; denn sie ist nur eine Stunde lang und nur eine halbe breit. Diese Ebene ist bedeckt mit Korn- und Weinfeldern, zwischen denen die Dörfchen liegen. Diese heißen Rhiza Kabia Asopa

Hagios Dimitrios Limni Skaki Mariana. Wir ritten in ein paar der vordersten hinein, und durch die auf der andern Seite wieder hinaus. Wenn die kleinen Häuser noch mehr von Fruchtbäumen umschattet wären, könnte man sich auf dieser Höhenlage nach Deutschland versetzt glauben: so wohnlich sieht alles aus. Korn, vorzüglich Gerste, ein wenig Oel Honig Wein und Seide, vor allem der berühmte Sphakia-Käse, sind die Erzeugnisse der Anapolis.

Von der Bevölkerung freilich sah man wenig: die Leute waren entweder im Gebirge bei ihren Heerden, oder ihre Gebeine bleichten in den zahllosen kleinen Bergthälern, wo sie an ihren Wunden oder an Entbehrungen verkümmert waren. Ach, das Jahr 1867 hat in der Anapolis gar viele Wittwen und Waisen gemacht, und die kleinen Steinhütten zerfielen eine nach der andern, weil die Männer im Krieg, die Frauen und Kinder durch den Handschar oder auf der Flucht im Elend umkamen.

Ehe wir uns in die Schlucht hinein begaben, die uns wieder zum Meer und zum Hauptort der Sphakioten führen sollte, überblickte ich von der Höhe den Schauplatz des fürchterlichen Omer-Pascha-Kriegs. Drüben, wo die Insel Paximadia und das weit vorlaufende Kap Lithinos sich im bläulichen Duft auf dem Meer abzeichneten, lag die goldene

Messara-Ebene, Kretas größtes Korn- und Weinfeld, und davor an der Küste Tybaki, wo die dunkeln Kriegswetter sich sammelten, welche dann die Insel entlang unter den Höhen des Ida hinzogen, um sich grauenvoll über dem Sphakioten-Lande zu entladen.

Es war das zweite Jahr des Aufstandes — 1867, noch ist nicht ein Jahrzehent verflossen, und wer denkt noch daran außerhalb Kretas? So Gewaltiges und so Herrliches erlebten wir seitdem, daß der Jammerschrei eines zertretenen, nicht unedeln Volkes nicht mehr hindurchdringt.

Gibt es aber etwas Widrigeres als diese beständig sich wiederholenden Würgekriege in der Türkei? Sind sie nicht ohne alle Frage die größte Schande des Jahrhunderts? Nach ein paar Menschenaltern wird es schwer fallen, das zu glauben, was heutzutage wirkliche Geschichte ist. Die Christen kämpfen für die höchsten Lebensgüter, für ihre Religion, die sie mit Verachtung behandeln sehen, für ihre und ihrer Frauen Ehre, für die Sicherheit von Leib und Gut, für den endlichen Aufschwung ihres Volkes aus langer Nacht der Barbarei und des Elends. Ein gar zu kräftiger Druck der Steuerpresse ist gewöhnlich der letzte Tropfen, der den Becher überschäumen läßt. Die Türken aber kämpfen

für den Bestand ihrer Herrschaft und den Glanz des Halbmondes gegen ihre alten Unterthanen, für welche sie ungefähr die Gefühle hegen, wie gewöhnlich Europäer gegen Chinesen.

XVIII.

Kämpfe von 1867 bis 1869.

Da ich einmal begonnen habe, vom Kretakriege vor ein paar Jahren zu erzählen, so möge es gestattet sein, hier kurz noch den Verlauf des kretischen Aufstandes zu schildern.

Das zweite Jahr hatte für die Griechen mit guten Anzeichen begonnen. In Rhodin landeten die beiden Petropulakis mit tapferen Mainoten, die erfahren im Bergkrieg, und Freischaaren strömten ihnen zu. Eine neue Schlacht bei Tyliso am Ida endigte nicht unglücklich, und bei Vryssä mußten die Türken Proviant und Kanonen im Stich lassen. Ein anderer Haufen Mainoten war bei Kisamos ans Land gestiegen und hatte den Homalo besetzt. Die Sphakioten faßten wieder Muth, und stiegen hinauf zu ihrer alten Hochstätte des Raths und Redens.

Im Divan aber des türkischen Oberfeldherrn eiferte der General Ali Sarchos: Energie müsse die Kreter schlagen, nur Energie brauche es. Der schlaue Albanese Mustapha ließ den Großsprecher die besten Truppen nehmen und eilends emporsteigen zu den Berghöhen, und siehe da, nach wenigen Tagen kam er zurück, kleinlaut, übel zugerichtet, ein Mann des Entsetzens. Vor dem Homalo hatte er sein bestes Volk verloren, Mustapha ihn eben noch gerettet.

Auf allen Höhen Kretas wurde jetzt dem König Georg I. gehuldigt, eine provisorische Regierung in seinem Namen eingesetzt. Hier und dort stahlen sich die kleinen griechischen Schiffe, durch die türkische Blokade und landeten Vorräthe Geld und Freiwillige. Alt und Jung griff zu den Waffen. Mustapha aber trommelte und preßte 33 sogenannte Delegirte zusammen und schickte sie zum Sultan, um Friedensartikel zu verhandeln. Mit süßsauren Mienen erschienen sie und empfing man sie in Konstantinopel. Man brauchte den Schwindel, um den Diplomaten Sand in die Augen zu streuen. Als es sich aber nicht mehr verbergen ließ, daß der schlaue vielgewandte Mustapha, der das Kretervolk wie kein Anderer kannte, es weder begütigen noch unterwerfen könne, daß vielmehr die ganze Insel, die drei festen Städte ausgenommen, den Aufständischen gehöre, da be-

schlossen die Türken: ihr größter General, der glorreiche Omer Pascha, solle nach Kreta mit ihrer besten Kraft und Macht.

Omer Pascha landete am 6. April 1867 zu Kanea mit Pauken und Trompeten, mit stattlichem Heer und großem Generalstab, mit schöner Artillerie und glänzender Reiterei aus Tscherkessien. Den Sphakioten lachte das Herz, als sie von den vielen Generalen und Offizieren hörten. „Kommt nur erst in unsere Berge, wir wollen Euch den Glanz schon abreißen," dachten sie, und jeder suchte sich seinen Mann aus; denn sie glaubten, das schimmernde Blech sei eitel Gold und Silber.

Nachdem Omer Pascha zwölf Tage lang in Kanea geordnet und gemustert hatte, brach er auf mit 20,000 Mann gegen die Berge der Sphakioten. Mehemed Pascha, sein bester General, sollte von Bryssä aus durch den Engpaß nach Askypho, er selbst wollte von Episkopi das Engthal hinaufdrängen bis nach Kalikrati. Langsam umzingelten Beider Heere das Hochgebirg, und am 5. Mai ließen sie ihre Truppen anstürmen. Aber längst standen die Vertheidiger mit ihren langen Flinten harrend hinter den Felsen und Steinschanzen. Sie ließen die Türken herankommen, und als diese sich in den Schluchten und Engpässen verwickelten, empfing sie das Feuer

von der Rechten und Linken. Die Freiwilligen aus Griechenland hielten Stand. Die Sphakioten flogen an den Bergseiten hin und her, schauten hier über den Felsrand und stürzten Steinblöcke nieder, gaben dort ihre Salven. Kinder und Frauen und Greise überbrachten Befehle, und brachten Pulver und Patronen in die Feuerlinie. Kein Schuß ging fehl. Das dauerte so Tage lang. Elend zusammengeschossen, mußte Omer Pascha so gut wie Mehemed Pascha zurück. Die prächtigen türkischen Offiziere waren gar übel angekommen: sie schäumten vor Wuth, und rächten sich, indem sie alles verheerten ausbrannten niederschossen, was von Menschen und Ansiedelungen sich zeigte. Es wird für gewiß erzählt: der Oberfeldherr habe befohlen, keine Gefangenen mitzunehmen, weder Weib noch Kind, sondern nur Leichen zu hinterlassen.

An der Sphakiotenburg hatte sich Omer Pascha die Stirne wundgestoßen. Leichtere Siege dachte er jetzt zu pflücken, damit ihre Nachricht die seiner Niederlage überhole. In Nachahmung der Sphakiotenweise hatte sich auch im Osten der Insel ein Homalo gebildet. Auf der Hochebene, welche vom lasithischen Gebirg in weitem Umkreise umzogen wird, befand sich ein großes Standlager, von welchem die kriegerischen Schaaren herab und bis vor

die Wälle von Megalokastron oder Kandia drangen. Korakas war dort der Hauptanführer. Da nun der lasithische Bergkranz mehr und leichtere Zugänge bot, als das Sphakiotengebirge, und man für gewiß erfuhr, daß er höchstens fünftausend Bewaffnete umhege, so marschirte Omer Pascha eilends dorthin ab. Ein Theil der siegreichen Griechen folgte ihm, ein anderer zog ihm entgegen, und als er sich wieder in den Thalwindungen des Mylopotamos verwickelte, bissen sie sich rechts und links in seine Flanken ein, und wetterten seine Reihen derartig zusammen, daß er bereits Sieg und Rettung verloren gab. Hätten die griechischen Häuptlinge nur ein wenig einträchtiger gehandelt, hätte nicht eigensinnig der Eine hier, der Andere dort seine Lorbeeren gesucht, vielleicht wäre hier ein entscheidender Sieg gewonnen worden. So aber ließen sie es geschehen, daß der tapfere Reschid Pascha, welcher seinem Obergeneral von Megalokastron aus entgegenzog, ihm Luft machte.

Jetzt rüsteten sich Beide, um die Hochebene der Lasithis zu stürmen. Auch jetzt waren dort höchstens fünftausend Griechen beisammen. Trotzdem wurde Reschid Pascha, als er den Sturm unternahm, blutig zurückgeworfen. Die Türken griffen nun von Norden und von Süden zugleich an, drei Tage dauerte das Gefecht, am letzten waren die Türken

oben, drangen hier und dort in den Bergkranz ein, und die schlecht geführten Griechen zerstreuten sich nach allen Seiten.

Das türkische Heer war arg zusammengeschmolzen: die Generale nahmen es mit Schrecken wahr, als die Reste sich zu Tybaki südlich vom Ida am Rande der großen Messara-Ebene sammelten. Längst und dringend hatte Omer Pascha um Verstärkungen geschrieben, und als sie aus Syrien ankamen, schiffte er sich mit dem besten Theil des Heeres ein, fuhr an der Küste hin nach Frankokasteli, landete und marschirte sofort ins Gebirge hinauf, bis er wirklich auf der Hochebene von Kalikrati stand. Dies war gelungen, das Sphakiotenvolk überrascht. Doch wie nun weiter?

Omer Pascha sandte Boten auf Boten zu den Paschas Mehemed und Reschid, daß sie ihren Marsch beschleunigen sollten. Man wollte, dies war der Plan, von drei Seiten zugleich in die große Bergfestung der Sphakioten eindringen, die Vertheidiger sollten sich in drei Haufen zersplittern. Aber schon sammelte Koronäos seine Leute: anfangs hatte er kaum 100, auf das Flintengeknatter eilten die Sphakioten herbei, am zweiten Tage des Gefechts waren der Griechen 1500, am dritten Tag 3000, und sie gaben Omer Pascha hart zu schaffen. Sehn-

süchtig harrte er auf Nachricht, ob die beiden anderen Paschas noch nicht da wären? Diese aber mußten sich Schritt für Schritt ihren Weg bahnen unter beständigen blutigen Gefechten. An der Spitze der griechischen Haufen predigten ihre Geistlichen, die Flinte in der Hand. Sie riefen ihnen zu: man kämpfe für Christi Leib und Blut, und wenn Pulver und Proviant spärlich, so lasen sie in einer der kleinen Kapellen, die man häufig in den Bergen findet, in Morgenfrühe eine Messe, und ihre Krieger eilten aus der Kapelle andächtig und neugestärkt in den Kampf. Hätten diese losen Freischaaren, — denn niemals waren sie etwas anderes, — es über sich vermocht, einem einzigen festen Kommando sich alle zu unterwerfen, so hätten ihre Feinde wenig oder nichts durchgesetzt. Die beiden Paschas waren bis an den Beginn der Engpässe gerückt, standen da, warteten, und indem sie sorglose Stunden der Griechen benützten, kamen sie glücklich durch die Schluchten hindurch und betraten die Hochebene von Askypho. Die Kunde hievon setzte die Sphakioten in Schrecken und sie verliefen sich.

Ihren Plan hatten die Türken richtig ausgeführt. Da erhob sich wieder die böse Frage: was nun weiter? Weder zu Kalikrati noch zu Askypho ließ sich Proviant finden, die Lastthiere waren in den

Eilmärschen großentheils gefallen, leicht wurde alle Zufuhr vom Feinde abgefangen. Schon hatte nach ein paar Tagen Koronäos wieder die Schaaren gesammelt und bedrängte die beiden Paschas auf Askypho. Es wurde ihnen gar unheimlich auf der Hochebene, in einer Nacht entwischten sie wieder. Koronäos drückte jetzt auf Omer Pascha. Auch Diesem kam die Einsicht, daß er nichts weiter ausrichte, und er fürchtete, daß er nach wenigen Tagen nicht vor- und nicht zurückkönne, die Griechen ihn belästigen, umzingeln, aufreiben würden. Klüglich wich er den Gefahren aus und marschirte ab, besetzte die Anapolis, und zog dann auf Aradena. Vor dieser Ortschaft hatte er einen harten Strauß zu bestehen Jedoch beständig von der Flotte unterstützt, erreichte er die Stätte der alten Tarrha, und rückte eilig vor, um die Schlucht von St. Rumeli zu gewinnen und nach Samaria zu gelangen. Aber schon auf dem kleinen Marsch dorthin entbrannte ein so wüthender Kampf, daß er gern seinen Vorsatz wieder aufgab.

Was blieb ihm nun übrig? Einzig das Vermögen, daß er die Anapolis Lutro Sphakia und all' die Ortschaften an der Küste gräßlich konnte verwüsten lassen. Dieses Vergnügen wollte er auch gründlich kosten. Er wagte aber nicht mehr, zu

Lande zurückzukehren, und langte zu Schiffe in Kanea wieder an. Der tapfere Reschid Pascha aber hatte sich auf seinem Rückzug in den Schluchten umherschlagen müssen, auch er brachte nach Kanea zerissene Bataillone, und für sich selbst eine tödtliche Wunde zurück, welcher er bald darauf erlag. Auch der tapfere und gescheidte Artillerie-General Dilawer Pascha, ein Deutscher von Geburt und Bildung, war gestorben. Man erzählte mir, dieser Deutsche habe vor Empörung über die Gräuel, bei denen er mitthun mußte, oft nicht sprechen können. Der Tod sei ihm erwünscht gewesen.

Vier Monate, vom 18. April bis 10. August, hatte der mörderische Feldzug des großen Omer Pascha gedauert. Allerdings waren ein paar tausend Kreter mehr erschossen, die armen Frauen und Kinder mitgerechnet; allerdings war wiederum eine lange Reihe Ortschaften ausgebrannt, — aber in den Bergen moderten auch die Gebeine von 20,000 Türken, die dieser eine Sommerfeldzug gekostet, und jeder Lieutenant hatte begriffen, daß sie alle wären verloren gewesen, hätte unter den Griechen Einheit des Befehls und nicht das ewig neidische und ehrsüchtige Hadern bestanden, bei welchem die Häuptlinge sich gegenseitig im Stich ließen, und ihre Schaaren sich nach Gefallen ansammelten und

eigensinnig wieder verliefen. Das ist ja das Peinliche im Kampfe mit Bergvölkern. Entweder muß man jede Schlucht und Hochebene mit starker Macht besetzt halten, bis der Hunger die Kämpfer aus ihren Verstecken treibt, oder man muß sie Mann für Mann erschlagen. Sonst erreicht jeder Vorstoß mit noch so furchtbaren Opfern nichts, als daß sie vor der Fronte sich zerstreuen, um im Rücken wieder anzugreifen. Keiner der Paschas hatte das Thal von Samaria oder den Homalo zu sehen bekommen.

Die Wirkungen aber des wiederum vergeblichen Feldzugs der Türken gestalteten sich eigenthümlich. Die vier Mächte, Rußland Frankreich Preußen und Italien, machten der Pforte ernstliche Vorstellungen, und ihre Schiffe entrissen viele Tausende von Frauen und Kindern dem Hunger und der türkischen Grausamkeit, indem sie die Armen von Kretas blutgetränkten Küsten aufnahmen und nach Griechenland führten. Der ägyptische Vizekönig rief seine Truppen zurück, und der Sultan setzte Omer Pascha ab und sandte in seinem Großwessier Aali Pascha einen Botschafter des Friedens. Dieser verkündigte Amnestie für alle, die binnen sechs Wochen die Insel verließen oder sich unterwürfen. Die Forderungen aber der Kreter wurden in der Hauptsache zugestanden, jeder Bezirk sollte vier Abgeordnete

senden, um darüber zu verhandeln. Wirklich trat ein Scheinparlament zusammen, es saßen darin aber 49 Türken und nur 26 Christen: Grund genug, daß die Aufständischen in den Bergen protestirten.

Doch etwas Anderes wurde ihnen höchst gefährlich, es war ein Irrthum, den sie sich in den Kopf setzten. Das Verderben Omer Pascha's, der klare Beweis, daß die ganze Türkenmacht Kreta nicht mehr unterwerfen könne, die Nachgiebigkeit des Sultans, vor allem das ernste Vorgehen der vier Großmächte — dies zusammen hatte zur Folge, daß die Kreter den festen Glauben faßten: sie kämen zu Griechenland, und wenn das nicht, doch gewiß nimmermehr wieder unter das Türkenjoch. Sie wurden lässig. Es war zu natürlich: nach so ungeheurer Anstrengung ließ die Spannkraft der Nerven nach, man war opfermüde und kampfesmüde. Wieder kam Winter und mit ihm der Hunger. Von den Feldern hatte man kein Korn, keinen Wein, und vor allem kein Oel gezogen, und wie kann ein Kreter leben ohne Oel? Man fror und hungerte in den verwüsteten Häusern, und hörte mit Schrecken, daß es drüben in Griechenland den armen Frauen und Kindern nicht besser gehe. Die Vorstellung von dem Darben und Sterben der Theuren im fremden Lande war den tapferen Männern das Fürchterlichste.

Mancher konnte die Ungewißheit nicht länger ertragen und schiffte sich ein nach Griechenland.

Als nun das Frühjahr kam, wollten die Meisten sich nicht mehr schlagen: die Anführer brachten keine tausend Mann mehr zusammen. „Wozu noch fechten?“ hieß es, „türkisch bleiben wir ja doch nicht!“ Zwar gab es noch Guerrillas genug und glänzende Gefechte; allein, ehe noch der Pulverrauch sich verzogen hatte, lief man aus einander und nach Hause, um Feld und Garten zu bestellen. Erschienen die Türken wieder, so mußte man mühsam wieder Kämpfer zusammenrufen.

Die Kreter hatten sich einmal in den Kopf gesetzt: es sei ganz unmöglich, daß man sie wieder den Türken überliefere. Auch hatten sie eine seltsame Hoffnung auf Preußen gefaßt. Sie hatten von seinen großen Siegen gehört, und bildeten sich ein, das Aufsteigen dieser neuen Macht inmitten Europas müsse auch für Kreta eine Veränderung bringen.

Dieser Glaube der Kreter war der Türken Glück. Für das dritte Jahr des Kampfes hatten sie ihr System gewechselt. Der neue Obergeneral Hussein Pascha rückte nicht mehr mit ganzer Macht ins Feld, nur mit fliegenden Streifschaaren erschien er bald hier bald dort. In der Stille aber ließ er,

so rasch nur Kalk und Steine sich fügen wollten, an den wichtigsten Straßen und Ausgängen des Gebirgs Verschanzungen und Thürme und kleine Forts bauen, und schob sie immer weiter in die Thäler hinauf, während rings um das Gebirge her die aufständischen Ortschaften verwüstet wurden. Man wollte alle Kämpfer ins Gebirge hinauf treiben, sie dort fest umzingelt halten und aushungern, bis sie entweder zu Grunde gingen oder sich ergäben. Dieses neue Blockhäusersystem hatte, wie mir in Konstantinopel versichert wurde, einer von den sechs deutschen Offizieren, die gegenwärtig in der türkischen Armee Pascha-Rang einehmen, der damalige Ingenieuroffizier Blume erdacht.

Es sind daher vom dritten Jahr des Aufstands nur eine Menge kleiner Kämpfe zu berichten, in denen das Glück wechselte. Hussein Pascha drang im Sommer sogar bis auf den Homalo vor; denn die Griechen ließen sich überraschen, weil sie gar so lässig geworden. Nur in die Samaria-Schlucht war kein Türke hineingedrungen.

Nun kam der dritte Winter: dieser war der schrecklichste von allen. Denn überall gebrach es an Nahrung, die Noth war gräßlich. Und wenn die Männer in den nackten Hütten saßen und hungerten, verzehrten sie sich vor Sehnsucht und Kummer

um Weib und Kind. Die schönste Tugend der Kreter ist ihr tiefer Familiensinn.

Unterdessen gingen die diplomatischen Unterhandlungen ihren Gang. Frankreich, das am lautesten für die Kreter gesprochen, spielte am meisten falsches Spiel. Graf Bismarck hatte im Dezember vorgeschlagen: eine Konferenz zur Ordnung der orientalischen Wirren zu berufen, aber Griechenland und die Türkei sollten darin gehört werden. Da schrieen die französischen Diplomaten: Preußen betreibe russische Politik, unermeßliche Eroberungsgedanken Rußlands ständen lauernd im Hintergrund. Die Folge war, daß man Griechenland von der Konferenz ausschloß. Da lachten die Türken, jetzt hatten sie gesiegt. Jetzt brachen sie auch den Widerstand Griechenlands, indem sie die Handelssperre gegen dasselbe verhängten und seine Angehörigen von ihrem Gebiet austrieben.

Wer dachte noch an die armen Kreter? Sie waren von aller Welt verlassen. Die letzten Kämpfer in der Samaria-Schlucht ergaben sich, ihre Anführer wurden durch die Straßen von Kanea geführt unter der Türken Hohn und Gelächter. Viele der Edelsten kehrten für immer den geliebten Bergen der Heimath den Rücken. Die Frauen und Kinder kehrten in die zerstörten Dörfer zurück und suchten mit bleichen

Gesichtern nach den Gräbern der Gatten, Väter und Brüder, und viele fanden auch diesen letzten Trost nicht mehr. Auf der prachtvollsten Insel des Mittelmeeres herrschte Friedhofsruhe oder stumme Verzweiflung.

So geschehen in den Jahren 1866 bis 1869 unserer christlichen Zeitrechnung!

XIX.

Sphakia und Kapodasos.

Unter so düsteren Gedanken ritt ich von der Anapolis eine vielgewundene Schlucht hinab, und überschaute endlich den Hauptort des Landes, von welchem es den Namen hat, Sphakia. Die große Ortschaft besteht unten aus einer Straße voll Wirthsbuden, und dann steigen die Häuser, große und kleine und sehr viele darunter noch dachlos und schwarz ausgebrannt, eine breite hohe Schlucht hinauf, bis oben das Ganze ein weißes Blockhaus krönt, vor welchem die türkischen Soldaten herumlungerten. Es waren ihrer jedoch, wie ich später hörte, nicht viel über hundert. Rechts am Meer auf einem Einzelhügel liegt, wie eine weiße Zitadelle, die Wohnung des Kaimakam ausgebreitet, darunter das wogende

Meer, das sich sonnig zwischen den braunen Felsen spiegelte.

Es war Nachmittags zwei Uhr, als wir einritten. In den Wirthsbuden aber erklangen schon Cither und Flöten, und mehrere aufgeputzte Landessöhne schienen sich dort eine Güte zu thun. Vor dem Schlosse sah ich die Soldaten zusammenlaufen und sich in Reih und Glied stellen, und der Kaimakam, ein junger stattlicher Herr, empfing mich mit deutscher Anrede. Er war ein Grieche aus einer der ersten Familien in Konstantinopel, und war noch vor kurzem Botschaftssekretär in Wien gewesen. In der lebensfrohen Kaiserstadt hatte er eine köstliche Zeit verlebt und geglänzt durch Witz und Fröhlichkeit: jetzt saß er im wilden Lande des sphakiotischen Urvolks. Man denke sich die Qualen seiner Einsamkeit. Mit Entsetzen hörte er, daß ich nicht ein paar Tage bleiben könne, ja am selben Abend wieder fort müsse. In Eile wurde nun ein Gastmahl gerüstet, dessen feine Genüsse ich in dieser felsenstarrenden Wildniß nicht vermuthet hätte. Unser Gespräch drehte sich hauptsächlich um das eigenthümliche Wesen der Sphakioten, und wurde, da der Kaimakam in seiner Liebenswürdigkeit uns die paar Stunden weiter selbst ins Nachtquartier führen wollte, unterwegs lebhaft fortgesetzt.

Es ist schon öfter vermuthet worden: in den Sphakioten hätten wir noch die alten Dorier vor uns. Jedenfalls haben sie etwas Spartanisches in ihrer Denkweise wie in ihren Sitten. Kraft Schlauheit Geschick in den Waffen und Tapferkeit sind ihnen das Höchste, und alle männlichen Tugenden besitzen sie im ausgezeichneten Grade. Noch vor fünfzig Jahren war die uralte Sitte im Schwange, sich im Flachland das schönste Mädchen auszusuchen, Freunde aufzubieten, es am hellen Tage zu rauben und auf flinken Rossen sich durch die Verfolger durchzuschlagen bis ins Gebirge, wo der Priester in der nächsten Kapelle bereit stand. Auch heutzutage hat die sanfte Lehre des Christenthums die Sphakioten-Seelen noch wenig erweicht, aber wahrhaftig sind sie, keusch und sittenstreng. Wer in diesem Lande ein weibliches Wesen an seine Brust drücken will, muß es zuvor heirathen. Noch vor Kurzem traf man eine Frau, auf welche der Verdacht der Untreue ruhte, in Stücken gehauen auf dem Felde. Gerade diese Sittenstrenge, verbunden mit jenen Mannestugenden und dem Schutze des Hochgebirgs, brachte es zuwege, daß dieses Völkchen all die Jahrtausende her sich in seiner Eigenart erhielt. Nach den schweren Verlusten des letzten Krieges mag es zur Zeit 6000 bis 7000 Köpfe zählen: es im

Zaum zu halten, haben die Türken jetzt bloß auf seinem Gebiete 19 kleine Forts oder Blockhäuser gebaut.

Ein Sphakiote ist viel zu stolz, um zu lügen oder zu stehlen. Betrugsprozesse kommen gar nicht vor, und wegen Diebstahls hatte der Kaimakam seit einem Jahr nur einem Einzigen Gefängniß diktirt; der arme Bursche hatte dem Gelüste, sich ein Lamm auf freier Höhe zu braten, nicht widerstehen können. Wo aber sonst Sphakioten eine gute Beute ersehen, stoßen sie darauf wie Raubvögel; denn Habsucht lauert in allen Tiefen ihrer Seele. Und so empfindlich ihr Stolz, so heiß ihre Ehrbegier, so unversöhnlich sind sie in ihrer Rachsucht.

Gleichwie die alten Germanen, glauben auch sie, daß in den Blutsverwandten das gleiche Blut fließe, und wo es in einem Gliede vergossen werde, alle andern Glieder der Familie verwundet und verringert seien. Blutrache war deßhalb von jeher in diesen Bergen einheimisch. Wenn früher Einer im Zorn oder Streit erschlagen worden, und der Thäter zu stolz war, auf der Stelle Sühne zu bieten, so kam es wohl vor, daß alle Bluts- und andere Freunde sich feierlich zusammenschwuren zu gemeinschaftlicher Rache. Dann herrschte Fehde und Feindschaft zwischen den Familien. Hier fiel Einer,

drüben Einer, aus immer weiteren Kreisen heischte die Blutrache ihre Opfer. Ganze Dörfer kämpften wider einander, und man suchte sich gegenseitig nicht nur todt zu schlagen, sondern auch die Aecker und Heerden zu rauben. Zu solcher Raserei ist man heutzutage doch zu vernünftig geworden: wohl aber kam es noch vor Kurzem vor, daß der Sohn einen Mann erschlug, der vor 28 Jahren seinen Vater getödtet hatte.

In starken Gemüthern wohnt auch ein fester religiöser Glaube, eine heldenhafte Zuversicht auf das Göttliche, und da es der heftigen Sehnsucht sich häufig versagt, so stellt Aberglaube sich ein als des Glaubens Kehrseite. Bei den Sphakioten stehen noch viele Stöcke und Stumpfen aus dem Walddickicht des Götter- und Fabelwesens im Alterthum, und sie mischen diese Nachklänge auf die wunderlichste Weise mit Vampyr- und Teufelsgeschichten. Alle aber sind streng kirchlich. Die Priester üben in den Familien den größten Einfluß, und wo jemand flüssige Gelder hat, da baut er gewiß vor seinem Hause eine Kapelle, damit er seinen Stolz wie seinen religiösen Sinn an ihrem Anblick täglich weide. Im ganzen Bereich des Sphakioten-Landes wohnt kein Türke, und da zu der kretischen Landesversammlung jeder Bezirk zwei Türken und zwei

Christen schickt, sie aber keine Türken haben, so besitzen die Christen Stimmenmehrheit. Noch viel weniger dürfte sich bei den Sphakioten ein Jude blicken lassen; denn die Griechen, weil sie so sehr alte Christen sind, schauen mit äußerster Verachtung auf Juden herab. Im vorigen Jahr erschien — wahrscheinlich hatten sich die Türken lächelnd den Spaß gemacht — auf dem kretischen Landtag ein Jude: da entstand kein geringes Geschrei und Entsetzen bei den Griechen. Natürlich wissen jüdische Geldfürsten sich für solche Thorheit ganz in der Stille gehörig zu rächen.

Die Frauen der Sphakioten sind durchgehends wohlgebildet. Mit der Griechinnen dunkelm Gluthauge, mit den schwarzen Schlangen darüber vereinigen sie hohen Wuchs und eine eigenthümlich herbe Schönheit, natürlich nicht alle, aber die wirklich schönen vergißt man nicht leicht wieder. Die Männer sind meistens breitschulterig, viele auch hochgebaut, alle kernig und gewandt.

Mann und Weib beseelt die gleiche Leidenschaft für das Wohnen und Weiden im Hochgebirg. Jedes Haus muß wenigstens einen kleinen Trupp Schafe besitzen, die ins Gebirge getrieben werden. Im Winter aber kommen die Leute von Askypho und der Anapolis herunter, um an der wärmeren Küste

zu wohnen. Dann beginnt die Zeit der fröhlichen Gelage, und so würdig und schweigsam sie sonst immer sind, so sehr sie Arbeit und Sparsamkeit lieben, jetzt fließt der Wein in Strömen, und Nächte durch bewähren sie sich als wackere Zecher. Nur die Aermsten bleiben oben in den verlassenen Dörfern, oft Monate lang eingeschneit. Viele suchen auch Verdienst als hausirende Krämer oder als Taglöhner in den größeren Städten. Kommt aber die schönere Jahreszeit wieder, dann sind sie nicht mehr zu halten. Jedermann muß wieder hinauf ins grünende prangende Gebirge.

Wie gern hätte ich unter diesem spartanischen Bergvolke länger verweilt, und seine Sitte und Art noch besser erkundet! Allein mein Münchener Urlaub näherte sich dem Ende zu, und mein Weg führte nun bereits zu den Gränzen der Sphakioten. Er lief zu Füßen der hohen Gebirgsmauer über sanfte Breiten am Meere hin, eine angenehme Abwechselung nach den langen halsbrecherischen Gebirgspfaden. Wir kamen über Komitades, und nach etwa zwei Stunden bis dicht vor den Burgring von Frankokasteli. Diese Schloßfestung hatte in ihrer weißen Tünche uns schon lange über dem Meer entgegengeglänzt, und jetzt zeichneten sich in der Dämmerung ihre Umrisse gar schön über den stillen Fluthen.

Von hier wendete sich der Weg ins Gebirg nach zwei Dörfern, welche durch eine Schlucht geschieden und die schönsten waren, die ich bisher in Kreta gesehen. Das eine heißt Patsignos, das andere Kapodasos. Im letztern stiegen wir ab vor dem Hause des reichsten Bauern, der sich aber neben seiner alten Wohnung noch eine kleine Villa erbaut hatte mit schönem Saal, an dessen Langwand der breite rothe Divan entlang lief. Am Eingang empfing er uns, und seine junge Frau stand neben ihm. Und was sah ich, als ich in den Saal trat? Zwei große Lithographien aus Deutschland hingen in Goldrahmen an der Wand. Das eine Bild war Kaiser Wilhelm hoch zu Roß, das andere stellte Napoleon III vor, wie er ihm bei Sedan den Degen übergibt. Wer hätte das hier in diesem weltverlorenen Sphakiotenwinkel vermuthet! Mit bittern Worten aber erging sich unser Wirth über das eigensüchtige und betrügerische Frankreich. Die Kreter wissen ganz gut, wo ihre wahren und wo ihre falschen Freunde sind.

Nun wurde es bald lebendig in und vor dem Hause. Verwandte und Nachbarn kamen herbei, und alle begrüßten den Kaimakam ebenso herzlich als ehrerbietig. Auch hier hatte die Regierung offenbar eine sehr glückliche Wahl getroffen; denn dieser

Kaimakam schien nicht minder geliebt zu sein, als der zu Kantanos von den Selinioten. Von jeher aber schickt man in die Sphakia einen Kaimakam, der nicht auf Kreta geboren. Mit Vergnügen sah ich nun, wie viel hochgewachsene Männer und stattliche Frauen es hier gab. Als die Schönste erschien offenbar unsere junge Wirthin, ein reizendes Gesichtchen, aber es war etwas Herbes und Stolzes in allem, was sie that oder sprach, und sie schritt beständig einher mit so gerader Haltung, als hätte sie in Berlin unter der Garde gestanden. Auch alte Frauen zeigten sich von auffallender Schönheit, und ich meine, solche sieht man nirgends so viele als auf den griechischen Inseln. Es gibt nämlich eine seelische Schönheit, in welcher ein langes Leben von Glück Leiden und Ergebung sich abspiegelt, und zwar nirgends so fein und rührend als im Antlitz einer edlen Greisin.

Unser Wirth bekundete ein Gemisch von Herzlichkeit und bäuerischem Selbstgefühl. Es schlug ihm ohne Zweifel das Herz vor Freude, den Kaimakam, einen fremden Herrn aus Deutschland, und einen Regimentsarzt zu beherbergen. Aeußerlich aber bewahrte er streng seine ernste Haltung, und gab seine Befehle still und unmerklich, wie ein Fürst. Daß er im Aufstande Kapitän gewesen,

war selbstverständlich, und wurde ihm nicht nachgetragen. Denn das ist schön von den Türken: haben sie einmal mit Jemand Frieden geschlossen, dann halten sie den Frieden auch.

Vor dem Hause brannte ein großes Feuer, dort handhabten die Männer die hölzernen Bratspieße. Ein Lamm und ein Spanferkel steckten daran und wurden über glühenden Kohlen hin und her gewendet. Ich that auch einen Blick in die offene Küche, wo die Frauen schafften. Da floß das Oel nur so. Wie bei uns keine Großbäuerin sich wohl fühlt in ihrer Küche, als in einem Ueberfluß von Schmalz und Eiern, so muß hier das Olivenöl herhalten. Jede kretische Haushaltung braucht die Woche ein paar Maß davon.

Endlich war das Gastmahl fertig. Nur der Hausherr setzte sich mit den drei Gästen zur Tafel, nur die Hausfrau durfte auftragen. Zuerst erschien eine Reissuppe, durchsäuert von Zitronenschnitten, dann fettes zerhacktes Lammfleisch, dann ein Kuchen mit zartem Käseschaum, darauf kam das gebratene Spanferkel, endlich ein sehr süßer Milchbrei und Nüsse und Orangen. Dazu wurden zwei verschiedene Arten Brod gegeben, die eben erst — denn das gehörte auch dazu — frisch aus dem Ofen kamen. Das Allerbeste aber war der Edelwein,

der zwei Stunden oberhalb im Gebirge, im Kalikrati, gewachsen war. Daß wir von der Tafel vor Mitternacht nicht aufstanden, kann sich Jeder wohl vorstellen. Ich hatte das Vergnügen, wieder deutsch zu sprechen, und der Kaimakam schwelgte in schönen Erinnerungen an Wien. Dabei lauschte ich wie die Sphakioten die liquiden Buchstaben verwechseln, und z. B. regelmäßig statt καλος sagen καρος. Sonst sollen sie von allen Kretern noch am meisten Altgriechisch sprechen. Spät Abends kam noch von Sphakia ein Bote mit Briefen und Zeitungen an den Kaimakam: diese waren von 3. Mai aus Konstantinopel, und wir zählten erst den 18. — doch auch ein hübsches Zeichen, wie rasch der große Weltverkehr fortschreitet, und selbst schon an die abgelegene Sphakioten-Küste regelmäßig seine Wellen treibt.

XX.

Einsame Küsten.

Am Morgen nach dem Gelage bei dem Sphakioten-Häuptling wachten wir alle Drei etwas verstört auf: wir hatten keinen Augenblick recht geschlafen. Ich weiß nicht, war uns der Wein doch zu stark gewesen, oder hatte er uns zu gut gemundet? Der Hausherr aber erschien wie immer ernster Miene und klaren Blicks, und die junge Wirthin, als sie die blasse Verheerung auf des Kaimakam Antlitze bemerkte, warf mit einem köstlich spöttischen Zug die feinen Lippen auf. Das ganze Haus war längst auf den Beinen: dieses kernige Volk pflegt auch im Sommer mit der Sonne aufzustehen.

Zum Unglück kam der Doktor auf den Gedanken, wir müßten neue Pferde nehmen und die

unsrigen nach Kanea zurückschicken; denn diese würden uns nimmermehr auf den Ida tragen. Ali stimmte ihm bei, und murmelte etwas vom Homalo und Teufelswasser. Nun wurde das ganze Dorf durchsucht, und mit dem Verhandeln ging wieder eine schöne Zeit hin, und am Ende wurden doch nur zwei Pferde aufgetrieben, die besser als unsere eigenen. Mit der Pferdezucht scheint es bei den Sphakioten nicht weit her zu sein, ihr Vermögen steckt hauptsächlich in den Schaf- Ziegen- und Rinderheerden. Es gibt wenige Reiche unter ihnen, und auch Diese darf man höchstens auf zehn- bis fünfzehntausend Gulden schätzen. Ich nahm schließlich die Landkarte zur Hand, und entschied: wir wollten in kurzen Tagreisen den ersten Tag bis Kloster Preveli acht bis neun Stunden, den zweiten ebensoweit bis an den Ida reiten, und am dritten sehen, wie wir zu Fuß auf seine Spitze kämen, damit unterdessen die Pferde einmal 36 Stunden Ruhe hätten, dann würden sie die beiden letzten Marschtage nach Kanea zurück noch aushalten.

Mit herzlichem Händedruck schieden wir von unsern Gastfreunden, und der Bey sah uns sehnsüchtig lange nach. Ich zog dahin zum lebenerfüllten Europa, er mußte zurück in seine sphakiotische Einöde, wo es nichts als wilde Felsen und ernste Ge-

sichter und keine witz- und schönheitfunkelnden Wiener Ballfeste gab.

Unser Weg ging zuerst durch die kleine Ebene von Franko Kasteli, die so viel Blut getrunken, und zog sich dann in die Höhe um ein kleines Vorgebirg und wieder um ein kleines Vorgebirg. Dicht unter uns hatten wir die malerischsten Vordergründe, und dahinter ragten landeinwärts hohe Kuppen und Ketten in zart bläulichem Duft, und dazwischenhinein schnitt das stahlblaue Meer, von dessen Hauch und Anblick man eine energische Zuströmung empfand. Verflogen waren die Dünste der Nacht, und das prangende Gebirge, die blitzende See, und die Himmelsheitre lachten ins Herz hinein.

Das ist so herrlich auf den großen Reisen: man mag sich noch so dumpf und verstört fühlen, — nur ein paar Stunden zu Pferd in wildfremder Einsamkeit, wo man auf- und umschauen muß, und gleich hat sich die Frische in Hirn und Nerven ersetzt und erneuert. Man kräftigt sich Tag für Tag, ohne es zu wissen. Da hängt man wochenlang vom Morgen bis Abend auf seinem Pferd und träumt und ruht sich aus, während die großen landschaftlichen Bilder vorüberziehen, und leise leise tränken sich Geist und Seele mit neuem Lebensäther bis in's Innerste.

Kamen wir nun durch die Felsgeklüfte wieder ans Meer, wie reizend war da das Spiegeln und Spielen der Wellen am Gestein, ihr heimlich Glitzern zwischen dem Ufergebüsch! Nirgends waltet Naturzauber mächtiger, nirgends faßt er ahnungsreicher das Gemüth an, als in dunkeln Waldestiefen oder in Felsenwildniß an öder Seeküste. Wenn da stillste Einsamkeit alles umwehte, unten an dem Felsenschliff die Meereswoge glitt und glomm im Wiederschein zarter Regenbogenfarben, wenn da oben die Ränder des Vorgebirges etwas wie ein heller Lichtschein umwitterte, — da mußte ja in den Menschen eine Ahnung erwachen, als stiegen mit krystallenen Gliedern die Meerjungfrauen empor und schwebten dort im Tanz auf den luftigen Höhen. Und wenn die Sonnengluth Gebirg und Küsten erfüllte, dann verloren sie sich in die dunkelnde Grottenkühle, und dann war alles noch stiller und erwartungsvoller, bis die schöne stille Mondnacht sie wieder zum Tanzen und Schweben emporrief, und aus den Bergforsten die Waldnymphen neugierig herbeischlichen, sich zu den Nereiden zu gesellen.

Zieht man so tagelang dahin in tiefer Einsamkeit durch des Griechenlandes Bergwaldungen und Steingeklüfte oder an den prachtvoll wechselnden Küsten hin, da wird Einem ganz von selbst die

homerische Götterwelt lebendig, und wäre sie noch nicht ausgedichtet, halb unbewußt würde man daran mitschaffen.

Wir umzogen nun immer Vorgebirge nebst den Buchten, welche tief ausgerundet sie trennten, hatten aber beständig vor uns hohe Bergrücken nahe und fern. Oeffnete sich breiter eine Schlucht, so fesselte das Auge die ruhige Majestät des Gebirges. Jedoch wurde es faßbarer und anschaulicher, je weiter wir uns von der unwirthbaren Sphakia entfernten.

Im letzten Kriege ging das Wort „Korakos“ bei den Aufständischen öfter von Mund zu Mund. Dieser Hafenplatz, an dem wir vorbei kamen, war es, wo gewöhnlich der griechische Blokadebrecher anlegte, das „Teufelsschiff,“ wie ihn die Türken nannten, weil sie den kleinen Dampfer nirgends abfangen konnten. Im nahen Dorfe Rodakinon, das aus dem Grunde einer breiten und rasch sich zuspitzenden Schlucht hervorblickte, lag unaufhörlich ein Posten der Aufständischen, und schaute mit Begierde aufs Meer, ob das gebenedeiete Schiff nicht wieder Munition und Lebensmittel bringe. Denn nicht die türkischen Kugeln und Säbel, nicht die endlosen fliegenden Märsche bei Angriff und Rückzug, nicht die allzeit Miene machende und ewig mit ihrer Hülfe zögernde Politik der Großmächte, — das alles war

es nicht, was den Widerstand der Kreter zuletzt gebrochen hat. Nur dem Hunger und den langen Leiden im Hause und in der Seele erlag das tapfere Volk. Man stelle es sich doch einmal vor, welch eine furchtbare Leidenschaft im Herzen wüthen muß, bis Männer den Entschluß fassen, Weib und Kind, damit sie nicht Hungers sterben, außer Landes zu schicken, selbst aber im Lande zu bleiben und für die geliebte Heimath zu kämpfen mit des blutigen Feindes und des bleichen Hungers Schrecken.

Nicht weit von Korakos machten wir Rast bei einem kleinen Wasserfall, der „das Rebhühnerwasser" hieß. Etwas mehr unten stand ein Kirchlein des h. Anton. Es war ein kühles busch- und rankenüberhangenes Oertchen am plätschernden Wasser. Kein Mensch zu sehen, kein Thierlaut zu hören in der tiefen Einsamkeit. Nur die Geier sah man in der unermeßlichen Aetherbläue hängen: öfter senkten sie sich, und es schimmerte in der Sonne ihr lichtbraunes Gefieder bei schwarzen Flügeln.

Als ich zu dem verlassenen Kirchlein hin ging, fand sich in dem klaren Bächlein, wo es zum Meer auslief, noch eine Kanonenkugel. Die Türken hatten, um die Insel zu blokiren und das Absegeln der Frauen und Kinder zu hindern, ihre Fregatten möglichst nahe an die Küste gelegt, und feuerten

sofort, wenn sich am Land etwas blicken ließ. Sie führten auch Landungstruppen an Bord, die von Zeit zu Zeit ausgesetzt wurden, um eine Ortschaft zu überfallen, in welcher man Männer mit Flinten vermuthete. Unser Zaptieh, ein Grieche — Janakis „Hänschen" hieß er — erzählte mit funkelnden Augen, wie er bei den Aufständischen gewesen und wie sie bei dem Rebhühnerwasser ein Gefecht mit den Türken gehabt, welche zuletzt, als alle die Christen eilig von den Bergen heruntergestürmt, die Flucht ergriffen und gar schöne Pferde zurückgelassen hätten. Mit ganz besonderem Vergnügen schilderte er, wie sie zwischen den Steinblöcken verborgen ihre Feinde, wenn diese sich in langen Linien über die Küstenberge hinzogen, weggeschossen wie Spatzen vom Dach. Die Getroffenen seien kerzengerade in die Höhe gesprungen, in der Luft aber hätten sie einen Bückling gemacht.

Man erzählt das alles noch, als wäre es gestern geschehen und könnte morgen so wieder kommen. Türken wie Griechen scheinen, wie ich bereits bemerkte, die Aufstände wie eine Art Gewitter zu betrachten, die von Zeit zu Zeit losbrechen müssen und denen es ganz unmöglich ist auszuweichen. Ist der Krieg vorbei, die Amnestie verkündigt, dann kommt ein junger Bursch von den Bergen und

nimmt Dienst bei dem Pascha als Gendarm, und zweifellos thut er auch seine Pflicht, solang er in Diensten steht. Hinwieder kümmern sich die Türken nicht das Mindeste um die Klöster, obwohl sie wissen, daß diese die geheimen Herde des Aufstands bleiben. Bricht der Aufstand wieder aus, so schlagen sie Mönche und Priester wie Ratten todt. Großmüthig, ritterlich, unbekümmert läßt der Türke Jedermann seine Wege gehen: auf dem Schlachtfelde schießt er die Verwundeten todt, damit er sich mit ihnen nicht zu schleppen braucht. Es gibt kein Volk in der Welt das sich für gewöhnlich so wenig mit Logik beschäftigt, dem sie aber so rasch und grausam vom Hirn zur Hand fährt, wenn es in Noth ist.

Dieser Zustand der Dinge wird sich im Grunde niemals ändern, weil er sich eben nicht ändern kann. Die Türken müßten, sollte es auf ihrem Gebiet anders werden, unsere Kultur annehmen, daß heißt mit andern Worten: sie müßten aufhören, Türken zu sein, und darin steckt eben die Unmöglichkeit. Denn sie müßten sich ihrer Nationalität entäußern und zugleich ihrer Religion. Beides ist auf das Innigste und Hartnäckigste mit und in einander verschmolzen, es sitzt ihnen in jedem Nerv und Glied, in jeder Hirn- und Blutzelle wie angeschmiedet.

Um verständlicher zu machen, wie es mit der Nationalität der Türken so eigenthümlich beschaffen ist, habe ich mir wohl erlaubt, auf ihre uns bekannteren Stamm- und Sinnesverwandten, die Magyaren, hinzudeuten. Diese sind doch schon so viele Jahrhunderte mit deutschem und slavischem Blut und Wesen genährt und versetzt worden, allein bricht nicht die turanische Natur bei jedem Anlaß wieder durch? Können die Magyaren jener sonderbaren Schwierigkeit Herr werden, sich in anderer Menschen Gewissen und Rechtsgefühl hinein zu finden? Weht sie auch nur eine Ahnung an, daß an Ungarns Boden, von welchem sie selbst nur einen Theil einnehmen,. und auch diesen Theil nicht durch ihre eigenen Waffen von den Türken erlösten, auch andere Nationalitäten ein Anrecht haben? Erwächst ihnen nicht aus ihrer angeborenen Herrennatur, die in geistiger Trägheit Andere für sich denken und arbeiten läßt, immer wieder die politische Klugheit und Energie, mit welcher sie auf wahrhaft bewundernswerthe Weise sich Krone und Reich bis jetzt wenigstens bewahrt haben? Von diesen Kleintürken an der Donau schließe man auf die Großtürken am Bosporus.

Bei diesen aber spricht noch etwas Anderes und Gewaltiges mit, das ist der tief innere unbesiegliche

Haß gegen das Christenthum, während ihre magyarischen Vettern nur eine merkwürdige Lauheit gegen dasselbe empfinden. Was soviel beiträgt, das Volk der Türken brav und ehrlich, ihre Soldaten in Lumpen zu Helden zu machen das ist ihr religiöser Glaube. Ihre Religion aber können sie nicht abstreifen: sie herrscht im Divan wie im Harem, sie sitzt ihnen in Knochen und Gedanken. Ihre Religion verbietet ihnen, Christen als den Türken völlig ebenbürtig, also auch als Richter über den Türken anzuerkennen; verbietet ihnen, die großen Wakuf-Ländereien der Moscheen und milden Stiftungen unter christliche Bebauer als Eigenthum zu vertheilen; verbietet ihren Kindern europäische Schulen, ihren Männern europäisch geschäftiges Treiben in Handwerk und Industrie, in Kunst und Wissenschaft, und verbietet ihren Frauen das Verlassen des Harems. Solange nur noch das Eine, der Harem, besteht, so lange gibt es keine Jugenderziehung, keine Aenderung des Erbrechts, und eben so lange ist kein europäisches Beamtenwesen möglich, und ebenso lange fühlt sich kein türkischer Beamter sicher in seinem Amte, und eben so lange muß er bestechen und sich bestechen lassen.

Kurz, es ist reine Thorheit, auf ein gedeihliches Zusammenleben von Christen und Türken in wahrer Rechtsgleichheit und gemeinsamer Kulturentwicklung

zu hoffen. Der Türke kann nur bleiben was er ist, und herrschen muß er um sich seiner Haut zu wehren Weil er aber der Herscher bleiben muß, kann er keine Christen in seine Heere aufnehmen, und kann nimmermehr den Christen als seinen gleichberechtigten Mitbürger betrachten. Und weil er selbst die Geld- und Kulturmittel, die jedes Staatswesen in unserer Zeit braucht, weder mehr erobern noch selbst erarbeiten kann, so muß er zehren von dem Fleiß und Gut und Blut seiner Rajah. Fortschritt kann in der Türkei nur aufblühen, wo die europäische Kulturströmung ihre Küsten und Gränzen anspült: ein paar Stunden von da ins Innere gibt es naturgemäß nur Stillstand und Rückgang, und kann fort und fort nichts zunehmen, als Elend und Verderben, bis alles menschenleer und trümmerhaft und öde geworden.

Wie aber können wir uns jemals mit einem Volke vertragen, bei welchem es im Grunde als ein religiöses Verdienst gilt, Leute, die seinen Glauben nicht annehmen wollen, zu erschlagen, damit der Widersacher des Islams weniger werden unter der Sonne, und deren Frauen und Töchter zu schänden, damit sie den Lebenskeim nur von einem Moslem empfangen!

Das Klügste wäre, das Türkenvolk sich nach und

nach abzehren und still absterben zu lassen, während europäische Kultur mehr und mehr seine Sitze wie mit einem unzerreißbaren Netze überzieht. Wollten die Mächte mit Gewalt die Türken nach Asien hinüber werfen, so müßten sie es sehr vorsichtig anstellen, oder eine allgemeine Christen-Metzelei ginge dem Abschied der Unholde vom europäischen Boden voraus.

Indem ich über Völkernatur und Völkerschicksal nachdachte, hatte sich der vorher so strahlende Himmel verdüstert und war falb und grau geworden, und das Meer lag da wie eine todte Wüste. Ein Gluthhauch kam von Afrika herüber, dunstige Schwüle legte sich wie Blei auf die Glieder. Wie wenig braucht es in der Luft, um Stimmung und Landschaft zu verändern!

Nicht lange währte es, so wurde die Landschaft grauenhaft. Wir zogen durch zerklüftetes Vorgebirg, und ringsum war alles bleiche Oede. Ein Erdbeben hatte hier die Felsblöcke durcheinander gewirbelt. Man mußte beständig in Angst sein, daß das Pferd bei dem Durchführen Einem nicht auf den Leib stürzte. Am Saume des Meeres aber erschienen die Felsen glatt von den Fluthen ausgeschliffen und unterhöhlt, in abenteuerlichen Gestalten reckten sie sich noch in die Höhe, aber bleich und

grau und schon halb gebrochen mußten auch sie bald zusammenstürzen.

Mir kam dabei zu Sinne das Alt- und Morschwerden von Menschen und Nationen. Die liebsten Jugendgespielen, wenn man sie nach dreißig oder vierzig Jahren plötzlich wieder sieht, kommen Einem wie gespenstisch vor. Eine tyrannische Macht treibt sie dem Alter zu, und ändert und bröckelt und unterhöhlt unaufhaltsam an der Leibesgestalt. Innen mag der kräftigste Wille pochen: gegen das äußere Altwerden hat er die ganze Stärke eines Strohhalms. Wenn nach langem Kämpfen und Irren Herz und Wille endlich fest geworden und der Geist licht und weitumfassend, wenn man sein Bestes erst leisten will, dann hängt sich Schnee ums Haupt, und mit Schrecken übersieht man das kleine Stück, das vom Leben noch vor Einem liegt. Wahrlich, wenn sonst nicht alles drängte zum Glauben an den allliebenden Gott und an ein unsichtbar stilles und ewiges Fortschreiten der Seele, fürchterlich wäre der Gedanke an jene unheimliche Macht, die uns unrettbar zutreibt dem allgemeinen Endelos.

Am Nachmittag, als der Himmel wieder heiterer geworden, machten wir die zweite Rast auf einer kleinen Strandebene unterhalb Myrtos, das oben im Gebirg über einem Walde von Oelbäumen lag.

In die breite Schlucht dieser Ortschaft konnte man tief hineinsehen. Ich bemerkte hier, daß unser Naturbursche Ali sich um den Kopf ein Tuch gewunden hatte, zwischen dessen Falten ihm die Haarbüschel hervorstanden. Er war bisher mit bloßem Haupte gereist, weil auch er seine kleine Eitelkeit hatte. Während nämlich alle Welt das Haupt sorgsam umhüllte, wollte Ali von der Natur bevorzugt sein, weil sein dichter Haarwald ihm Schutz genug gegen die Sonne gewähre. In der dumpfen Schwüle war ihm wahrscheinlich der Kopf jetzt heiß geworden, und da hatte er ein altes Tuch zum Schutze hervorgesucht, obwohl die Sonne nicht stach.

Während wir dem Speisekorb zusprachen, zeigten sich auf dem Flüßchen, an welchem wir lagerten, Wasservögel. Der Doktor und ich griffen zu den Flinten, und ich schoß ein schwarzes Wasserhuhn mit grüngelben Füßen und schwarzem Schnabel. Als ich den Vogel aber aufnehmen wollte, flatterte er in niedriges ganz unbedeutendes Gebüsch, und dieses erwies sich so stachlicht und widerhaarig, daß ich bald vom Eindringen abstand und lieber die Beute, als etwas Anderes aufgab. Noch am nächsten Tage schmerzten mich die Stiche und Ritzen. Jagd bietet sich gar leicht in den offenen Wildnissen des Orients: ist man aber dabei, so finden sich überall

kleine Haken und Gebrechen. Und was will eine Jagd viel heißen, wo auf viele Tagereisen in der Runde kein lockendes Wirthshaus steht zum Stelldichein der Jagdgenossen? Volle Jagdlust gibt es nur in den hallenden Bergwäldern des lieben Deutschland.

Wir kamen nun noch an kleinen Seebuchten vorbei, welche sich als die schönsten natürlichen Häfen darböten, wenn nicht beständig die wilde afrikanische See anrollte. Die ganze lange Südküste Kretas ist für die Schifffahrt wie eine unwirthbare Barre. Im Alterthum gab es dagegen auch im Süden der Insel mehrere besuchte Hafenplätze, wie Lissos, Suia, Tarrha, Hierapytna. Warum sind sie jetzt verschwunden? Ich kann mir keine andere Ursache denken, als daß die Waldung im Gebirge verschwunden ist. Als die Insel noch ihre großen Waldungen besaß, hatten die Flüsse stätigen und tiefen Wasserlauf, und gewährten die Flußmündungen den kleinen Schiffen gute Einfahrt. Jetzt aber sind diese Mündungen von Sand- und Schotterbänken verschlossen.

XXI.

Preveli.

Eine Stunde etwa hinter Myrtos kamen wir vom Meer ab, und ritten in ein prachtvolles weites Hochthal hinein. Zu beiden Seiten hoben sich gewaltige Bergmassen empor und waren herrlich grün bis über ihre Mitte hinauf. Oben im Thale lag das Dorf Levkogia, und die Bewohner standen zu malerischen Gruppen versammelt, alle schon in hellbunten Festtagskleidern und behaglichem Nichtsthun. Denn morgen war das St. Johannisfest, und das vornehmste St. Johanniskloster das nahe altberühmte Preveli. Wir erfuhren, dort oben feiere man morgen sein größtes Fest im Jahre, und die Leute kämen dorthin von weit und breit. Schon zog mit uns eine Menge dem Kloster zu, öfter Herr und Frau zu Pferde und ein laufender Diener dabei.

Da diese Vorfreude des Festes auf allen Gesichtern zu lesen war, so verlieh uns das neue Kräfte. Wir konnten sie auch wohl brauchen. Es gab noch einen harten Weg, steil am steinigen Berghang empor zur Rechten hin, denn das Kloster liegt hoch über dem Meere. Endlich war seine Höhe erreicht, und verwundert schauete ich mich um. Wir befanden uns auf einer grünen Platte, die zahlreiche Wallfahrer belebten. Vor uns erhob sich aufgethürmt das weiße Kloster, schaarenweis zogen die Pilger in die weit offene Pforte hinein.

Es waren bereits ein paar hundert Menschen angekommen, und die Pferde standen hier und dort im Baumschatten und ließen die Köpfe hangen. Nicht ein einziges, das seinen Gerstenbeutel hatte, nicht ein Körnchen Getreide gab es für unsere etwas mitgenommenen Thiere. Selbst im fruchtreichen Kreta ist die nachlässige Behandlung der Reit- und Zugthiere landesüblich. Wenn diese Geographie verständen, so würden die einen wünschen, über die Alpen- und Balkanlinie nach Norden zu kommen, die andern möglichst weit von ihr weg zu bleiben. Denn südlich dieser Linie beginnt für sie das Land der Schläge mit Hungerkost. Da ich nun, wenn unsere Pferde nicht ordentlich ihr Futter bekamen, ihnen den nächsten Tagesmarsch nicht zumuthen durfte,

so war guter Rath theuer. Endlich schaffte ihn der gütige Klosterabt: er schickte Ali und einen andern Burschen mit dem Zaptieh auf ein Gerstenfeld, wo sie von den Aehren, die am 19. Mai schon ziemlich gereift waren, ein paar Säcke voll abmäheten.

Nun kamen auch die Andern herbei und wollten von unserem Vorrath haben. Es blieb mir nichts übrig, als den Zaptieh zur Wache daneben zu stellen. Er klagte mir am andern Morgen, wie er die ganze Nacht keine Ruhe gehabt: Einer nach dem Andern sei gekommen, um mit Güte oder List, ja mit Gewalt sich von unserer Gerste zu holen.

Uns ging es unterdessen um so besser. Dicht unter dem Kloster liegt ein schöner Garten, er hängt wie über einem ungeheuren Abgrunde, und man sieht aus dem dichten und würzigen Grünlaub hinab auf die unermeßliche Schimmerfläche des Meeres, auf welcher die blauduftumschwebten Inseln und Vorgebirge, das große und kleine Gaudos und Parimadia Melisso und Lithinos nur so aufstanden, als hätte man sie hinausschwimmen lassen, damit die feierliche Größe und Erhabenheit der Landschaft auch ihren lieblichen Schmuck erhalte. Drüben lag unabsehlich ausgebreitet die goldene Fruchtebene der Messara. Die Aussicht ist wunderbar groß und schön, um so weitlichter, als man

aus den reinen Lüften einer Hochwarte hinabblickt. Tief unten über den Klippen liegt die alte St. Johanneskirche, aber selbst diese schon tausend Fuß über dem Meere, und rechts und links fallen die Blicke hinunter in die bleichen Felsentiefen der Küste.

Als ich vor der Klostertreppe abstieg und mir plötzlich diese Herrlichkeit ringsum entgegenleuchtete, welch ein selig Beben, welch ein jubelndes Entzücken durchflog mich! Noch jetzt denke ich daran mit Erregung, wie denn von jeder Reisefahrt mir solch unvergeßliche Augenblicke so schwer wiegen, wie alles Uebrige, was den langen Tag hindurch ich sah und erlebte. Jene erste Sekunde, wo man auf einen hohen Platz tritt und plötzlich sich eine gewaltige lichte Landschaft in die Seele drängt, jene erste Sekunde — ist sie vorüber, alles was man noch schaut und in sich aufnimmt, kommt nicht entfernt ihr gleich. Ich mochte jetzt unter den schattigen Blüthenbäumen mir die reizendsten Punkte aussuchen, schwelgerisch mich ergeben diesem Hochgenuß des Schauens, jene erste Wonne war und blieb verflogen.

Aber ist es nicht immer so im Leben? Ein einziger Blick des Erkennens, ein Blitz des Entzückens und leidenschaftlicher Liebe entscheidet. In dem einzigen Augenblick liegen Jahre und Jahrzehnte, und daran zehrt man Jahre und Jahrzehnte.

Es ist etwas Reales darin, ein Born, der sich niemals erschöpft: denn aus dem einzigen köstlichen Augenblick strömt immer wieder neues Glück hervor. Und doch war's nicht eine Sekunde, nicht ein Zehntel davon. Was ist denn Zeit, wenn jener flüchtige Augenblick doch so lange Wirklichkeit ist? Und gibt es nicht wieder lange Zeiten, wo man ganz behaglich und zufrieden lebt, alles geht seinen glatten Weg, an jedem schönen Morgen beginnt man wieder die freundliche Gewöhnung des Tags: — denkt man aber nach ein paar Jahren an solche Zeiten zurück, denkt man über die ganze Reihe hin bis zu ihrem ersten Anfang, wie schwinden sie zusammen, als hätte man nichts erlebt und als wären all die Jahre kaum da gewesen? Was ist denn Zeit?

Als ich jetzt in den Baumgängen dahin schritt und die Sonne das weite Meer unter mir mit glührothen Lichtern, dann mit sanften Gluthen übersäete, mußte ich lächeln, daß einige Stunden vorher, dort auf dem Küstenweg zwischen dem bleichen Felsgeklüfte, das Altwerden mir so unheimlich vorgekommen. Jetzt aber standen lebhaft vor mir mit ihren tiefklaren Augen die geistgewaltigen Männer, an deren Anblick das eigene schwache, in ewigen Zweifeln befangene Vermögen sich erbaut und gestählt

hatte, Varnhagen, Leopold v. Buch, Humboldt, Gauß, Thiersch, Klenze, Kaulbach und andere. Wie mächtig und rastlos hatten diese Männer geschafft! Und war denn nur einer unter ihnen, dessen Muth das Alter niedergebrochen? Waren sie nicht alle noch bis zu ihren letzten Tagen licht und schöpferisch und stark in ihrem Geiste? Der edle Firnewein war durch Alter nur milder geworden, die alte Feuergluth darin nicht schwächer. Müder wurde der Leib, über der Seele aber lag etwas wie stille feierliche Erwartung. Und kannte ich nicht noch viele, sehr viele ähnliche Greise unter Beamten und Offizieren, Geschäftsleuten und Bauern und den eigenen Verwandten? Wohl konnte die Zeit über den Körper dieser Männer Gewalt üben und zuletzt ein Aederchen sprengen in Hirn oder Brust, daß die Leibeskraft zusammenknickte und es aus war mit ihnen. War es aber wirklich aus? Hatte denn die Zeit über ihren Geist Gewalt gehabt? Müßte das geistige Ich zu Grunde gehen wie das körperliche, so würde das eine wie das andere bei fortschreitendem Alter gleichen Schrittes abbröckeln, ermatten, absterben. Denn solche Dummheiten gibt es nicht in der Natur der Dinge, daß von einem organischen Wesen der eine Theil vor Alter abstirbt, während dem anderen Zeit und Alter nichts anhaben

können. Daß also etwas von uns fortlebt, müssen wir wohl schließen, — wenn wir nur wüßten, wie und wo? —

Da inzwischen Abenddunkel sich senkte, kam ein Klosterbruder — man könnte selbst einer werden an so paradiesischem Orte — und rief mich zum Nachtmahl. Es setzten sich zu uns der achtzigjährige Bischof der Sphakia, der Klosterabt, der ein noch junger höchst stattlicher Herr von ungewöhnlicher Bildung, ein Effendi, welcher Tribunalsrath gewesen, und noch ein paar Herren. Den Prälaten mußte ich wieder zuerst von Döllinger erzählen, nach ihm war ja immerfort die erste Frage, wenn ich zu bedeutenden griechischen Geistlichen kam. Die Stimme des greisen Präsidenten der Münchener Akademie über die Kirchenvereinigung hallte über den ganzen Orient hin, und zündete in den Klöstern und Kirchen der Griechen. Gegen den römischen Hochmuth der Papstkirche, der so unsägliches Elend, auch den zweimaligen Niedergang unseres Volkes im dreizehnten und siebenzehnten Jahrhundert, verschuldete, ist der Haß der Griechen noch so frisch wie am ersten Tage. Die alte eisige Starrheit ihrer Kirche aber beginnt in unsern Tagen ganz leise zu thauen, und Döllingers Wort war ein Frühlingsschein.

Es geht wieder eine eigenthümliche geistige Reg-

samkeit durch die neugriechische Welt. Das große Schul- und Studierhaus in Athen sendet jedes Jahr Hunderte von jungen Männern aus, und die griechischen Zeitungen, die jetzt regelmäßig auch in die ärmsten Klöster kommen, beleben fort und fort die Theilnahme an allem, was in der Welt geschieht.

Nach Döllinger kam in den Klöstern in der Regel König Otto an die Reihe, ich mußte von seinen letzten Tagen erzählen. Soweit Griechen wohnen, gibt es jetzt keinen Namen, der populärer wäre, als der König Otto's, man sieht sein Bild fast auf jeder Cigarrentasche. Es ist ganz wie im Alterthum: die Griechen vertreiben ihre braven Männer, und nach dem Tode errichten sie ihnen Standbilder. Nun kam natürlich auch die Rede auf deutsche Politik und Zustände, und immer wollten die Herren noch mehr davon wissen. Hat man früher sich mit der Natur und Geschichte gerade unsers Landes sehr obenhin beschäftigt, so will man beides jetzt auf einmal wissen und erschöpfen, und nun erscheint den Leuten alles ebenso großartig, als es ihnen neu und unbekannt ist. Die Griechen lassen es sich einmal nicht nehmen, daß die große Erschütterung des Jahres 1870 nachwirkend auch für sie eine Veränderung bringe. Wie oft ist mir vorgehalten worden: das Wiederaufsteigen des Reiches Karls des

Großen und der Hohenstaufen bedeute religiöse wie politische Erneuerung für den ganzen Welttheil, und wir Deutschen müßten daran und sie schaffen, wir möchten wollen oder nicht.

Während des Redens und Schmausens — die Geistlichen aber hatten noch Fastenkost — kamen wir wieder so in ein kleines heiteres Gelage hinein: diesem Schicksal sollte ich auf dieser Insel einmal nicht entgehen. Ich schlich mich zwischendurch aus dem Saal und ging hinunter. Da waren alle Plätze noch mit Leuten angefüllt, die zum Feste gekommen: es waren immer mehr geworden. Die Frauen schliefen in langen Sälen, die Männer in den Höfen und auf den Plattdächern, Kinder sah ich sehr wenige. Gegen Hundert hatte an diesem Abend das Kloster gespeist, zwar noch mit Fastenspeise, jedoch reichlich.

Viele waren noch wach, und der Nachtwind mischte die leisen Schallwellen ihres Gespräches mit den würzigen Düften des Gartens, in welche Gebirgs- und Meeresfrische einspielte. Der Mond schwebte in klarer Bläue, und sein friedliches Licht floß hernieder auf die Gruppen der Schläfer und auf die weißen Klostergebäude, die sich seltsam ausnahmen, mochte man sie gegen das dunkle Gebirge

sehen oder gegen die See, deren stille Fläche hier und dort ein heimliches Glänzen unterbrach.

Am Festmorgen früh um vier Uhr war schon alles in der Kirche gewesen, und als ich die Stiegen herunter kam, die aus dem Kloster auf den Platz vor der Kirche führten, zog die lange Prozession daher im höchsten Gepränge. Welch eine Augenweide. Nicht gerade Perlenketten weiblicher Schönheit, ich glaube sogar, unter einer ähnlichen Menge Landvolks würde man in Deutschland viel mehr zarte und anmuthige Gesichtchen wie von Milch und Blut erblicken, gewiß aber nicht so allgemein verbreitet die volle Wohlgestalt des Leibes, das gefällig Glatte und Schlanke der Bewegung, und einmal sicherlich nicht diese dunkeln großen Gluthaugen mit der schwarzen Haarespracht darüber und des Busens Hochwölbung darunter.

Um acht Uhr begann die lange Singmesse, und die Kirche war inwendig und auswendig von Myrtengrün und Oleanderroth geschmückt. Da sie aber zu klein war, so stand die größte Menge Leute draußen. Bald hörten sie andächtig den Meßgesängen zu, bald wurde leise gescherzt und gelacht, und nicht wenige ergingen sich behaglich im Genusse der Aussicht auf die strahlende Meeresbläue, die mit Inseln und Landzungen über die tiefer liegenden Orangen-

gärten herüber lachte. Das ging so, wie ich hörte, bis zum späten Nachmittag, die religiöse Feier wurde nur durch Mahlzeiten unterbrochen. Im christlichen Orient besorgen die Priester vollends alles, was zum Gottesdienst gehört, die Gemeinde hat nichts zu spenden, als einige fromme Geberden nebst den Opfergroschen. Um so lieber aber sind den Griechen ihre Kirchenfeste. Wir in Europa können uns kaum vorstellen, welch ein nationaler Zauber in solchen Festen liegt, die man begeht dem Volks- und Glaubensfeind ins Angesicht.

Die Volksmenge war auf mehrere Hundert gestiegen, und ein Jeder empfing seinen reichlichen Antheil Fleisch und Brod und Artischocken-Gemüse. Ungeheure Töpfe hingen in einem Hofe über mächtigen brennenden Holzscheiten, der Backofen für das Brod hatte die Größe einer kleinen Kammer, und die grobbehauenen unbeweglichen Holztische, an denen all das Volk gespeist wurde, erinnerten mit den rohen Bänken und klotzigen Schemeln an unser frühestes Mittelalter, wo es noch keine Bücher gab, als ein paar Pergamentblätter oder gar nur Wachstafeln unter schweren Holzdeckeln. Wahrscheinlich wurde es mit den Vorzügen der Geschlechter damals auch bei uns so gehalten wie hier: Nachts kamen die Frauen in die Säle und die Männer

auf die Höfe, bei Tag aber konnten die Frauen, welche draußen das Ihrige aus der Hand aßen, zusehen, wie sich drinnen die Männer labten an Wein und fettglänzender Speisenfülle.

XXII.

Pistagi.

Das griechische St. Johannisfest auf Kreta, die Menge Menschen, welche es zu feiern nach dem Preveli-Kloster kamen, die Art und Weise wie sie bewirthet wurden, das ganze mittelalterliche Kirchenfest, dem ich beiwohnte, versenkten mich in die Betrachtung der ersten Zeiten des Christenthums, und wie und warum dasselbe an dieser Stelle stillzustehen scheint, an jener in seiner ewigen Entwicklung ein paar Schritte weiter macht.

Aecht mittelalterlich erschien mir auch die Bewirthschaftung eines Klosterguts, einer Metoikia, an welcher wir bei dem Herunterreiten von der Klosterhöhe vorbeikamen. Der Verwalter trat uns entgegen mit einer Flasche Raki und einem Teller

voll Mandeln, und ließ mit Bitten nicht ab, bis wir absaßen und auf ein paar Minuten bei ihm eintraten. Woher wir des Weges zogen, standen Christen in kleinen Gruppen, mit Feierkleidern angethan und mit Festfreude in den Gesichtern. Wieder trat mir lebhaft entgegen, welch große Wohlthat die Griechen doch an der christlichen Kirche besitzen. In einem Lande, wo die nackte Selbstsucht regiert mit roher Gewalt und mit tausend teuflischen Listen, führt die Kirche allein ihnen edlere Ideen entgegen, erfüllt mitten in Noth und Kümmerniß ihre Herzen an wiederkehrenden Tagen mit höherer Freude, und hält sie aufrecht, damit sie nicht versinken in das Dämmerleben ihrer türkischen Nachbarn.

Als wir nun ins Thal hinabkamen, erblickten wir wohlgebaute Brunnen und Brücken und stattlichere Häuser, und freuten uns schon, daß die langen steinigen Bergfahrten jetzt hinter uns lägen. Unvermerkt aber führte der Weg uns wieder ins Gebirge hinein, und wieder hoch über klippige Bergrücken und wieder scharf hinunter in braune Tiefthäler voll Gebüsch und Gestein. Die Sphakioten haben drei Ausdrücke, die Wege in ihrem Lande zu unterscheiden. Sehr gut ist der Weg, wenn auf einem Steilpfade die Wahrscheinlichkeit, den Hals zu brechen, nicht gerade einleuchtet; nicht sehr gut,

wenn dieses Schicksal durch ewiges Herunter vom Sattel und äußerst behutsames Führen des Pferdes sich vermeiden läßt; schlecht, wenn nur das gute Glück Einen retten kann. Von sehr schlechten Wegen habe ich im ganzen Sphakiotenlande niemals reden hören.

Die halsbrecherischen Pfade, auf denen wir jetzt aufs Neue umherzogen, wechselten zwischen allen drei Klassen, und da sie uns immer wieder nach dem Meere hinführten, so ließ ich endlich Halt machen, nahm die Landkarte hervor und suchte mich zurecht zu finden. Es ergab sich, daß mein Gefährte, der Regimentsarzt, alle Orte, über welche unser Weg führen sollte, zwar wohl erkundigt, die Aufzeichnung aber in der Tischlade im Kloster hatte liegen lassen. Der Zaptieh aber hatte früher den Weg mit einem Pascha gemacht, der wahrscheinlich die Christen nicht ausstehen konnte und auf langen Umwegen ihre Ortschaften vermied. Diese öden steinigen Zickzacks ließ er uns alle redlich kosten. Wahrscheinlich dachte er, des Pascha Wege seien auch für uns die rechten.

Endlich ging es hinab nach Kissos und hinter der Ortschaft wieder hinauf, bis wir durch einen Engpaß auf eine runde Hochebene kamen. Da leuchtete uns plötzlich der Ida entgegen: der Schnee

zeigte lange helle Streifen, die bis hoch zum Gipfel hinauf gingen, wo sich alle in einer unabsehlichen Schneemasse vereinigten. Als die suchenden Blicke den Berg niedersanken, schaute ich mich verwundert um; denn die Rundebene stellte in kleineren Verhältnissen ganz den Homalo dar. Nachdem wir sie durchzogen hatten, that sich an ihrem andern Ende ein prachtvolles Thalgelände breit auf, durchglänzt vom klaren Strom und umstanden von ernsten Bergpyramiden. Der Fluß hatte so reiches Wasser, daß es auf seiner abschüssigen Bahn überall hellweiß durch das Baumgrün blitzte. Wir waren nun in den Vorlanden des Ida, von dessen Höhen ringsum zahllose Wasseradern niederziehen, die sich alsbald zu Flüssen und Strömen vereinigen, welche in breiten Langthälern ringsum seinen Fuß umschlingen.

Der alte Götterberg selbst hob sich gar stolz und herrlich aus seinem Um- und Angebirge hervor, überaus schön gebildet. Von hier aus gesehen erschien er langrückig mit hoher Kuppe, aufsteigend in höchst regelmäßigen Linien. In so reiner ruhiger Majestät erheben sich auf dieser Erde nur wenige Berghäupter.

Das höchst gelegene Dorf am Ida blickte weiß aus einem graugrünen Hain hervor. Als ich nach

seinem Namen fragte und ob wir nicht dort Unterkommen fänden, wollten die Begleiter nicht davon hören und wiesen auf den Thalgrund hin, wo das reiche Kloster Asomatos lag, das zu unserem Nachtquartier bestimmt war. Ich sehnte mich aber nach einer stilleren Herberge, und dachte: je höher diese am Berge liege, um so näher seien wir morgen dem Gipfel.

Wir mußten nun nach Meronas, wo der Kaimakam wohnte, um uns vorzustellen und eine Anweisung nach jenem Dorfe — es hieß Pistagi — zu erhalten. Auf dem Wege dorthin lagerten wir uns an einem Bache, wo ein türkischer Fahnenträger erschossen und begraben war. Auf seinem hohen Grabhügel flatterte an einem Stecken die grüne Fahne; sie war alt und von Wind und Wetter zerrissen; kein Grieche hatte sie dort weggenommen.

Kommt man in eine Ortschaft, so gibt sich schon von weitem kund, wo ein türkischer Befehlshaber wohnt. Es stehen und lungern vor dem Hause Polizeisoldaten umher nebst allerlei Volk, das Geschäfte hat oder der Neugierde und des Müßiggangs pflegt. Denn von schriftlich geheimem Beamtenverfahren ist wenig oder nichts im Schwange: will

der türkische Herr Jemand sprechen, gleich wird dieser persönlich gefaßt und muß vors Brett. Hundertmal für eins handelt es sich um Geld: alles erpreßt, alles betrügt. Der Kaimakam zu Meronas sah jedoch aus wie ein Männchen, das in unsern Schreiberstuben alt und grau geworden. Die Aengstlichkeit stand ihm auf dem Gesicht. Diese kleinen Tyrannen im Innern des Landes empfangen gar selten Besuch, und fällt plötzlich Jemand bei ihnen ein, so gerathen sie leicht in allerlei Sorgen. Um den Sorbet zu mischen, mußte er aber ein ganz besonderes Geheimmittel haben: selten habe ich diesen Trank so gut gekostet. Als nun vom Lande meiner Herkunft die Rede, merkte ich wohl, daß mein Gastfreund in Geographie ungefähr so bewandert war, wie jener türkische Kapitän, der in Malta anlegen sollte. Als er mit seinem Kriegsschiff lange Zeit im Nebel umhergefahren und die Insel nicht finden konnte, kehrte er ärgerlich zurück und erklärte seinem Admiral: „Malta jok" d. h. Malta gibt es nicht. Seitdem ist das türkische Malta jok in Konstantinopel sprichwörtlich, etwa wie bei uns das russische „der Bien muß."

Von Pistagi wollte der Kaimakam anfangs gar nicht hören; ich sollte durchaus zur Nacht nach Asomatos; endlich erhielt ich ein Befehlschreiben an den

Angesehensten des Dorfes, mich zu beherbergen. Da ich meinen Kawassen — sie gehen nämlich gewöhnlich von einem Kaimakam zum andern mit — abgab und meinte: die anderthalb Stunden bis Pistagi sei wohl kein neuer nöthig, erklärte der kleine Mann höchst gewichtig: das gehe nicht an, er sei für mich verantwortlich. Ich mußte wenigstens ein junges Bürschchen annehmen, das sich zum Zeichen seiner Würde eine ganze Patrontasche umhing, mit stolzer Geberde mein Gewehr schwang, voranging und sich alle Augenblicke umschaute, ob bei mir auch noch alles in Ordnung.

Ueber Asomatos, einem bedeutenden Kloster im prächtigen Thalgrunde, kamen wir endlich nach Pistagi, das eine kleine Stunde höher liegt. Der Hausherr, an welchen mein Schreiben lautete, war in die Sphakia gegangen. Seine Frau aber wollte mich nicht wieder gehen lassen. Diese Schande, sagte sie, wolle sie ihm nicht machen. Ihr Vater wurde aus der Nachbarschaft gerufen, ein riesiger Greis, der im letzten Aufstand einen Arm verloren. Einer seiner Söhne war von den Türken gefangen und erschossen worden, einer übers Meer gegangen, und der Alte wußte nicht, wo er sich umhertreibe. Seine Tochter aber, ihrem Erzeuger ähnlich an

Hoheit des Wuchses, war wie eine Penelope stolz und würdig in Haltung und Geberde, ihr Gesicht marmorweiß, prachtvoll das große ernstblickende Auge. In der Zeit des Aufstandes waren diese Ortschaften gründlich ausgekehrt von allem, was des Besitzes werth: nackte Armuth schien auch in diesem Hause noch in allen Winkeln zu haften. Die Hausfrau aber webte Tag und Nacht, um durch den Verkauf von ihrer Hände Arbeit etwas Geld zu bekommen. Ihr großer Schrein war gefüllt mit Hand- und Bett-Tüchern, weiß und weißgelb und alles mit rothen zierlichen Rändern, und ich konnte mich nicht enthalten, etwas zu kaufen.

Nun erschien auch wieder die gewöhnliche Plage des Nachtquartiers in diesen Ländern. Das Haus füllte sich mit Neugierigen, und wer nicht als Freund oder Verwandter Eintritt hatte, blieb draußen stehen und erörterte mit den Nachbarn des Fremden Art und Absichten. Die Frauen hielten sich etwas in der Ferne, und fast eine jede hatten am offenen Busen einen Säugling hängen. Im Orient wird man ungemein natürlich. Eine zarte junge Dame in Konstantinopel erzählte mir: an einem Unglückstage, als gerade ihr Koch ausgewichen, habe ihr Mann einen lieben Gast ins Haus gebracht. Obwohl sie ihr Stündlein

schon voraus gemerkt, habe sie doch Küche und Tisch beschickt, sei von der Tafel aufgestanden und bei dem Nachtisch sei das Kind bereits hineingeschickt worden.

XXIII.

Alte Mythen.

Von dem platten Dach eines Anbaus an dem grauen Steinkasten, aus welchem die Wohnung zu Pistagi bestand, konnte ich in die Straßen der Ortschaft hinabsehen, und als ich mich vergewissert hatte, wo sie hinliefen, stahl ich mich im Halbdunkel fort und kam glücklich zwischen den Häusern weg ins Freie.

Da schwebte der Mond am Ida herauf und füllte das dunkle Thalgelände und die weißliche Ortschaft mit seinem sanften Licht, und die alten Oelbäume, wenn ihr Wipfel sich leise im Windzug bewegten, schimmerten wie mattes Silber. Es war eine wundervolle funkelnde Nacht in heiliger Stille.

Hier, wo der gewaltige Ida wie ein Allherrscher aus Land und Meer emporsteigt und mit seinem Gipfel die ewigen Gestirne küßt, wurde Zeus geboren. Die Idee des höchsten Allvaters, des Alleins des Weltalls, heftete sich an diesen majestätischen Berg, der das Gebirge ringsum zu seinen Schultern nimmt und die ganze Insel und das Meer zu seinem Postamente.

Bei einem solchen Berg, der schon aus den ältesten Sagen sich in dunkeln Umrissen hervorhebt, denkt man unwillkürlich, wie viele Menschengeschlechter in Ehrfurcht zu seinem Gipfel emporschauten, und wie sie an seinen Flanken vorbeizogen, eines nach dem andern gleich Schwärmen von zwitschernden Staaren, ja nur wie Getriebe von Schneeflocken; denn nichts als ein paar luftige Striche in Sage und Geschichte blieb von ihnen übrig.

Die Mythe aber, daß der Götter und Menschen Vater am Ida geboren und erzogen sei, erkläre ich mir aus Kreta's ältester Geschichte.

Von seiner ersten Bevölkerung, den Eteokretern oder Altkretern, wissen wir weder Herkunft noch Sprache noch Art und Sitte. Entweder waren sie von Cyrene und dem Nilland herübergekommen oder aus Syrien und Kleinasien. Ihnen folgten

ihre Stammverwandten, die Phönizier. Diese mußten ja, wenn sie auf ihren Westfahrten an der langen Kreta-Insel vorbeischifften, durch ihre fruchtbaren Gelände und großen Spiegelbuchten angereizt werden, sich dort anzusiedeln. Ihre erste Stadt war Kydonia, und nach und nach dehnten sie sich über die ganze Insel aus. Auch die beiden mächtigsten Städte Gortyna und Knossos, verdanken Phöniziern die Gründung.

Es war das in jenen frühen Zeiten, wo die Semiten ihr großes Weltalter hatten, durch die Könige und Priester in Babylon Memphis und Jerusalem, durch den Welthandel von Tyrus und Sidon. Die Semiten hatten damals die Ehre des Vortritts in der Kultur. Fast aller Orten, wo an den griechischen Küsten hellenisches Leben erblühte und die gemeinen Landleute, die festhielten an ihrer rauhen Lebens- und Denkungsart, jenes altgesessene Bauernvolk, welches man die Pelasger nannte, ins Innere des Landes zurückdrängte, insbesondere auf den Punkten, wo schon im grauen Alterthum Heiligthümer standen und ihre Priester geheimnißvolle Weisheit verkündigten, überall weist dort die Forschung uns auf phönizische Ansiedlungen zurück. Was ist der Stier, welcher die schöne Europa von Asien nach Kreta entführte, anderes,

als der Mythos vom aufblühenden Ackerbau, dem Grund und Träger jeder menschlich schönen Bildung?

Hier nun auf Kreta, wo die Insel gerade groß genug zu einem ansehnlichen, jedoch leicht übersehbaren Reiche, wo das Land so üppig und naturfrisch, wo die See Wellen von drei Welttheilen herübertrieb, entwickelte sich schon lange vor dem trojanischen Krieg ein mächtiger Staat des Welthandels. Was die Semiten später in Karthago leisteten, ganz dasselbe gelang ihnen schon viel früher auf Kreta. Alle Völker, soviel da ringsum wohnten an den Gestaden des Mittelmeeres, richteten ihre Blicke auf Kreta. Hier gab es raschsegelnde Schiffe, welche das Meer von Seeräubern reinigten, kunstreiches Gewerbe, reichgefüllte Bazars, hier gab es auch kluge Gesetzgeber und strengrichtende Könige, Städte voll Frieden und Ordnung. Von Kreta aus gingen Ansiedler nach den griechischen und italienischen Küsten, die sich in kretischer Weise einrichteten, und der Ruhm dieser Insel erfüllte die Länder; denn sie war den Völkern ein Vorbild in städtischer und gewerblicher Einrichtung. Gewiß aber sammelten sich auch damals schon Griechen in den kretischen Städten, und zogen die Insel in die Verbindung und Gemeinschaft ihres Volkes

hinein. Kreta's König Idomeneus war ja mit im Griechen-Heer vor Troja, und so hoch stand er an Macht und Ansehen, daß er den Oberbefehl Agamemnon streitig machte. Dieser Kreter-Fürst hatte von allen die geschicktesten Matrosen und trefflichsten Segelschiffe, er allein brachte all sein Volk von Troja's Ebene nach der Heimath zurück.

Als schon längst rings um Kreta die griechischen Städte und Gemeinwesen blüheten, wiesen noch ihre Weisen und Gelehrten, wenn sie Kulturgeschichte trieben, beständig auf Kreta zurück. Besonders geschah das in zwei Dingen, als sei nämlich dort der Ursprung höherer Religionsideen und tieferer Staatsweisheit gewesen.

Das Erste hatte wohl seinen Grund in dem alten kulturhistorischen Gegensatze der Arier und Semiten. Gleichwie arische Völker ihr Staatswesen ausgliedern, in reicher Mannigfaltigkeit von Fürsten und Gauen, die mit größerer oder geringerer Macht, jeder aber mit festem Eigenrecht versehen sind, so liebten sie es auch von jeher, das höchste Wesen aufzufassen als eine Vielartigkeit von göttlichen Mächten groß und klein. Gegenüber diesem griechischen Götterhimmel ragte auf Kreta noch aus grauen Alterthum her in furchtbarer Erhabenheit der eine alleinige semitische Gott. Denn die Se-

miten vermochten sich nur einen allgewaltigen Himmelsherrn zu denken, dessen Befehlvollstrecker seine Engel sind, gleich wie sie ihr Volks- und Staatswesen gleichsam zusammenballten, um es einem höchsten Herrn und Gebieter zu unterwerfen, der nur Diener, keine Ebenbürtigen hat. So viel auch Ansiedler von Kreta nach den griechischen Küsten wanderten und der heiteren hellenischen Anschauungsweise sich anbequemten, so viel auch Griechen nach Kreta hinüberschifften und den alten Jehovah-Glauben zersetzten, immer blieb im Gedenken der Menschen der Satz bestehen: daß auf Kreta der wahre allherrschende Gott verehrt worden und daß von dort die Erkenntniß des göttlichen Allwesens ausgegangen sei. Und als das hellenische Dichtervolk anfing, seine Ideen sich klar und lieblich in Göttergestalten leibhaft vorzustellen, da heftete sich an den gewaltigen Ida-Berg, der in seiner Prachtmajestät wie ein hehrer Götterberg dastand, weit gesehen ringsum im griechischen Meere, die Sage: auf seinen Höhen sei Zeus geboren und groß geworden.

Als ich von meinen nächtlichen Fuß- und Ideen-Wanderungen zurückkam, sah die Hausfrau, jene hochgewachsene breitbusige Penelope, mich groß an und wandte sich stumm ab. Mein Gefährte aber, der Regimentsarzt, schien ernstlich erzürnt und

machte mir Vorwürfe ob solchen Umherstreifens bei Nacht und Nebel in wildfremder Gegend. Arm und Bein zu brechen sei das Mindeste, was ich zu befahren gehabt, nicht zu gedenken des Verdachts bei den Türken.

Als ich ihn begütigt hatte, stellte er mir den Hrn. Anagnostis vor, einen jungen wohlgekleideten Mann, den Reichsten in der Ortschaft, welcher uns zum Berggipfel führen wollte. Ich weiß aber nicht mehr, wie viele Leute und Pferde und Lastthiere er verlangte. Auch von einem Zelt war die Rede, um oben zu übernachten; denn um zum Ida hinauf und hinab zu gelangen, brauche es zwei Tage, ja wohl einen dritten, wenn der Schnee tief sei. Als mir seiner langen Rede Sinn und Inhalt verdolmetscht war, wobei auch der Doktor lächeln mußte, erklärte ich kurz und gut: er möge warten, bis einmal ein Fürst oder ein reicher Engländer komme, ich aber sei ein einfacher Jägersmann und würde morgen früh um vier Uhr aufbrechen, den Berg besteigen und am selben Tage wieder in Pistagi zu Nacht essen: den Weg würde ich schon finden. Als wir nämlich auf den Ida zuritten, hatte ich mir Weg und Steg hinauf wohl betrachtet, und gemerkt, daß nirgends schroffes Felsgebirg. Anagnostis sann eine Weile über meiner Antwort,

dann lächelte er mit dem feinen Lächeln der Neugriechen, und ließ hören: auch er sei. wie auf zehn Stunden Weges wohlbekannt, ein Jagdfreund, und wessen ich mich getraue, das vermöge er wohl auch; er werde morgen früh zur Stelle sein, wir sollten nur guten Wein genug mitnehmen. Ich suchte nun hervor, was von dem Inhalte der Blechkistchen aus London Triest und Marseille, die meine gütige Freundin in Chalepa mir vorsorglich eingepackt hatte, noch vorhanden war, und zum Glück fanden sich dabei auch noch einige Zwiebacke; denn in dem abscheulichen Brode von Pistagi blieben die Zähne kleben. Desto besser waren der Wein und auch ein Vorrath von — kleinen weißen Zwiebeln und Saubohnen. Dieses Gemüse schmeckt auf Kreta wie süße Nüsse, und man ißt es roh aus der Hand. Da Anagnostis die wildreichen Triften oben am Ida rühmte, so wurde beschlossen, auch die Gewehre mitzunehmen.

XXIV.

Auf den Ida.

Die erste Morgensonne röthete die Berggipfel, als wir über den Gärten der Ortschaft emporstiegen. Mir war es eine wahre Wonne, einmal wieder eine tüchtige Bergwanderung zu Fuß vor mir zu haben. Der Weg zog sich gemach in einer Schlucht hinauf, an deren Seiten das Gestein wie Thürme und Festungen aufstarrte. Nach einer Stunde war bereits der erste Absatz des Berges erreicht, wo über den Klippen ein schmaler grüner Anger sich dehnte, auf welchen Weißdornbäume blühten und sich im Felsen eine kleine Natur-Cisterne fand, die uns mit überaus wohlschmeckendem Wasser erfrischte. Dieser Brunnen ist weit und breit berühmt, in der heiße-

sten Sommerdürre soll er stets mit kühlem Wasser gefüllt sein.

Drei Viertelstunden weiter kamen wir, unter herrlichen Rückblicken auf das Thal und die weißen Berge drüben, auf den zweiten Absatz, wo es noch grüner war, und vorbei an drei großen Cisternen. Eine vierte höher gelegene war kunstreich hergestellt. Hier umfaßte der Blick das weithin glänzende Meer und die ausgezackten Küstenlinien auf Kreta's Süd-seite.

Nun begleiteten uns noch eine lange Strecke Wäldchen von Steineichen, die über die grauen und mattgrünen Abhänge wie hingesäet schienen, und dann ging es immerfort, und zwar ziemlich bequem, über nackte steinige Höhen, aus denen sich die Ida-Kuppe heraushob so marmorweiß und ganz in der feinen Wölbung, wie nur die schönste und süßeste Ründung, welche die gütige und doch so schlaue Natur geformt hat.

Auf diesen offenen Abhängen zwischen den Stein-eichen sprangen Hasen auf, hinten und vorn, meist aber, weil jeder Stein klapperte, so entfernt, daß der Doktor und Anagnostis immer nur dahinter her knallten und sich darüber auslachten. Lange widerstand ich, um meine Kräfte zu sparen, dem Anreiz, theilzunehmen; endlich faßte mich die Jagd-

lust doch. Wir vertheilten uns, und nun ging es eilends immer bergan. Auf alles, was aufschwirrte oder aufsprang, wurde geschossen, daß die Berghänge von Schüssen und Anrufen widerhallten, und die alten Kureten und Daktylen, und was sich sonst noch von bocksfüßigem Gesindel am Ida erhalten hatte, gewiß entsetzt in alle Weiten stoben. Endlich entschwand uns unter den Füßen das letzte Streifchen bleichgrünen Angers, und wir trafen vor Flächen von weißgrauem Steingetrümmer zusammen, die sich unabsehlich in leisem Ansteigen gegen den Himmel streckten. Die ganze Jagdbeute bestand aus einem Hasen und zwei Rebhühnern, letztere kleiner und bunter als bei uns: dafür hatten wir erhitzte Wangen und bebende Kniee und noch den weiten steinigen Weg vor uns. Es war eine rechte Dummheit, aber wer macht sie nicht? Je älter man wird, desto länger wird die Reihe ausgezeichneter Dummheiten. Man macht sie sein ganzes Leben lang: der ganze Unterschied besteht nur darin, daß sie in jüngern Tagen mehr in negativer und in älteren mehr in positiver Richtung liegen.

Als wir nun Rast hielten und ich die Landschaft zu meinen Füßen überschaute, fiel mir recht auf, wie wenig naturfrisch diese breiten Abhänge des Ida sind. Von rauschender Waldung, Schat-

tendickicht, modernden Stämmen und erfrischenden Wildbächen ist gar keine Rede. Hier sind Jahrtausende lang Heerden und Menschen umhergezogen. Tiefer unten bei den Cisternen gab es ohne Zweifel Ortschaften, und die Ansiedelungen erstreckten sich noch viel höher herauf. Von ihnen ist selbst der Name verklungen. Der ganze Berg ist jetzt rundum nackt und glatt wie eine riesige Pomeranze. So habe ich im Orient all die berühmten Berge gefunden. Das grüne Naturhaar ist abgestreift, und nur hie und da hängt noch ein dunkleres Stück an der kahlen Glatze. Und mit der Waldung sind die geschwätzigen Quellen und Rauschebäche fort, und mit ihnen die Blumen und Vögel, und zuletzt ist auch das Erdreich von Sturzregen weggewaschen oder, wenn es die Sonne zu Staub verbrannt hatte, vom Winde davon getragen worden.

Als wir uns von dem Jagdfieber erholt hatten, ging es mühevoll lange Zeit auf dem Geröllboden weiter, der auf einigen Stellen recht abschüssig, und wir gönnten uns keine Rast; denn der Weg vor uns schien sich jedesmal zu verlängern, wenn wir zurückblickten, ob wir noch nicht höher gekommen. Endlich langten wir an die Stelle, wo der Gebirgskamm sich ziemlich steil emporhob. Oben war alles voll Schnee: in scharfer Linie schnitt dort die hell-

glänzende Fläche ein in in die reine Himmelsbläue. Noch auf eine Stunde schätzte ich die Dauer unseres Anstiegs bis an die Schneegränze: drei volle Stunden dauerte es, bis wir uns zwischen den Steinblöcken so weit emporarbeiteten. Diese wurden immer dicker und klotziger und der kleinen Abgründe dazwischen immer mehr und tiefere, und diese kleinen Abgründe waren voll rauher Kanten, wohin man trat und tastete.

Als wir die Schneelinie erreichten, warf unser Korbträger, ein feines junges Bürschchen, sich nieder: es war zu Ende mit seiner Kraft. Der geputzte Anagnostis beehrte ihn mit Scheltworten, die, als der Doktor sie mir übersetzte, so ekelhaft klangen, daß es schwer zu begreifen, wie nur die roheste Phantasie solche Vergleiche ausdenken konnte. Gleichwohl war der Grieche gutmüthig genug, den armen Knaben, während er selbst den nöthigsten Theil seiner Last auf sich nahm, gehen zu lassen: er sollte unten bei einer Hirtenwohnung warten, bis wir zurückkämen.

Da die Oberfläche des Schnees etwas gefroren war, so kamen wir leichter daran empor. Aber nun begann die Athemnoth, denn bei achttausend Fuß Höhe wird die Luft dünn, und ein scharfer kältender Wind, der vom Süden heraufstrich, machte

rasches Ausschreiten unmöglich. Im Brustkasten war ein Gefühl, als wollte er zerspringen. Als wir umzischt und umzüngelt von den Luftwellen endlich den Kamm erreichten, strebten wir gemeinsam nach einem Felsblock, der aus dem Schnee hervorragte, um Deckung zu gewinnen, und dahinter sanken wir wie gebrochen zusammen und schöpften tief Athem, und dann setzte auch Jeder wie auf Kommando gleich seine Flasche Wein an den Mund und nicht so bald wieder ab. Mich überfiel sofort mein alter Tröster, eine Art Halbschlummer, in welchem man ausruht, während die Bilder und Umrisse der Landschaft gleichwohl in die Sinne eindringen.

Als sich die Kräfte wieder etwas gesammelt, strebten wir hart an der Schneide weiter, und ich suchte mich, so gut es ging in dem pfeifenden Winde, über Oertlichkeit und Aussicht zu vergewissern. Nach Norden ist der Kamm scharf abgebrochen und fällt senkrecht nieder in die weite Tiefe. Nach dieser Seite hin war alles eitel Schnee bis in die Thäler hinab. Der Kamm sebst wirft sich in vier Gipfeln empor. Der erste, an welchem wir anlangten, ist ringsum schroff abgerissen: der letzte nach Osten hin, der Hauptgipfel, ist rundlicher geformt und trägt ein hochheiliges Kirchlein zum hl. Kreuz, welches ohne Zweifel an derselben Stelle

errichtet worden, wo einst ein Heiligthum des Zeus stand. Es war unmöglich, uns noch bis dahin durchzuarbeiten. Wir sanken jetzt bei jedem Schritt bis über die Kniee in feinkörnigen Schnee, und Anagnostis betheuerte: die Aussicht sei dort durchaus keine andere, als wir sie immerfort vor und unter uns hatten.

Diese war überaus groß und eigenthümlich. Die ganze Insel erschien klein und bleich und wie angeschmiegt an den Berg; denn auf beiden Seiten glänzte unabsehlich das Meer. Wir befanden uns gerade im Mittelpunkte der langgestreckten Kreta. Zur Rechten und Linken liefen über das Land hin die dunkeln Riffe und Kämme, und mit ihnen stieg alles an nach Osten und nach Westen. Nach diesen beiden Enden sah es aus als würde die Insel gegen den Horizont emporgehoben. Aber Jegliches erschien von dieser Höhe klein und niedrig. Kreta war zum Erbarmen zusammengeschrumpft. Nur das weiße Sphakioten-Gebirg stand da wie eine furchtbare ungeheure Festung.

Wir überschauten alle Meerbusen, alle Inseln und Berge von Kreta, jedoch die Umrisse des Ganzen ließen sich nur zwischen Wolken und Nebelschleiern verfolgen, die hier und dort weite Partien wie mit weißen und grauen Tüchern überdeckten.

Einzelne Vorgebirge und schön ausgeschweifte Buchten traten von der Sonne angelächelt hervor. Stets gab es aber nur Stückbilder, kein prachtvolles Gesammtbild, und wie Anagnostis sagte, der zweimal oben gewesen, habe er es nie anders getroffen. Ich glaube, auch wenn die Luft ganz rein, bleibt die Aussicht doch zerstückt, nach welcher Seite man sich stellen mag. Ueberall schieben sich hinderlich des Gebirgs dunkele Riffe und Seiten vor, und in den Lüften, wenn man niederblickt, hängt es bald hier bald dorten unabsehlich wie feines graues undurchsichtiges Netzwerk.

Der Wind durchschauerte uns eisig bis ins Mark hinein. Wie auf der Kammlinie der Karpathen, die zwischen weiten Ebenen liegen, gerade wie der Ida-Rücken zwischen den Meerflächen, weht beständig der scharfe Wind herauf. Entweder kommt er von der einen oder andern Seite, und verhängt die Rundsicht gleichwie mit dichten Luftschleiern.

Da der scharfe Eiswind ferneres Bleiben unmöglich machte, der Nachmittag auch zu Ende ging, so traten wir den Rückweg an, ich nicht ohne stille Sorgen, ob wir glücklich wieder hinunter kämen. Es ging aber viel besser und schleuniger, als ich je gedacht hätte. Es halfen uns die überfrorenen Schneelagen. Wir hielten uns stets am westlichen

Kamme hin, wo es nach der Nordseite senkrecht, nach unserer auch ziemlich abschüssig abfiel. Alles lag voll Schnee, und wir brauchten uns nur einen kleinen Schwung zu geben, so flogen wir am Stock übergebogen auf dem Schnee hin, fort glitschend jedesmal dreißig bis vierzig Schritte weit. Wie im sausenden Schlitten ging's hinunter. Zuletzt machte der gute Doktor einen Fehltritt, stürzte vorn über und wirbelte um und um eine weite Strecke hinab, und als er endlich regungslos liegen blieb, glaubte ich nicht anders, als er habe das Genick gebrochen. Als ich aber zu ihm kam, arbeitete er sich halb seufzend halb lachend aus dem Schnee heraus, und wir suchten seine Sachen zusammen. So ziemlich fand sich alles wieder, nur die Jagdbrille nicht, für ihn kein kleines Mißgeschick; erst von München her ließ sich der Verlust ersetzen.

Die fröhliche Rutschpartie hatte den Gliedern wieder Leben und Geschmeidigkeit gegeben, und wir stiegen nun weiter hinab auf den scharf geneigten Flächen, die aus Steintrümmern bestanden. Solange wir festliegende Blöcke unter den Füßen hatten, ging es gut: dann aber erschienen die endlosen Felder von Gerölle, das zu grob war, um darin fortzurutschen, und doch zu klein gehackt, um sicher auftreten zu können.

Endlich war auch dieß überwunden, und nun konnten wir uns der wundervollen Landschaft erfreuen, die im kräftigen Glanze der Abendsonne den alten heiligen Berg umgab. Gold und Purpur und Tiefblau mischten sich zu dem köstlichsten Licht- und Farbenspiel. Alle Bergzinken glühten im sanften Roth, und um uns her, als wir wieder zwischen die Wäldchen kamen, webte ein himmlischer, ich möchte sagen festlicher Friede, als wallten einher des Olympos selige Götter.

Bei sinkender Nacht langten wir bei einer ärmlichen Steinhütte an, die von Berghirten bewohnt war. Hier kam uns unser junger Korbträger gesund nnd munter entgegen, und beeilte sich die Gewehre abzunehmen. Das Hirtenvolk aber starrte verwundert die Fremdlinge an, und wir sie nicht minder. Selten bin ich auf so schmutziges und übelriechendes Gesindel getroffen. Die Haarzotteln hingen ihnen ins Gesicht, und in ihrer ganzen elenden Wohnung dünstete ein so durchdringender Geruch von saurer Milch und Ziegenböcken, daß ich mich nicht überwinden konnte, bei ihnen Nachtquartier zu nehmen. Der Weg hatte ja keine Gefahr mehr, und wir trafen drei Stunden später wohlbehalten in Pistagi wieder ein, dießmal bewillkommt durch einen gutbestellten Tisch. Augen und Wangen

waren von dem spiegelnden Schneeglanz angegriffen, im übrigen fühlte keiner Unbehagen.

Achtzehn Stunden hatte die Ida-Wanderung gedauert, und ich rathe Jedem, nicht von Pistagi, sondern von Arkadi oder noch besser Kurutäs aus zum Gipfel zu steigen, dort kann man sogar den größten Theil des Weges zu Pferde machen. Jedenfalls möge er viel Wein mitnehmen, er wird ihn brauchen.

XXV.

Auf alten Griechenstraßen.

Am Morgen nach der Ida-Fahrt — es war nicht mehr gar zu früh — zogen wir nach Norden, dem Meere zu. Der Weg lief immerfort durch blumige Thäler an reich bebüschten Abhängen hin, und die Luft war voll Frische und Laubgeruch. Waldartige Erika überzog ganze Bergseiten.

Der Weg aber, eine neue Militärstraße, die nach dem letzten Aufstande gebaut worden, befand sich noch in so gutem Stande, daß man einmal wieder einen kleinen Trab machen und nicht beständig auf das Pferd achten durfte.

Anderthalb Stunden von Pistagi murmelte ein Brünnchen im Gestein an der Straße, und es hieß: das sei das beste Wasser auf Kreta. Es schmeckte kühl

und angenehm, wie bei uns ein Bergquell. Ich mußte mir wiederholt das Gesicht waschen; denn es brannte den ganzen Tag, weil es vom Zurückstrahlen des Schneeglanzes auf den Ida-Höhen etwas versengt war.

Unser neuer Zaptieh Hassan war ein Korporal von Rang und ein Tscherkesse von Geburt, lustig und neugierig, und seine Schäkerei nahm kein Ende. Von mir wollte er immer mehr vom großen französischen Kriege wissen, und es war lustig zu hören, was hier auf der Türken-Insel die Volkssage bereits aus dem Kaiser, Moltke, Bismarck und Napoleon gemacht hatte. Es kam dabei eine hübsche Geschichte vom französischen Konsul zu Kanea zum Vorschein, welche der Doktor bestätigte. Jener Herr hatte beim Beginn des Krieges prahlerisch und geschwätzig aller Welt verkündigt, wie bald die Heere der großen Nation die Deutschen vor sich niederwerfen und auf dem Berliner Königspalast ihre Adler aufpflanzen würden. Als nun die Nachrichten vom Krieg anders lauteten, beständig anders lauteten, da gerieth der Konsul in Verzweiflung, und wenn er Leute lachen sah, so fuhr er sie an: „Warum lacht Ihr?" Wenn sie ihm nun erklärten, daß vom Krieg in Frankreich gar nicht die Rede, so rief er: „Nein, ich weiß es besser, Ihr lacht über

mich!" Als das nun öfter vorkam, gab es Spaßvögel, die sich ihm in den Weg stellten, und sobald er vorbei ging, thaten sie, als lächelten sie heimlich zur Seite. Denn man erinnerte sich wohl, wie die Franzosen es mit Kreta gemacht, wie mit Griechenland und Polen und Italien, — allen die größten Versprechungen gegeben und sie alle doch im Stiche gelassen. Das Gespräch und Gespött wurde so arg und allgemein, daß seine Regierung den unglücklichen Mann von Kreta wegversetzen mußte.

Es war dies wieder ein köstlicher Reisetag: hellweißes Gewölk, feststehend im Aetherblau, und in den Lüften ein leises Ziehen und Fächeln, das ungemein wohlthat. Der Gegensatz zu den heißen Tagen an der Südküste machte sich bemerklich.

Immer noch mußte ich auf den Ida zurückschauen, wie der Prachtberg im reinen Schneeglanz über die dunkeln Umberge und Anhöhen erhaben emporstieg. Auf der andern Seite bot das Sphakioten-Gebirg einen fast gespenstischen Anblick. Unten war alles blaudunkel, gleich als wären dort schwere Massen nächtlicher Wolken gelagert, und hoch darüber liefen hin in langer Linie die strahlend weißen Riffe, gleichsam am Himmel schwebend, und diese tauchten immerfort auf und nieder, je

nachdem unser Weg sich hob und senkte. Zwischen beiden Gebirgen aber lag sonnig beglänzt und in großen edeln Zügen das liebliche Gefilde, und alles athmete Glück und Frieden.

Wäre die Landschaft nur nicht erfüllt von so gräulichen Erinnerungen! In der Tiefe, auf grünem Plan gebettet, zeigte sich das altberühmte Kloster Arkadi, rechts darüber das neue Blockhaus gleichen Namens, welches die Gegend jetzt beherrschte. Arkadi — ein Name furchtbaren Andenkens. Dort war die gräßlichste Schlächterei im letzten Aufstand. Man erzählte: die Ersten, welche die Haufen der faulenden Leichen aus den Ruinen wegtrugen, seien in dem giftigen Leichendunst ohnmächtig niedergefallen.

Und wiederholten sich solche türkische Blutthaten nicht gräßlicher noch in den letzten Tagen? Man meinte früher: als Sultan Mahmud die Janitscharen niederkartätschte, habe er in das starre Alttürkenthum breite Lücken eingerissen, durch welche europäische Kultur einziehen könne. Aber ist nicht alles, was wir jüngst aus den Sultanspalästen in Konstantinopel und dem Treiben der türkischen Freiwilligen, der Baschibozuks hörten, noch ganz in unverfälschter alttürkischer Manier gedacht und ausgeführt? Der Hauptunterschied zwischen jetzt und früher be-

steht in den Finanzen. Das ganze türkische Staatswesen lebte zuerst Jahrhunderte von Raub und Eroberung, dann wieder Jahrhunderte vom Aussaugen der unterjochten Völker, darauf in unserem Jahrhundert von Schuldenmachen, und jetzt, da der Bankrott erklärt ist, soll es von Nichts leben? Läßt sich bei dem Nationalstolze von Osmans Söhnen etwas anderes erwarten, als ein Ende mit Schrecken?

Doch fort mit den düstern Aussichten! Das Weltschicksal geht seinen Gang, und Reiche und Menschen werden mitgezogen, mögen sie wollen oder nicht. Völkerleben wird zeitweise hier und da niedergedrückt, beinahe ausgelöscht; allein es richtet sich immer wieder empor. So oder so, selbst nach so vielem Blut und Gräuel wird jetzt der Orient wieder aufleben. Das Zuströmen europäischer Kräfte läßt sich nicht mehr aufhalten. Das Griechenmeer, welches, als wir aus den Gebirgen hervorkamen, unabsehlich emporleuchtete, wird sicherlich wieder von einer Menge Schiffe lelebt werden, die zwischen Kreta Griechenland und Italien fahren. Die große Ebene, welche zu unseren Füßen das Meer umkränzte, wird einst wieder mit blühenden Ortschaften, gleichwie es noch in der Römerzeit der Fall war, besäet sein.

Zur Zeit freilich liegen Handel und Verkehr an diesen Küsten noch völlig darnieder. Es ist gar nicht zu sagen, durch welche Oede und Verlassenheit diese Straße an der Nordküste führt, die im Alterthum so belebt war von Handels- Fest- und Kriegszügen. Auf der ganzen weiten Strecke zwischen Kandia und Kanea ist jetzt die einzige Stadt Retimo. Wir näherten uns ihr von Osten her, wo sie sich prächtig darstellte. Mit ihrem grauen Halbinsel-Fort trat sie weit ins blauschimmernde Meer hinaus, und darüber stand die hellweiße Alpenkette über tiefdunklen Unterbergen. Diese Festung halten die Türken mit einem lächerlich niedrigen Zinnenkranz sorfältig umzingelt. Ich bemerkte auch, daß an neuen Kasernen gebaut wurde.

Wir umritten die Stadtmauer und kamen zwischen die türkischen Friedhöfe, die sich endlos längs der Stadt ausdehnten. Die Mohamedaner brauchen sehr viel Land und immer mehr, um ihre Todten zu bergen. Wo einer liegt, gehört ihm die Stelle für immer. Die Nachfolger müssen weiter nebenan Platz suchen.

Hier trafen wir auf Gruppen türkischer Frauen, die vermummter waren, als ich sie bis jetzt auf Kreta gesehen. In ihren weiten Mänteln wandelten sie zwischen den Gräbern einher, wie grüne und

rothe, blaue und gelbe Gespenster. Will man wissen, ob es eine Junge oder Alte ist, muß man ihnen wie den Rebhühnern auf die nackten Füße sehen.

Ich fragte unsern Meister Lustig, den Tscherkessen Hassan, ob's denn wahr sei, daß seine Landsleute keine Töchter mehr an die Türken verkauften? Da verdüsterte sofort des Mannes Gesicht tiefe Traurigkeit, und er sagte mit Seufzen: Ja wohl, das wäre seines Volkes Unglück und Niedergang. Die Begs und Paschas hätten kein Geld mehr, und die Armenier und Griechen, die das Geld hätten, wären viel zu gemein, um sich ein hübsches Mädchen zum Alleineigenthum zu kaufen. Früher habe bei den Tscherkessen ein angesehener Mann Stand und Familie behaupten können, wenn er nur zwei oder drei Töchter besessen: unter tausend Liren wäre nicht leicht eine Schöne losgeschlagen, und Auslagen hätte man weiter bei dem Geschäft nicht gehabt. Die jungen Tscherkessinnen aber hätten es meisterlich verstanden, sich auf die lockende Aussicht, einmal eine vornehme Haremsdame zu werden, vorzubereiten, und hätten oft genug den Unterhändlern blauen Dunst vorgemacht.

Eine halbe Stunde von Rettimo rasteten wir unter einer kuppelförmigen Bogenhalle, die sich auf einem Hügel an der Stadt erhob. Ein Brunnen

mit gutem Wasser war daneben. Unter uns glänzte das Meer, bloß unterbrochen durch die Halbinsel mit dem grauen Gemäuer der Stadt und der Festungswerke. Obwohl so nahe bei der drittgrößten Stadt Kreta's erschien doch das Land wie ausgestorben. Obwohl es heller Mittag, war doch die Luft lautlos wie in einer todtenstillen Kammer. Kein Glockenton, kein Menschenruf. Diese Stille nicht weit von einer größeren Stadt hatte etwas Beängstigendes.

Endlich kam ein armer Mann in seinen Lumpen des Wegs, schöpfte einen Trunk Wasser und setzte sich stillschweigend unter die schattige Kuppel. Vielleicht segnete er den Mann, von welchem dieses Wakuf herrührte. Um sich Kapital im Himmel anzulegen, oder aus Stolz und Eitelkeit, ganz besonders aber aus jenem schönen Sinn des Wohlthuns, der auch den Islam durchzieht, stiftete man früher ein Wakuf, d. h. eine Moschee oder öffentliche Schule, Bibliothek, Speiseanstalt, ein Spital, einen Brunnen, eine Brücke oder Wasserleitung, und wies den Ertrag von bestimmten Grundstücken an zum Unterhalt der Stiftung. Von jedem reichen Mann erwartet das Volk wenigstens etwas dergleichen, und es ist unglaublich, wie viele Güter, dadurch daß sie Wakuf geworden, dem Verkehr

entzogen, gleichwie bei uns ehemals die vielen Klostergüter zur todten Hand wurden. Jetzt ist auch das Wakuf-Stiften bei den Türken seltener geworden. Seit sie die Bücher der französischen Atheisten verschlungen, und seit aus der vornehmen Welt erbgesessene reiche Familien mehr und mehr verschwinden, wankt die sittliche Grundlage auch in den mittleren Volksschichten.

Unser Weg ging nun beständig am Meere hin über steinige dürre Anhöhen. Die neue Militärstraße blieb aber stets vortrefflich, sie ist die beste Straße in Kreta und soll genau der alten Griechen- und Römer-Straße folgen. Vor uns hatten wir immer die herrliche Schneekette, von welcher Vorgebirge und Landzungen ins glanzvolle Meer ausliefen. Alles war ätherklar, gleichwie auf den Kanarischen Inseln. Der Abend wurde wieder wunderbar schön, die Berge hüllten sich immer tiefer in Purpur, und noch lange leuchtete auf ihren Höhen ein sanftes Roth, das sich im Meere wiederspiegelte.

Kretern κρητίζειν war im Alterthum gleichbedeutend mit Lügen, und auch heute noch ist die Wahrheit ein auf Kreta seltener Artikel. Die Leute weichen bestimmten Fragen immer aus. Widerspruch umwickeln sie, daß es beinahe wie Zustimmung

klingt, und Rath und Meinung wechseln im Handumkehren. So konnte ich trotz allen Fragens nicht herausbekommen, auf welchem Platze wir am besten übernachten würden, und ich war zuletzt doch genöthigt, dem Korporal und Ali zu folgen, welche durchaus nach Megali Episkopi wollten, obwohl die Ortschaft drei Viertelstunden von der Straße ab und ziemlich hoch lag. Noch anderthalb Stunden höher auf demselben Gebirgsrücken und gerade in der Mitte der Insel liegt eine Ortschaft, welche ihre Einwohner Argyropoli oder Silberstadt, die Umwohner aber Gaïduropoli oder Eselstadt nennen. Nicht weit davon erstrecken sich die Ruinen der im Alterthum mächtigen Stadt Lappa, welche an der Süd- wie an der Nordküste Hafenstädte besaß.

In Megali Episkopi machte uns die Ortsehren ein alter eisgrauer Offizier, der hier mit seinen Gendarmen lag, weil die Bevölkerung ihrer Wildheit wegen verrufen ist. Die Löcher in seiner verschlissenen Uniform hatte er ohne Zweifel selbst geflickt. Da der Dunst in seiner Höhle mir den Aufenthalt unerträglich machte, so brachte er uns ins Quartier zu einem Kaffeesieder, wo die Kammer aber erst halb fertig war. Mit Teppichen und Brettern wurden die noch offenen Stellen vernagelt, ein ziemlich gutes Lager hergerichtet, und ich hätte

vortrefflich geschlafen, wäre es nicht die Nacht vom Samstag auf Sonntag gewesen. Da waren alle Buden erleuchtet und voll Gäste, in jeder Straße wurde getrunken und gesungen, und es machte großen Spaß, von einer Gruppe zur andern zu gehen. Es war da auch ein Spielmann mit einer Art Geige, zu welcher auf einem andern rohen Instrument der Baß gestrichen wurde. Sein Gesang kletterte mit unglaublicher Behendigkeit die Tonleiter auf und ab, und da das neue Lied, das der Spielmann mitgebracht hatte, gefiel, so sang man es vor vier und fünf Häusern zugleich, und machte unter schallendem Gelächter neue Verse dazu. Erst nach Mitternacht kamen die letzten Zecher singend an unserer Herberge vorbei.

Früh Morgens, bald nach vier Uhr, ritten wir aus, denn wir hatten einen langen Reisetag bis Chalepa vor uns, und ich wollte unterwegs dem Pascha zu Vamos, der großen Rufs genoß, einen Besuch machen. Der erste Blick fiel auf die Ortschaft Dramia, die vielleicht auf der Stelle des alten Hydramia steht, und noch vom letzten Kriege her in Ruinen lag. Die Landschaft aber entzückte mich von Neuem, es waren die einfachsten Linien, und von unendlicher Anmuth und Harmonie. Im Vordergrund eine sanft gewölbte Fläche voll feuchtem

Grün, darüber die dunkle, dann die schneeweiße Kette, und rechts im Meer eine schöngeformte Landzunge nach der andern. Der feinsinnigste Maler brauchte nicht einen Zug hinzu zu thun.

Bald fingen in der Morgenfrühe die Schneeberge an sich zu röthen, glühender wurde das Alpenroth, und als ich mich umdrehte, war der ganze baumbesetzte Bergrücken, auf welchem Episkopi lag, wie von goldener Verklärung umgeben. Und dann stieg dahinter wie ein königlicher Herrscher die Sonne empor, und das ganze Meer wurde bis in die weiteste Ferne von sanftem Gelbdunst erfüllt, und noch hinter dem Horizont schien es zu glühen, als schlügen Flammen hinter den Wogen empor. Alles Schönste der Landschaft und des Himmels wurde mir noch auf dieser letzten Kreta-Fahrt geboten.

Das war ganz die edelschöne griechische Landschaft, — aber wo fände man in Griechenland noch diesen weichen Schimmer von Saftgrün auf und nieder, diesen hellstrahlenden Schneeglanz hoch in den Lüften? Wo die Wald- und Seefrische so kräftig gemischt? Wo dieses Nachtigallen-Geschmetter im Rosengebüsch dicht am hallenden Meeresrauschen?

Das Herrlichste aber kam erst, als wir den Winkelpunkt der Armyro-Bai erreichten, wo einst die Stadt Amphymalion lag Hier strömte in

krystallhellen Wirbeln der rasche Amphimales ins Meer, ein gar prächtiger Strom und überhangen von uralten dunkeln Platanen, hohem Myrtengebüsch, und blühenden Lorbeerrosen, und überall schlugen die Nachtigallen in der erregenden Morgenfrische, und zwischen den Bäumen den Fluß entlang grünten die üppigsten Wiesen. Ueber dem Fluß aber lag gebrochen eine uralte Brücke, deren Trümmer von Moos und Epheu überzogen waren, und seine klaren Wellen bespülten einen laubigen Hügel, von dessen Höhe das Gemäuer einer alten Venetianer Festung hervorschaute. Auf den kleinen Anhöhen aber ringsum waren Steine und Trümmerwerk wie zum Malen umhergestreut. Heilige Einsamkeit waltete, nirgends waren Menschen zu erblicken, die Natur hatte all ihrer Hände Werk hier mit grünem Wachsthum wild überwuchert.

Ich stieg ab, nahm das Gewehr zur Hand, und wanderte in der Schattenkühle den hellspiegelnden Fluß entlang. Amphymalion muß eine mächtige Stadt gewesen sein, sie nahm den ganzen Platz ein vom Strande bis zum Fort und weiter den schönen Strom aufwärts, gar prächtig zwischen zwei Anhöhen gebettet. Alle diese Städte aus Kreta's Alterthum — wie häufig hatte ich nun schon Reste von ihnen berührt, und wie weit verbreitet war jedes-

mal ihr Trümmergebiet! Welch ein reicher Städekranz umschlang einst diese Küsten, und wie stolz und gewaltig standen sie auf den Höhen, ihre Hafenorte nördlich und südlich zu ihren Füßen! Brausend und in hohen Wogen ging einst das Volksleben auf Kreta; denn das Land war ein üppiges Wein- und Kornland voll frischer Berg- und Seeluft, und das Volk, das die Insel beherrschte, das waren die waffenfreudigen Dorier, die sangesfrohen Zecher im fest geschlossenen Männerverein.

XXVI.

Kreta im Alterthum.

Jede Schriftstelle, die uns über die alten Kreter erhalten ist, spricht von ihrer Ueppigkeit, ihrem rastlosen heißköpfigen und ränkevollen Wesen, und ihrem frevelhaften Uebermuth, mit welchem sie ihr und der Mitbürger Heil aufs Spiel setzten. „Aus angeborner Raubsucht," so sagte Polybius, „treiben sich die Kreter umher in den Häusern und auf den Straßen in unaufhörlichen Unruhen Todtschlägen und Bürgerkriegen," und an einer andern Stelle: „Leute voll von mehr Ränken möchte wohl Niemand finden, was den persönlichen Verkehr, und frevelhafteres Umstürzen, was das Staatsleben betrifft."

Die Insel war in der geschichtlichen Zeit des Alterthums getheilt in große und kleine Stadtgebiete,

jedes mit einer Hauptstadt, welche, wie es scheint, die übrigen Städte und Ortschaften ihres Herrschaftsgebiets wohl zu fesseln und zu nützen verstand. Diese Hauptstädte waren von ewiger Unruhe erfüllt: entweder gab es Händel mit einer Nachbarrepublik, oder die Parteien schlugen sich in den Straßen die Köpfe blutig. Ursache dieser Fehden war der zahlreiche Adel, der dorische Herrenstand, und weß Geistes Kind dieser Adel war, das läßt uns noch jetzt deutlich merken ein Gesang des kretischen Dichters Hybrias.

„Groß ist mein Gut, der Speer und der Degen und der Schild, des Leibes schöne Brustwehr. Damit pflüge ich, damit keltere ich den süßen Wein aus den Krügen, dadurch heiße ich der Herr der Bauern. Diese dürfen ja nicht wagen, Speer und Degen zu führen und den Schild, des Leibes schöne Brustwehr. Alle sie beugen vor mir das Knie und nennen mich Herrn und großen König."

Das ist doch ein Lied in so vollbrüstigem Junkerton, wie er jemals irgendeinem kleinen Jarl oder Gaukönig schön gestanden. Es war aber merkwürdig, die große Masse des Volks auf Kreta bestand im Alterthum aus Nichtadeligen und Hörigen und Sklaven, und doch niemals, in der ganzen langen Zeit niemals hörte man davon, daß sie gegen ihre

Herren aufgestanden wären. Wahrscheinlich ging es ihnen ziemlich gut. Das dürfte man doch auch wohl in die Wagschale legen gegenüber all den ergrimmten Klagen, in welchen sich Heiden und Christen im Alterthum gegen die übermüthigen ränkevollen und unbezwinglichen Kreter ergingen, die sich über alle Welt lustig machten.

Der Nichtadeligen aber gab es zwei Stände, Freie und Unfreie, und jeder Stand zerfiel wieder in eine höhere und niedere Klasse. Die vornehmste und zahlreichste bildeten die Periöken, welche als Landbauer auf eigenem Grund und Boden saßen oder in den Städten als Kaufleute Handwerker Wirthe und Geschäftsleute ihre eigenen Häuser hatten. Sie zahlten Abgaben an den Staat und gehörten nicht zum Adel, der seiner Staatspflicht schon dadurch genügte, daß er im Krieg die Waffen, in der gesetzgebenden Versammlung das Wort führte. Im Uebrigen lebten die Periöken nach ihrem alten Recht und standen den Adeligen gleich. Sie entfalteten den rührigen Handels- und Gewerbegeist, welchem Kreta ebenso wie seiner Fruchtbarkeit unerschöpfliche Reichthümer verdankte. Den Periöken zunächst standen die Mnoiten, welche zwar auch keinen Sonderherrn hatten, aber des Staates hörige Leute waren. Denn die Mnoia bewohnte und bebauete

Staatsland, der Ertrag ihrer Felder und Mühen gehörte der Republik. Jedoch scheint diesen Staatsbauern stets so viel gelassen worden zu sein, daß sie zufrieden lebten. Anders war das Loos der Klaroten; denn obgleich sie wirthschaftlich in ähnlicher Lage sich befanden, wie die Mnoiten, so bestand doch darin ein großer Unterschied, daß sie persönlich Hörige eines bestimmten Herrn, dessen Land sie bebauten, also erbliche Leibeigene waren. Am untersten standen die Haussklaven, die Chrysoneten, welche zum Hausdienst für Geld gekauft wurden.

Wir haben hier also ganz ähnliche Volksklassen, wie in Europa im Mittelalter: einen Ritterstand, der allein den Staat bildet und regiert, — Gemeinfreie und Hörige mit leichten Abgaben, — Liten eines Herrn, — endlich Leib- und Halseigene. Nur der freie Bürgerstand fehlt, wie er sich bei uns in den Städten emporarbeitete, und in den drei letzten Jahrhunderten sein Gesetz der politischen Gleichheit ebenso, wie seine Sitte und Mode, allen Ständen aufprägte. Zu dieser Idee und Macht des allgemeinen und freien Staatsbürgerthums vermochte sich auch das griechische Alterthum nicht aufzuschwingen, in den vornehmsten Städten jonischer Herkunft findet sich wenigstens etwas davon.

Wie aber jene Klassen auf Kreta entstanden, ist leicht zu erkennen. Es sind — mit Ausnahme der Hausdiener, die man für sein Geld kaufen konnte — die Volksschichten, wie sie bei den Eroberungen des Landes sich übereinander schoben. Ueber die alte semitische Bevölkerung Kreta's wälzten sich, als sie bereits mit griechischer Beimischung reichlich gesättigt war, die letzten Ausläufer der großen dorischen Wanderung. Die ganze Insel wurde erobert, die kriegerischen Ansiedler setzten sich überallhin als der neue Herrenstand, und zerstückelten Land und Volk in kleine Heerstaaten. Die bisherigen Grundbesitzer wurden jetzt zu Periöken herabgedrückt: sie behielten ihre Güter, mußten aber das Staatswesen der Dorier füttern, ohne an seiner Herrschaft wie seinen Waffen theilzunehmen. Sie selbst aber, die jetzt Periöken waren, hatten vormals Unterthanen in ähnlichen Verhältnissen besessen: diese wurden nun die Mnoia. Aus noch früherer Eroberung stammten die Klaroten her, die ehemals auf Grund und Boden des Staats angesessen gewesen, welchen die späteren Herren unter sich als Privatgut vertheilten.

Wunderte man sich nun in Sparta und Athen wie auf Lesbos und Samos, wenn jedes Schiff von Kreta den Fragenden die Meldung brachte: der

zuchtlose Adel auf der großen frucht- und städtereichen Insel wirthschafte fort in alter Unruhe und Ueppigkeit, die Periöken und Mnoiten und Klaroten aber seien ganz ruhig und zufrieden, an Heloten-Aufstände sei nicht zu denken, — so gab es noch vieles Andere in den öffentlichen Einrichtungen jener Insel, was die denkenden und gelehrten Männer in Griechenland die Köpfe schütteln ließ.

Die Herren wählten jedes Jahr ihre Obrigkeiten, die Kosmen; allein immerfort hatten diese Händel mit ihren Wählern, Aufruhr und Umstürzen und Neuordnen des Staatswesens blieb Tagesordnung. Herr und Meister über jeden Beschluß der Obrigkeit war ja die Volksversammlung. Diejenigen, welche Recht zu sprechen hatten, erschienen auch mehr als Schiedsrichter, denen man sich freiwillig unterwarf, denn als mit der Würde und durchgreifenden Macht öffentlicher Richter bekleidet. Oefter wurde den Kosmen der Gehorsam aufgesagt, öfter wollten diese mit den wildverworrenen Dingen nichts zu thun haben und zogen sich von ihrem Amte zurück.

Der Adel aber hatte seine Genossenschaften für Kampf und Spiel, für Fehde und Raub. Die Mitglieder hielten gemeinsame Gastmähler, bei welchen eine Frau, die sie herrichtete, den Vorsitz führte.

Insbesondere die alten blutsverwandten Familien hielten fest zusammen und feierten ihre Jahresfeste.

Auf Kreta gab es unaufhörlich Krieg. Die zahlreichen Kleinstaaten, in welche die Insel gemäß ihrer natürlichen Abtheilungen zerfiel, lagen beständig im Kampfe mit einander. Es verbündeten sich Diese gegen Jene und wieder Andere gegen Diese. Knossos Gortyna Kydonia und Lyktos waren die mächtigsten, und als die drei ersten sich einmal verbündeten, unterwarfen sie die ganze Insel, nur die Lyktier nicht. Auch Diesen wurde endlich, als ihre streitbare Mannschaft sich draußen auf einem Kriegszuge befand, von den Knossieern durch raschen Ueberfall ein Jammerschicksal bereitet. Aber so groß dies Uebel der wüthenden Eifersucht war, welches die Städte wider einander ins Feld trieb, so kannte man doch in Zeiten allgemeiner Noth, wenn die Insel von außen angegriffen wurde, ein Heilmittel. Dieß war der Synkretismus: die Städte schlossen Bündnisse vor den Altären der Götter, indem sie sich unter einander verbürgten und verbürgerten. Die Bewohner der einen nahmen dann an Recht und Gut der andern theil.

Eigenthümlich ist auch, was von der Jugenderziehung berichtet wird. Diese sollte die Knaben

frühzeitig bilden und schärfen für das öffentliche Leben, und für den Krieg sie kraftvoll und gewandt machen. Deßhalb lernten aßen und schliefen sie in Rotten, und rottweise traten sie gegen einander zu Kampfspielen auf unter Flötenspiel und Cytherklang. Außer Lesen und Schreiben und Turnen lernten sie Musik Waffentänze die Nationalgesänge und das in kurze Denksprüche gefaßte Recht und Gesetz. Die tüchtigsten Knaben wählten zum Hauptmann ihrer Rotte einen älteren Mann von Ruf, dann umgaben sie ihn ehrenvoll als seine Agele, er lehrte und züchtigte sie, und nahm sie mit zur Jagd zum Rennen und zum Männermahl, bei welchem sie auf der Erde saßen. Auch gab es eine seltsame Sitte des Liebesraubs: ein vornehmer Mann raubte sich einen schönen Jüngling, und wenn er zwei Monate mit ihm zusammengelebt hatte, entließ er ihn mit dem Geschenk eines Waffenrocks Bechers und Opferstiers. Und das war eine Ehre für den Jüngling.

Wenn aber die jungen Männer erwachsen waren, so erkoren sie sich ihre Bräute. Dann lernten die Mädchen die Haushaltung, und waren sie geübt darin, so folgten sie dem Geliebten in seine Wohnung und erhielten von dem väterlichen Vermögen nicht weniger, als die Hälfte des Kopftheils eines Sohnes. Ueberhaupt lebten die Frauen auf Kreta

nicht in der semitischen Verschleierung und Heimlichkeit des Hauses.

All diese kretischen Eigenthümlichkeiten und Widersprüche machten nun, wie gesagt, den griechischen Philosophen und Staatsmännern viel zu schaffen. Es war ein großes Gerede um Minos, der als König Staatsgründer und Gesetzgeber schon in uralter Zeit ein großes edles Staatswesen geschaffen, das nach Strabo's Ausdruck „den besten Hellenen ein Vorbild blieb". Männer wie Platon und Xenophon beschäftigten sich ernstlich damit, und, — wie es zu geschehen pflegt, wenn etwas feststeht, wovon man nicht viel weiß, — so gab es Andere, die, wie Heraklides und Ephoros, sich in höchst tiefsinnigen Gedanken über das alte kretische Staatswesen verloren, was noch den Spott des weltgewandten Polybios herausforderte. Der große Professor Aristoteles aber ging den Kretern theoretisch zu Leibe und erklärte: ihr Staatswesen sei ja gar kein Staat, da es wegen Ungehorsams der Bürger und wegen Amtsrücktritts der Obrigkeit zeitweise aufhöre, ein Staat zu sein, und in seine Bestandtheile auseinandergehe; ein solcher Staat biete dem Angreifer erwünschte Blößen, nur das Meer besorge Kreta die Fremdensperre; wenn aber die Hintersassen sich nicht erhöben, wie so oft die He-

loten, so geschehe es, weil sie bei den Nachbarstädten keine Unterstützung fänden. Die Schwäche der beiden letzten Behauptungen rührt wohl von einem jungen Peripatetiker her, welcher des Meisters Beweisführung nur halb in seine Hefte eintrug.

Die feinen Athener ärgerten sich nun sehr, daß man aus den wilden Kretern und ihrer Staatsweisheit so viel machte, und sie hörten nichts lieber, als wenn ihre Dichter und Redner recht viel Schimpf und Spott auf jene Insulaner häuften. Das ist, möchte ich beinahe glauben, eine Hauptursache der üblen Nachrede. Athener Bosheit war gefährlich; denn, wie Plutarch einmal sagte, „sie wußten zu reden." Wenn aber etwas einmal sprichwörtlich wird, dann sucht Jeder noch einen Trumpf darauf zu setzen. Wie übel ist den armen Vandalen mitgespielt worden, und wie wenig haben sie es verdient! So viel aber erkennt man aus all dem Gerede über die Kreter deutlich, daß diese den Leuten imponirten. Sie scheerten sich eben keinen Pfifferling darum, und hatten wahrscheinlich all die Fehler und Tugenden der Sphakioten, mit denen, ihrer Wildheit ihres Uebermuths und treulosen Eigensinns wegen, Niemand gut Freund sein will. Es bestand nur der Unterschied dabei, daß die alten Kreter blinde Heiden waren und deshalb noch mehr

in Saus und Braus lebten, ihr Land aber damals viel üppiger und unerschöpflicher war in seinem Reichthum.

Vielleicht aber läßt sich das Eigenthümliche, das uns von Kreta's altem Staatswesen berichtet worden, doch historisch erklären.

Gewiß hatten dort in uralter Zeit mehrere tüchtige Könige regiert, welche das Beste semitischer Staatsweisheit, wie wir es in Moses' Gesetzgebung bewundern, in That und Leben umsetzten. Ihr Thun und Verdienst sammelte sich, als die Jahrhunderte fortschritten und ihr Gedächtniß die Namen fallen ließ, auf den einen Minos. Dieser war König der größten und gebildetsten Stadt gewesen. Es war das spätere Knossos, früher Käratos genannt, vom phönizischen Kart, aus welchem Worte — durch eine sehr gewöhnliche Umsetzung des Konsonants im Volksmunde — wohl der Name der Insel entstanden ist. Denn diese Stadt, deren Einwohner Κεράτιοι hießen, nahm damals den Rang einer Weltstadt ein, ihr Ruhm erfüllte die Länder am Mittelmeer, und sie sandte Ansiedlungen nach allen Küsten. Was die Griechen in dieser Großstadt an politischen Einrichtungen lernten und ihre Gesetzgeber zu Hause anwandten, als sie ihr schwaches Staatsgefüge verstärkten und der Adels-

willkür ein Ziel setzten, das wurde alles vom großen König Minos hergeleitet, da an sein Gedächtniß sich das früheste kretische Alterthum anknüpfte.

Was aber das Charakteristische der späteren dorischen Zustände Kreta's betrifft, so wird alles verständlicher, sobald man die insularische Hartnäckigkeit, welche in Kreta's Natur und Bevölkerung einheimisch ist, in Betracht zieht. Sie zeigt sich scharf ausgeprägt den ganzen langen Lauf der Geschichte hindurch.

So verharrte auch das alte Dorerthum, als es in seinen übrigen Sitzen längst höherer Kultur Raum gegeben hatte, auf Kreta noch ganz in seinem alten wilden und trotzigen Wesen. Die übrigen Griechen hatten, wie ja nicht zu verkennen, von semitischer Kultur, wie sie ihnen aus Aegypten Phönizien Karien und Kreta zufloß, sich durchdringen lassen, ähnlich wie wir alle noch heute von Kindesbeinen an mit den Bildern Sprüchen und Anschauungen des alten Testaments unser geistiges Wesen nähren und umbilden. Der griechische Ausläufer aber, der sich in Kreta festgerankt hatte, war in den dunkeln Thälern und auf den schroffen Höhen der Insel der alte Wildling geblieben in der Hartnäckigkeit des Gebirgsvolkes. Bei den kretischen Doriern finden wir ungebrochen und un-

geschmeidigt die ganze Herbheit und nationale Eigenthümlichkeit der ältesten Volks- und Staatseinrichtungen der Griechen.

Allein erinnern die Schwäche und das beständige Zerfließen und Wiederbauen der Staatsordnung, der unausrottbare Eigensinn der Staatsglieder, der vom Feuer der Unruhe und des Ehrgeizes gepeinigte Adel, sein Fehderecht, der Charakter des öffentlichen Gerichts als bloßen Schiedsgerichts, die Sippen und Genossenschaften, der Synkretismus als große Eidgenossenschaft, die Klassen der Hörigen — erinnert das alles nicht an die ältesten bürgerlichen Einrichtungen der germanischen, oder sagen wir besser, der arischen Völker?

Es wurde ergründet, wie sehr Germanen und Inder, Parsen und Griechen sich in Sprache Charakter Sitte religiöser Anschauung und Volksdichtung ähneln: nicht ohne Frucht und Folge möchte es sein, auch einmal das Gemeinsame in Staats- und Rechtsordnung bei den arischen Völkern aus ihren ältesten Zeiten in's Licht zu stellen.

XXVII.

Vamos.

Als wir uns von der Bucht von Amphymalion südwärts in's Innere wendeten, kamen wir durch das blühende Land an zwei Dörfern vorbei, die in Ruinen lagen. Ein paar alte Frauen sah ich vor brandgeschwärzten Mauern, die ein Nothdach von Reisig hatten, hantiren, auch ein verhungerter Hund ließ sich blicken, sonst nichts Lebendes. Dann zogen wir über die Stelle, wo das türkische Lager gestanden, und der Regimentsarzt erzählte Folgendes:

Es war gegen Ende des Aufstandes, als er hier mit zwei Bataillons kampirte. Jene beiden Dörfer hatten sich ergeben und, was von Männern noch darin war, die Waffen abgeliefert. Es geschah ihnen nicht das Mindeste. Zu ihrem Unglück mußte

ein türkischer Soldat, der ziemlich von seinen Wunden geheilt war, sich aus dem Spital schleichen. Er war waffenlos, und was er gesucht oder was vorgefallen, ließ sich nicht mehr erkunden. Seine Leiche lag andern Morgens zwischen den beiden Dörfern, die Hände zerfleischt, Brust und Kopf zerhauen. Als man ihn in's Lager brachte, traten auf der Stelle die Bataillons in Reih' und Glied, rückten auf die Dörfer vor, die Bevölkerung floh in's Weite, Schüsse knallten, Haus für Haus wurde geplündert, zerstört, ausgebrannt.

Warum aber die Bewohner der beiden Ortschaften, als Frieden und Vergessen verkündigt wurde, nicht wiederkehrten? Von den Männern waren wohl die Meisten gefallen, der Rest aber suchte Unterkunft in der Nachbarschaft; denn die Leute hatten weder Muth noch Geld noch sonstige Hülfsmittel, ihre Wohnungen wieder auf-, und hatten auch kein Saatkorn kein Ackergeräth und Vieh, ihre Ländereien wieder anzubauen. Viele mochten auch in der ersten Zeit nach dem Frieden an Hunger und Seuchen zu Grunde gegangen sein.

Ich bin oft gefragt, warum das kräftige Volk von Kreta sich nicht wieder erhebe, jetzt wo der Krieg in den Donauländern der Türkei keinen Mann übrig lasse? Zur Antwort weise ich auf solche zer-

störte Dörfer hin, zahlreich sind sie auf der Insel, und es giebt kaum eine griechische Familie, die nicht schwer gelitten. Wer das gräßliche Elend und die wilden Gräuel angeschaut, welche die Revolution mit sich brachte, bedenkt sich wohl, ehe er wieder zu den Waffen greift und treibt. Es müssen erst wieder Buben und Mädchen heranwachsen, deren Herz und Arme das fürchterliche Andenken nicht mehr belastet. Außerdem ist ja gerade der beste Theil der streitbaren Bevölkerung nicht mehr vorhanden: er ist gefallen, geflüchtet, verdorben und gestorben.

Die Türken, welche ja die unterjochten Völker niemals in Bildung und Wohlstand weiter bringen, nicht einmal eigentlich regieren, sondern nur beherrschen und besteuern wollen, haben eine gar einfache Praxis, die Rajah, wenn sie übermüthig anschwillt und freiheitfordernd aufsteht, wieder zur Ruhe zu bringen. Es wird ihr sofort tüchtig zur Ader gelassen. Nach alter Erfahrung genügt es, wenn jedesmal ein Zehntel der aufständischen Bevölkerung niedergehauen oder in's Exil und Elend gejagt wird. Es befinden sich stets Die darunter, welche am meisten Geist und Muth hatten. Ist das Zehntel vernichtet, so genügt das wieder auf ein Menschenalter und länger. Die Herrschenden wissen recht gut, daß die Rajah nach einiger Zeit sich wieder empören wird,

dann greift man wieder zu dem bewährten Mittel — das ist die uralte schlichte Staatsweisheit der Osmanli. Im Alterthum stand sie wohl bei den meisten Völkern in Blüthe, sicherlich bei Persern Spartanern und Römern.

In den türkischen Kasernen schleicht die stille Ueberlieferung von solchen Blutfesten langsam von Mund zu Mund, und die Soldaten erheitern ihre stummen traurigen Tage dadurch, daß sie ihre Phantasie schwelgen lassen in schauerlichen Vorstellungen. So wurde mir als völlig glaubwürdig eine Arkadi-Geschichte erzählt. Dieses große feste Kloster wurde am 9. November 1867 von den Türken genommen: sie hatten von einer Ueberhöhung erst das Thor eingeschossen, dann gestürmt, Feuer hinein geworfen, aber mehr als tausend Mann dabei verloren, und während Alles in Flammen Schreien und Knallen war, flog die Hälfte des Klosters in die Luft. Der Rest der Vertheidiger, unter ihnen an vierzig griechische Freiwillige, die im Refektorium aus Mangel an Munition sich ergaben, und mehrere hundert Frauen und Kinder, deren Haufen sich zwischen den rauchenden Trümmern in die Winkel drängten, wurden nun den Soldaten überliefert, um ihre Hinrichtungskünste daran zu erproben. Da ersah ein riesiger Türke, wie das Kind, das eine Frau auf

dem Arme trug, sich an ihr Gesicht schmiegte, er sprang darauf zu, ein einziger wuchtiger Hieb, und beide Köpfe flogen ab zu gleicher Zeit. Während die Einen entsetzt aufschrieen und die Andern jauchzten, stand der Rumpf des Weibes mit Blut übergossen noch aufrecht, streckte dann einen Fuß wie zum Gehen und sank zusammen.

Unser Weg stieg wieder rasch an, die lichte Aussicht weitete sich von allen Seiten, und ich erkannte deutlich die Schlucht von Askypho, welche von dieser Seite zu den Sphakioten führt, hinter den weißen Bergzacken lag der Homalo. Von den drei Paschaliks, in welche die Insel getheilt ist, führt das mittlere bei dem Volke den Namen von jenem trotzigen Bergvölkchen, den Sphakioten, und zu ihrem Wächter hatten die Türken hier oben nach Vamos ihren besten Mann gesetzt. Auf einer steinigen Anhöhe glänzte mir in weißen Gebäuden ein Städtchen entgegen, die neuen Gebäude waren hochgeräumig mit hellen großen Fenstern, das Ganze wie ein deutscher Badeort, der eben im Emporblühen.

Hier empfing uns der Pascha mit polnischem Namen, ein stattlicher, verhältnißmäßig junger Herr, der noch vor vier Jahren in Berlin studirte, und wäre sein Deutsch flüssiger gewesen, ich hätte wahr-

haftig geglaubt, ein hochverehrter Freund hätte sich von dem ewigen Präsidentenstuhl der Reichs- und Landtage zum Ausruhen hierher zurückgezogen. Wie in Kapsodasos bei dem Kaimakam, ging auch hier bei seinem Vorgesetzten das Deutschsprechen, sobald er nur wieder hinein kam, ganz gut. Sein erster Adjunkt war ein geborener Türke, aber ganz von europäischer Bildung und hatte Schelling und Schopenhauer nicht blos der Literaturkenntniß wegen gelesen, der einzige Beamte, wie mir ein Landeskenner sagte, der unter den geborenen Türken eine wahrhaft freie Bildung habe. Ihm leuchtete wirklich edle Humanität aus den Augen und klang in der weichen Stimme wieder.

Wie gern hätte ich hier ein paar Tage gesäumt! Aber selbst bei dem etwas lange dauernden Diner, das uns der Pascha gab, mußte ich wiederholt auf die Uhr schauen: meine Zeit für Kreta lief unbarmherzig ab. Es tafelte sich aber prächtig auf dieser freien Höhe, frische Luft strömte allerwärts herein durch die geöffneten Fenster, und man sah von der Tafel hier auf das Schneegebirge, dort auf die blauende See.

Am Diner nahm auch ein achtzigjähriger Franzose Theil, ein Mann, dessen lange kräftige Gestalt seinem Namen Ehre machte. In wilder Wirthschaft

hatte er ein großes Vermögen durchgebracht, und jetzt — alte Franzosen sind entweder die liebenswürdigsten Gesellschafter oder freche liederliche Schwätzer — war er etwas von beiden. Seine freveln Geschichten und Ausdrücke gipfelten der Tollheit nahe. Er ritt mit uns durch die herrliche breite Thalebene von Apokorona, in welcher ein stattlicher Strom nach dem andern sein helles Wasser lustig daher strömte. Obgleich unser Begleiter fast sein ganzes Leben auf der Insel Kreta zugebracht, theilte er doch, und das allein schien mir ehrwürdig an ihm, in seinem Herzen die ächt nationalen Gefühle seiner französischen Landsleute. Er meinte, sie hätten nur die Wahl unterzugehen oder uns zu zerreißen. Denn auch im Frieden würden wir täglich stärker: die französischen Frauen liefen ihren Abbés nach, während bei uns jedes Haus eine Kaninchenhecke sei. Die Franzosen müßten die erste Rolle spielen, oder es gehe bei ihnen gleich alles aus dem Leim. Sein Haß gegen die Italiener war noch größer, als gegen die Deutschen, er hatte etwas von dem Giftigen des Familienhasses. Jedoch rechnete er sicher darauf: wenn die große Hetze losginge, thäten die Italiener mit ihnen. Von des Orients Zukunft prophezeite er gräuliche Dinge, Alles müsse in Blut und Laster zu Grunde gehen, und ich

glaube, er hätte, selbst schon mit einem Fuß im Grabe stehend, am liebsten alles Lebende mit hinein gerissen.

Als unsere Wege nach Kanea sich trennten, denn ich wollte noch über die Höhe von Aptera, mußte ich daran denken, daß die Türkei doch auch solche Beamte habe, wie ich sie schon öfter und jetzt wieder zu Vamos kennen gelernt; daß der türkische Handwerker ein fleißiger geschickter genügsamer Arbeiter; daß der türkische Landmann ein gutmüthiger und grundehrlicher Mensch sei, — ob es denn wirklich nicht möglich, das osmanische Reich zu reformiren? Allein wohin ich die Gedanken wendete, immer kehrten sie auf den einen Punkt zurück, daß die große Masse des Türkenvolks von der modernen Kultur nur noch getüncht, nicht mehr durchdrungen werden kann. Neunzehn Zwanzigstel der jetzigen Beamten müßten abtreten und braven Christen Platz machen: wie soll das aber so rasch vor sich gehen? Es ist überhaupt zu Reformen zu spät geworden. Als die Türken noch ein Land nach dem andern einnahmen, ein Volk nach dem andern ausraubten, hatten sie ihre goldene Zeit, und all ihr Besitzthum rührt nicht von Handel Gewerbfleiß und Anbau des Landes her, sondern ist mit den Waffen erobertes Gut. Seit sie vorzugsweise durch deutsche Heere

und Feldherrn die Donau hinunter geschlagen wurden, immer weiter hinunter, neigte sich ihr Stern rasch zum Sinken, obgleich sie gegen die Deutschen an Frankreich, dann gegen die Russen an den Westmächten Hülfe und Stütze fanden. Seitdem lag ihre Ohnmacht nackt und offen vor aller Welt, und selbst der Goldregen, der sie in den letzten dreißig Jahren aus Börsenanleihen noch einmal beträufelte, verging eigentlich ohne anderes Ergebniß als daß gerade in dieser Zeit die roheste Selbstsucht ihre besten staatlichen Mittel aufzehrte, die sittliche Fäulniß reißend um sich griff, und ein erschreckendes Abnehmen an Familien und Vermögen sich kund gab. Wohl könnte das Türkenvolk noch einmal in wildem Fanatismus auflodern und der Welt ein fürchterliches Schauspiel des Sichselbstverbrennens aufführen, aber die Kulturkraft, diejenige Kraft, welche ein Staatswesen gründet, erhält und entwickelt, ist in diesem Volke versiegt auf immerdar.

XXVIII.

Die orientalische Frage.

Bei diesen Gedanken stand ich wieder mitten in der orientalischen Frage, auf deren furchtbare Verwickelungen diese Reise mich immerfort zurückführte, und welche schon vor fünf Jahren — sie beginnt nämlich gleich hinter den Thoren Preßburgs — mich beschäftigte, als ich das Werk über Ungarns historische, geo- und ethnographische Verhältnisse*) verfaßte. Ein paar Worte mögen darüber auch mir gestattet sein.

Könnte man den Türken erst den Rest ihrer Donaulande, die Herzegowina Bosnien und Bulgarien, entziehen, dadurch daß sie ihre Selbstver-

*) Die Magyaren und andere Ungarn. Leipzig 1873.

waltung unter europäischer Garantie und Anleitung erhielten, so würden sich die dortigen Mohamedaner bald verlieren. Diese können nicht ausdauern, wo sie nicht herrschen: sie würden in der Stille mit Sack und Pack von dannen ziehen. Später würde sich derselbe Prozeß mit Epirus Thessalien und den griechischen Inseln wiederholen, während Mazedonien Albanien und Rumelien mit Konstantinopel noch länger unter türkischer Herrschaft verblieben, sich aber allmählich mit griechischen und europäischen Ansiedelungen anfüllten. Unterdessen würden die Griechen, die doch allein das bischen Salz im Orient sind, sich soweit verstärkt haben, daß sie, und wäre es auch nur in der Weise der Hegemonie, die Führung eines Bundesstaats übernähmen, dessen Haupt und Sitz sich in Konstantinopel befände. Diese vielbegehrte Stadt könnte ja auch eine freie Handelsstadt unter europäischem Schutze werden, gleichwie früher Krakau und wie jetzt noch Hamburg Bremen und Lübeck. Andere Hauptplätze des Handels und Verkehrs, wie Smyrna Beyrut Brussa, würden nach und nach in ein ähnliches Verhältniß treten.

Denn die Natur hat in den Ländern an beiden Seiten des griechischen Meers durch Bergzüge und Küstenlauf lauter Sondergebiete ausgezirkelt, die entweder von einem großem Kaiserreich umschlungen

sein oder lauter kleine Fürstenthümer und Freistaaten bilden müssen. Und da fast in jedem dieser Landgebiete eine Nationalität vorherrscht, warum sollten sie denn nicht mit einander sich vertragen können? Und wenn das auch nicht geschähe, wenn in jenen Ländern zunächst auch große Verwirrung und Zerstörung einträte, das Eine halte man sich nur stets vor Augen: Alles was im Oriente kommen kann, ist besser, als die Gegenwart.

Das erste Land aber, welches dem Königreich Griechenland anheim fiele, würde Kreta sein. Denn auf dieser Insel rollt noch am meisten griechisches Blut, und wenn auch mehrere Bewohner derselben über die argen Schwächen und Thorheiten in Athen spotten und lieber ein eigenes Reich bilden möchten, so sehen sie doch Alle ein, daß ihre Zukunft sie jetzt nur auf Griechenland verweist. Mit dem Tage aber, an welchem der Anschluß erfolgt wäre, würde das griechische Königreich wieder aufleben. Als dem späteren König Leopold von Belgien zuerst die griechische Krone angeboten wurde, erklärte er: nur mit Kreta nehme er sie an, ohne Kreta verzichte er. Bloß die gemeine Selbstsucht der Engländer war Schuld, daß die Insel nicht schon damals zu Griechenland kam und es neu belebte. Nur Kreta kann ihm die frischen Volkskräfte geben, die es braucht. Schon jetzt

mögen an tausend flüchtige Kreter in Griechenland sich angesiedelt haben, die rührig Politik und Geschäfte treiben.

Das wäre etwa die langsame natürliche Entwickelung der Dinge im Orient, und es ist kein Grund vorhanden, warum sie nicht vor sich gehen könnte, wenn die Großmächte einmüthig handeln wollten. Allein so gut wird es unserm Welttheil wohl nicht werden. Die türkische Macht hat sich nun schon lange Zeit nur durch das Gegenspiel der übrigen Mächte erhalten: bei ihrem Falle ist nur gar zu leicht möglich, daß jene sich in den leeren Raum, der dann entsteht, hinein und auf einanderstürzen.

Was aber würde nach langen blutigen Kriegen und Verlusten herauskommen? Die Landkarte würde ein völlig verändertes Gesicht zeigen von Passau bis Konstantinopel. Ein neuer Kaisersitz am Bosporus aber, der zugleich Hauptstadt eines großen Reichs bleiben sollte, könnte nur mit russischen Kräften gegründet werden oder mit — deutsch-ungarischen. Denn keines der übrigen Völker, soviel da wohnen rings um das Becken des griechischen Meers, ist herrschaftsfähig. Nur die Griechen könnten es allmählich werden, und vielleicht das fremde Kaiserthum wieder ablösen, und die verschiedenartigen

Landgebiete und Völkerschaften, die unter jeder neuen Regierungsform sich mehr oder weniger national selbstständig stellen werden, mit einem neuen byzantinischen Gewebe zu umschlingen.

Der Generalgouverneur einer türkischen Provinz — diese war aber nicht Kreta, — auch einer der Männer unter den türkischen Beamten, für welche ich unwillkürlich alle Hochachtung fühle, vertraute mir eines Abends, als wir lange allein beisammen waren, seine Sorgen und seine Hoffnungen: „die beiden Unruhstifter in Europa," sagte er, „sind Frankreich und Rußland: beide sind vom Dämon des Machthungers besessen. Die Franzosen tasten an allen Rändern des Mittelmeers umher, und finden wirkliche Verstärkung nur in Belgien, der Schweiz und Deutschland. Die russische Regierung hat zwar in Mittelasien zu thun: das Volk jedoch betrachtet die Osmanen als Erb- und Glaubensfeinde und wird, wenn ein neuer Aufstand bei uns entsteht, die Regierung mit sich fortreißen, sie wolle oder nicht. Nun aber legt sich zwischen Frankreich und Rußland eine gewaltige Reihe von Mächten, deren eine sich an die andere kettet und die gegenseitig sich halten und stützen müssen. Die Türkei lehnt sich an Oesterreich, welches seiner Völkerschaften wegen in ähnlicher Lage ist, und dort haben

wir auch den einzigen wahren Freund, der für uns ein braves Mitgefühl hat, die Magyaren. Oesterreich lehnt sich an Deutschland, weil es in der Hauptsache doch eine deutsche Macht bleibt. Deutschland aber hat einen beständigen Helfer an England, weil dieses eine Stütze gegen Rußland braucht. Auf diese natürliche Stellung der Mächte gestützt kann sich Europa noch lange der Ruhe erfreuen, umsomehr als im Grunde alle Welt überzeugt ist, daß der Hauptmacht unter den Vier, dem deutschen Kaiser, es wirklich um Frieden und Gerechtigkeit zu thun."

Ich dankte meinem edlen Gastfreunde für seine gute Meinung, konnte aber nicht umhin zu bemerken, daß wir doch nicht so ganz in der glücklichen Lage wären, unsere Allianzen frei zu wählen, sondern immer darauf Bedacht nehmen müßten, ob nicht die Franzosen, die im Stillen und zwar mit großem Verstand und Geschick eifrig daran wären, ihre Kräfte wieder zu sammeln und zu schärfen, uns in den Rücken fielen. Wir würden uns deshalb wohl Rußland an der Seite halten müssen.

Da lachte der Pascha bitter: „Ja wohl und das große Slavenreich auffüttern, daß es Euch allen unbezwinglich über die Köpfe wächst. Lieber sollten sich Oesterreich und Deutschland zusammen thun und

einige Hunderttausend deutsche Ansiedler in die untern Donaulande werfen. Doch das wird niemals geschehen!"

„Warum denn nicht?"

„Nun weil die Magyaren Narren bleiben und Donquichotes, die Oesterreicher gutmüthig wie Kinder, die Süddeutschen lustig und sorglos, und die Norddeutschen steife Theoretiker, denen so etwas nicht einfällt." —

Noch öfter bin ich bei angesehenen Türken dem festen Glauben begegnet, es könne gar nicht anders sein: jene große Viermachtkette, die sich quer durch Europa lagert, werde ihr östliches Glied nicht ablösen lassen. Und doch, wenn wirklich die ganze orientalische Frage losprasselte, könnte es wohl sein, daß die Kette klirrend spränge und auch das zweite Ostglied gleichsam in der Luft hinge Es wird wohl keinen Staatsmann in Oesterreich geben, der sich nicht lieber einen Finger abbisse, als jetzt in feindliche Verwickelungen mit Rußland zu gerathen. Wenn es aber doch einmal geschähe, wenn z. B. Rußlands Schützlinge, Rumänien, die ungarisch-siebenbürgischen Rumänen, Serbien, seine Volksglieder in Südungarn, ja Rußland selbst die Kleinrussen in Nordungarn und Galizien anreizten und unruhig machten und Oesterreich dem russischen Kriege nicht

mehr ausweichen könnte, welche wäre dann unsere gewiesene Stellung?

Betrachten wir sie doch rein mit nüchternem Auge, die Sache hat des schweren Ernstes genug. Zeigt sich da nicht für uns, so wie jetzt wenigstens die Dinge noch liegen, eine strenge Nothwendigkeit?

Zunächst ist das doch nur eine Redensart, daß es Deutschland wenig angehe, wenn die Zustände an der untern Donau und am Bosporus in's Fließen und Stürzen gerathen. Jene Länder brauchen sehr viel gerade von den billigen Waaren, die der deutsche Gewerbfleiß in Masse erzeugt, und sie werden künftig um so mehr brauchen, je freier sie von den türkischen Fesseln erlöst sich entwickeln können. Sollen uns nun die Wege dorthin in ähnlicher Weise abgeschnitten werden, gleichwie die preußischen Ostseeprovinzen von Rußland ringsum mit einer Verkehrs- und Handelssperre umschnürt werden, die geradezu vernichtend auf ihren Wohlstand einwirkt? Wenn wir das aber verhindern wollen, so müssen wir mitthun, um uns das Recht der Mitentscheidung am Schlusse zu bewahren.

Mit welcher andern Macht aber, wenn es einmal zum großen Völkerkriege kommt, kann Deutschland gehen als mit Rußland? Andernfalls hätten wir ja nicht blos mit diesem, sondern auch sofort

mit den rachedürstenden Franzosen zu thun. Das ist so gewiß, als auch die freisinnigsten Männer in Frankreich gleich klerikal sich geberden, sobald davon die Rede ist, welche Machtvermehrung darin liege, das Schwert der katholischen Kirche zu sein. Sie denken nicht bloß an ein Massenaufgebot, daß alles was eine Flinte tragen könne, sich erhebe und wie die wilde Fluth bei uns herein breche, — sie denken auch daran, wie sie in Deutschland den Religionskrieg anzetteln, und möchten jede Faser katholischen Gefühls wider uns zum Kampfe rufen. Und wenn alle Männer in Frankreich die Einsicht hätten, wie sehr ihr Volk dadurch in ägyptische Finsterniß hinein sinke, ihre Weiber würden uns dennoch den Krieg schaffen. Denn im Grunde setzen die Frauen alles durch, was sie einmal ernstlich wollen, nicht dadurch daß sie des Mannes Willen brechen, sondern nach dem Sprüchwort vom beständigen Tropfenfall, der den Stein höhlt. Gerade in großen nationalen Fragen, wo das Volksherz mitredet, geben die Frauen den Ausschlag. Nun gar bei den armen Franzosen, die ihren Weibern stets gefällig gewesen. Diese aber schwuren sammt und sonders uns glühende Rache und Hunderttausende haben, mit und ohne Priester's Weihe, feierlich vor ihren Familien erklärt: fehle das Geld

zum Rheinkrieg, wollten sie lieber kein Seidenkleid mehr tragen. Diese bitter grimmige Gesinnung der Französinnen ändert sich noch lange nicht. Die Weiber sind ja, wenn ihr Selbstgefühl verwundet ist, viel unversöhnlicher als die Männer.

Aber Oesterreich? Könnten wir nicht mit dem blutsverwandten Oesterreich zusammen stehn? — Gott weiß, daß jeder ächte Deutsche Oesterreich liebt von Herzen mit Schmerzen, aber sollten wir uns denn absichtlich die Augen verbinden, um nicht zu sehen was in Oesterreich vor sich geht? So gewiß es ist daß Deutschland, sobald es den Russen den Krieg erklärt, zwischen zwei Feuer geräth, so unzweifelhaft ist es leider, daß die Macht Oesterreichs, solange sie zwischen Wien und Pest getheilt ist, die Magyaren sogar die Vorhand haben, nicht mehr auf die Dauer jener sichern und wuchtigen Bewegung fähig ist, auf welche wir uns im großen Weltkrieg müßten verlassen können.

Denkt man denn bei uns wohl ernstlich darüber nach, ob die orientalische Frage nicht möglicher Weise auch für Oesterreich dunkle Loose ausschüttele? Seine Lage beginnt beinahe jetzt schon tragisch zu werden. Als man in Wien es duldete, daß auch die edeltreuen Siebenbürger Sachsen, die sieben Jahrhunderte ihre Nationalität den Deutschen zur Ehre und

Oesterreich zum Schutze aufrecht gehalten, dem Magyarenthum geopfert wurden, da wußte auch der Letzte in Deutschland, der noch treu zu Oesterreich hielt, was die Glocke geschlagen! Das Szepter aber läßt sich jetzt den Magyaren ohne Bürgerkrieg nicht wieder entwinden, und sie gebrauchen es, um Walachen und Ruthenen, Kroaten und Serben, Slovaken und Deutsche mit Gewalt zu magyarisiren, und sie mit Steuern und Schulden zu beladen, nicht achtend daß sie ringsum sich mit Pulverminen glühenden Rassenhasses umgeben. Unterdessen theilt sich die ungarische Krankheit rasch zunehmender Zersetzung und wirthschaftlichen Niedergangs dem ganzen Kaiserstaate mit. Wie Viele aber, die jetzt öffentlich die Türken ihre Brudernation nennen, — und zwar mit vollem Recht, denn ihre Nationalität und Geschichte, ihre Instinkte und politische Lage sind brüderlich verwandt, — wie Viele dieser Magyaren mögen wohl in ihrem Herzensgrunde denken: Oesterreich soll deutsches Reichsland werden, damit wir in Ungarn ganz die Herrn sind! Sie spielen dieselbe Karte mit Ultramontanen welche schon die klerikalen und deutschfeindlichen Stimmen zählen, die Oesterreichs Zuwachs dem deutschen Reichtage brächte. Beide denken nicht daran, daß wenn wirklich jemals durch das magyarische Verhängniß Oestreich auseinander bräche, wir

Deutsche uns erinnern könnten, wie viel von Ungarn schon unter Karl dem Großen deutsches Reichsland war und noch jetzt im Wesentlichen deutsch ist. Das Schicksal der Großtürken würde auch die Kleintürken ereilen, und der Magyarenstaat ziemlich bald dastehen wie abgestreifter Kohl.

Bei solcher Weltlage die unsere Herzensneigungen nicht anders machen, dürfen wir wahrlich dankbar zu den Männern aufblicken, welche das Dreikaiserbündniß gründeten, und es trotz aller Völkerthorheiten aufrecht halten, daß es Herr bleibt der europäischen Geschicke.

XXIX.

Aptera.

Doch nun genug der Zukunftspolitik! — Die Frage — was wird daraus werden? — tritt Einem gleichsam auf die Füße, wenn man überall sieht, wie die Türken sich bemühen, durch Blockhäuser, Kasernen, Festungen und Kriegshäfen ein Land festzuhalten, dessen Besitz ihnen doch entschlüpfen muß. Gleich als wir die Apterahöhe erreichten und auf der andern Seite hinabblickten, sahen wir unter uns ein Gewimmel von Soldaten. Gerade gegenüber auf der anderen Seite der prachtvollen Bucht von Suda lagen vor der Küste drei Felsinselchen, welche lange Zeit zum Seeräuberneft dienten, bis die Venetianer dort ein Fort errichteten, welches die Türken zu einer noch stärkern Seefestuug umgeschaffen

haben. Sie genügte ihnen aber nicht mehr, und sie bauten jetzt auch an dieser Seite eine Festung, um die Bucht völlig abzuschließen. Im Innern derselben zeigten sich mehrere Kriegsschiffe, und an ihrem Ende glänzte ein neues weißes Arsenal- und Kasernenstädtchen. Offenbar hatten die Türken im Sinne, diese tiefe und weitgeräumige Bucht, die der beste Hafen der Welt ist, — denn sie ist auch gegen alle Stürme gesichert, — zu ihrem Hauptwaffenplatze auf der Insel zu machen.

Als ich mich nun auf der freien Höhe umschaute, bebte mir das Herz vor Entzücken. Ueberall wo man in Kreta vom Meere aufsteigt, hat man gleich die herrlichste Aussicht von der Welt: hier aber war sie so hehr und erhaben und gewaltig, und dabei so holde lächelnd, ich möchte sagen, so innig schön, daß es mich im Innersten ergriff. Da lag da unten die stille große Bucht milchblau wie sanft spiegelndes Metall, umrändert von krausem Felsgestein, hier und da dunkles Geklüft oder eine glatte Steinwand, überhangen von sonnigem Grünlaub. Und darüber hin sah man auf die noch größere Bay von Kanea, und dahinter wieder streckte sich die schmale dyktinnäische Landzunge bis zum Kap Spathe, und wieder dahinter schimmerte die schöne Kisamobay, und drehete ich mich nun, sah ich über Kap Drepanon weg in

die große Armyrobay. Ueberall der lichte Großblick des Meeres, hervorblitzend zwischen den tiefbräunlichen Landzungen wie zwischen dunklen Wimpern. Da drüben aber stand majestätisch das Alpengebirg mit seiner weißen Stirnbinde leuchtend im Schneeglanz, und fragte zum Meere hin: wer ist schöner und gewaltiger, du oder ich? In der Ferne stieg in reiner Linie das götterheilige Haupt des Ida am Himmel empor. Und wie weich und lieblich, geschmückt mit allen sanften Farben, wallten die warmsonnigen Farben dahin. Sie waren wie umfaßt und geschwungen von Gebirgsarmen, aber sie ergossen sich alle nieder zum Meer als wollten sie es küssen. Kretas Genius wollte auch mich noch einmal zum Abschied küssen. Ach noch einmal trank die Seele in sich hinein diese edlen schlichtgroßen Züge der Landschaft, diese Lichtweite der See, dieß blitzende Schneegebirg, und all dazwischen diese grünen Wellungen und Halden und Hügel der Ebene, und die zahllosen braunen und knorrigen Vorgebirge und Inseln und das weißgraue Felsgestade der Küste.

Dann rastete ich lange unter einem breitschattigen Maulbeerbaum bei dem Klösterchen, und es zogen mir im Geiste vorbei die herrlichen Landschaften, die wunderlichen Städte und Orte, die seltsamen

Menschen, die Gefahren und die fröhlichen Weingelage, die ich zwischen Kretas Höhen und Tiefen genossen hatte, und all mein Denken war Dankgebet gegen die Vorsehung, die mich auch hierher geführt.

Es ist aber diese Höhe von Aptera auch berühmt eines bedeutungsvollen Schauspiels wegen, das sich in alten Zeiten begab. Zum Wettkampfe stellten sich nämlich hier die Musen und die Sirenen. Sie sangen und spielten gegen einander, wer es am besten könne, und die lockenden Sirenen flöteten ihr Meistes und Bestes. Doch der geistige Adel besiegte die gemeine sinnliche Schönheit, die hehren Lichtgestalten der Musen besiegten die wollustvollen Sirenen. Die armen Dinger waren so beschämt, daß sie ärgerlich sich selbst Federn und Schwingen ausrissen, nun wollten sie gar nicht mehr fliegen. Jedoch als sie sich nun auch den letzten Federschmuck abgerissen und ganz weiß geworden, da erschraken sie selbst über ihre Blöße und wurden in jene drei Felsinselchen verwandelt, welche davon die „weißen" λευκαί hießen. Hätten die Sirenen sich wenigstens ihren sinnlichen Schmuck gelassen, so wären sie nicht bleich und knochig geworden, wie Felsgestein. — Man kann immer darauf rechnen, daß in den alten griechischen Götter- und Heldensagen in anmuthiger

Verkleidung verborgen ist eine tiefsinnige Lebenswahrheit. Die Stätte aber, wo die leichtsinnigen Schwestern mit den Musen gekämpft und flügellos geworden, hieß fortan "Απτερα „Ohne Flügel" und als hier eine Stadt gegründet wurde, bekam sie diesen Namen. Ihre Einwohner baueten den Musen ein stolzes Heiligthum, ein Musäum, gerade am Abhang gegenüber den Leukä unten im Meere.

Die Stadt Aptera erblühete auf ihrer Höhe, Angesichts all der prangenden Herrlichkeiten von Land und See und im Besitz der reichen Fruchtebenen zu ihren Füßen, zu einem mächtigen Gemeinwesen, das zwei Hafenstädte hatte. Der eine war Minoa, dort hinter den Leukäfelsen, der andere Kisamos, am Ausgange der Sudabay, auf der Stelle wo die Venetianer das Fort Apokorona baueten, von welchem die Ebene ihren jetzigen Namen trägt.

Wie groß und stattlich einst Aptera gewesen, sieht man noch an den Ruinen. Die Ringmauer aus Steinblöcken die bald glatt gehauen und scharf gefügt, bald cyklopisch roh aufgethürmt sind, läßt sich noch überall verfolgen. Das Theater liegt an dem Abhange, welcher der Musäumsseite entgegengesetzt ist, und obwohl größtentheils niedergebrochen und weggeschwemmt, kann mnn doch wohl ermessen, wie geräumig es war. Wie die meisten griechischen

Theater lag es am Abhang, daß die Sinne, wenn sie vom Bühnenspiel überreizt und gesättigt waren, neue Ruhe und Frische einsaugten, sobald die Blicke über das Theater weg in die weite Landschaft fielen. Die ehemalige Mitte der Stadt bildet eine Hochfläche und ist jetzt von Kornfeldern eingenommen. Hier sah ich ein Mauerstück mit einer altgriechischen Inschrift die von allerlei Werksteinen halb verdeckt war. Die Hauptruinen aber umgeben die Stätte des Musäums. Es stehen da noch ziemlich erhalten die Cisternen in drei großen Gewölben, welche durch Bogenpfeiler getragen und verbunden sind. Sie dienten dazu um in der dürren Sommerzeit auf der Höhe kühles Wasser genug im Vorrath zu haben. Nahe dabei war der viereckige Unterbau eines Hauses, in welchem die alte Anmalung der Wände trotz Regen- und Sonnenbleiche noch helle frische Farben hatte. Hier wo noch zwei Säulenstücke lagen, wurden vor kurzer Zeit zwei schöne riesige Statuen in Kretamarmor gefunden. Der Finder selbst zeigte mir den Ort; sie lagen neben einander, die Gesichter zu Boden gekehrt und nur wenig mit Erde bedeckt. Es war eine Manns- und eine Frauenstatue, in einfach würdiger Haltung, der Faltenwurf der Gewänder meisterhaft. Sie waren bereits nach Constantinopel gebracht, und der Generalstatthalter schenkte mir die

Photographien davon. Wie viele Herrlichkeiten aus der besten griechischen Künstlerzeit mag Kreta's Erde noch bedecken!

Die berühmte Musenhöhe von Aptera gehört jetzt einem andern Logos-Verkünder, dem Evangelisten Johannes. Das Klösterchen nämlich mit seinen Fruchtfeldern ist Eigenthum des St. Johannesklosters auf der Insel Patmos. Es rührt das noch von den wunderlichen Verschlingungen des Missions- und Kirchenwesens her, wie es in den ersten Jahrhunderten des Christenthums im Oriente Statt hatte. Reste davon sind noch hier und da zahlreich stehen geblieben, gleichwie die Stücke des mittelalterlichen heiligen römischen Reichs deutscher Nation bis in die neue Zeit hineinragten. Es fällt mir dabei ein, daß das neue deutsche Reich eigentlich noch mit einem souveränen Herrn im Kriegszustande lebt. Der Fürst von Lichtenstein-Vaduz war so gut wie irgend Einer Mitglied des erlauchten deutschen Bundes, Preußen hat ihm so gut wie irgend einem andern Bundesfürsten den Krieg erklärt: eine Laune der Geschichte aber vergaß ihn bei dem Friedensschlusse.

Als wir nun von Aptera herabritten, kamen wir auf eine Militärstraße, die hoch an der Berglehne hin die prachtvolle Sudabay in weißer Linie umkränzte und allmählich tiefer zum Strande führte.

Wiederholt begegneten uns kleine Soldatentrupps: die Offiziere grüßten und die Soldaten machten ehrerbietig Platz. Da mir öfter ein Ausruf des Entzückens entfuhr, weil diese Bay gar so schön und wonnevoll, so erinnerte mein Reisegefährte, ich solle auch bedenken, daß wir noch im Mai seien, wo alles noch voll Grün und Saft. Wenn aber, wie gewöhnlich, vom April bis Oktober kein Tropfen Regen falle, sei es im Spätsommer und Herbst in dem dürren staubigen Lande nicht zum Aushalten.

XXX.

Allerlei Völker.

Unsere Pferde waren übermüdet, das Aufsteigen zu der schroffen Apterahöhe hatte ihnen den Rest gegeben, sie schlichen und schurften nur noch eben bei den Werkstätten und Kasernen am Ende der Sudabucht vorbei, und ich war herzlich froh, als wir in Chalepa zum Letztenmal abstiegen. Da trat aus der Gartenwohnung der Dragoman des Generalgouverneurs. Dieser hatte ihn mit der Weisung geschickt, ich müsse jedenfalls bei ihm essen, sein Wagen werde mich abholen. Nun mußte ich gleich mit der Freundin in die unangenehme Berathung eintreten, welche Abschiedsmahle, denn es waren von Konsuln und Griechen noch mehr Einladungen da, ich annehmen solle. Ich hasse diese Abschiedsessen fast

ebenso sehr, als die Tischredenfluth, die selbst kleine Freundeskreise zu überplätschern droht. Von der Gastlichkeit aber im Orient hat man bei uns keinen Begriff: Empfehlungen, besonders von diplomatischen Personen, werden so sicher honorirt wie ein guter Wechsel. Neugierde und Eitelkeit thun freilich das Ihrige dazu. Es wurde endlich ausgemacht, daß ich diesen Abend ausruhete, andern Tags Mittag bei der Freundin, Abends bei dem Muschir in Kanea, und den dritten Tag Mittags bei meinem Reisegefährten, dem Regimentsarzt zu Tische wäre.

Der nächste Tag ging hin mit Höflichkeitsbesuchen, und da sich ihnen nicht entfliehen ließ, so machte es, wenn es von Türken zu Engländern und Franzosen, von Griechen zu Norwegern und Italienern ging, wenigstens Spaß aufzumerken, wie die gesellschaftliche Gleichheitstünche alles überkleidet und die nationale Eigenthümlichkeit doch wieder durchbricht. Wie lange wird es wohl noch dauern, bis alle Völker der Erde sich der gesellschaftlichen Sitte und Mode fügen, wie sie in Mitteleuropa ausgeprägt wird! Harten Widerstand setzen ihr nur die Chinesen entgegen, kaum die Araber und Hindus mehr. Das aber ist allgemeine Menschennatur, daß, zu welchem Volke einer auch gehören mag, jeder stets das Beste, was er ist und hat, in glänzendes Licht

zu stellen sucht, und es eigentlich sehr wenige giebt, die einfach wahr sind gegen den Fremdling.

Nun kam auch die Stunde des Abschieds vom lieben Oertchen Chalepa, und er ging uns beiden nahe. Ach, mag Einer im Innern noch so reich und tapfer sein, mag die Landschaft noch so herrlich prangen, er entbehrt doch viel, sehr viel, wenn er mit seinen geistigen Bedürfnissen in der Einsamkeit stets nur auf Bücher und ganz wenige Menschen angewiesen ist, bei denen kaum eine Auswahl zulässig.

Als ich gegen Abend wieder in den Hafen von Kanea kam, gab es gerade einen kleinen Zusammenlauf. Es hatte ein englisches Handelsschiff Anker geworfen. Da erfuhr man, daß ein paar Tage zuvor des Kapitäns Kind gestorben. Sogleich wurden dem Schiffe acht Tage Quarantäne aufgelegt, mitten im Hafen mußte es die gelbe Pestflagge aufziehen. Fünf Leute aus der Stadt aber, die zu früh mit ihm in Berührung getreten, wurden daher geführt, um acht Tage lang im Gefängniß das Schiff zu verwünschen.

Der Generalgouverneur empfing mich auf das Freundlichste: er war bereits von allen Vorfällen meiner Reise unterrichtet, und es schien ihm Vergnügen zu machen, daß all die Hindernisse und Ge-

fahren besiegt waren. Wieder erschienen die sieben Fuß langen Pfeifen und sie schmeckten köstlich. Sie brauchen aber auch einen geschickten Buben, der sich den ganzen Tag bloß mit ihrer Wartung abgiebt. Bei einem türkischen Großen Pfeifenbube zu sein, ist ein hochgeschätztes Amt, das häufig zu einträglicher Anstellung führt. Es sind gewöhnlich flinke bildhübsche Knaben, und die Liebe ihres Herrn zu dem Gegenstand ihrer Obsorge scheint sich auch ihnen selbst mitzutheilen.

Als es nun in den Speisesaal ging, war da ein guter Theil der Herren von der obersten Landesverwaltung beisammen, die Offiziere in Uniform, alle von durchaus europäischem Benehmen. Zu unterst an der Tafel setzte sich der Sohn des Pascha, dann kam der Artillerieoberst, ein Syrier, dann der Dragoman, der ein Katholik aus Salonichi war, dann der Muschir selbst, ich neben ihm, neben mir der Präsident von Kretas gesetzgebender Versammlung, ein Grieche, und die Tafelrunde schloß der Generaladjutant, Prachtbild eines Tscherkessen. Die Schüsseln hatte ein Koch aus Paris nach dortiger Manier bereitet: da es aber eine gewöhnliche Artigkeit der vornehmen Türken ist, wenn sie in Europa gewesen, den Fremden ein Diner à la turca wie man's nennt, zu geben, so kreiseten neben dem Pi-

law, der mir auch stets gemundet hat, um die Tafel beständig kleine türkische Schüsseln. Ihre Zahl ist Legion, alle aber sind gleichmäßig mit dem ewigen Hammelfett und den verschiedensten Arten Süßigkeiten übergossen. Alle Gäste tranken Wein, Burgunder, Rheinwein und Champagner in Eis fehlte nicht, und der Muschir war so aufmerksam gewesen, vor mir eine Reihe der besten Jahrgänge Kretawein aufzupflanzen, an jeder Flasche hing ein Schildchen mit der Jahreszahl, damit die Prüfung gründlich werde. Man versteht also auch auf Kreta, die edleren Lagen zuzubereiten, daß sie sich ein paar Jahre halten. Was könnte bei sorgsamer Pflege aus der Ueberfülle dieses Weins werden! Kreta war ja das Geburtsland des edlen Malvesiers.

Die Unterhaltung war lebhaft und ungezwungen, keine Spur von der schweigsamen Würde, die wie eine Wolke über türkischen Tafeln zu schweben pflegt: der Hausherr war ja längere Zeit in Frankreich, England und Deutschland gewesen. Nach der Tafel begaben wir uns in sein Staatszimmer zurück, wo Kaffee, Raki und Tabak Stoff zu erneuten Genüssen boten, da wurde es noch heiterer. Als das Gespräch auf deutsches und türkisches Militär kam, gerieth alles in Feuer. Der Pascha erzählte mir auch, wie er in den letzten vier Jahren elf mal

einen andern Posten erhielt; zweimal wurde er Polizei-, einmal Marine-Minister, ein andermal Präsident des Staatsraths, viermal wurde seine Bestimmung wieder geändert, während er gerade auf der Reise sich befand zu einer neuen Stelle. So furchtbar wurde unter Sultan Abdul Aziz gewirthschaftet: man kannte nur ein unaufhörliches Ringen und Bestechen, um die höchsten Stellen im Staat zu erhalten und den Vormann zu werfen. Wo aber blieben die ungeheuren Geldsummen, die in Konstantinopel zusammen flossen! Kaum angelangt verschwanden sie wieder: das Meiste bekamen die Harems, und es befand sich sofort auf dem Weg nach Paris oder floß ab in die Truhen der Armenier.

Es war beinahe Mitternacht, als ich, mit einer Menge Photographien beschenkt, das Haus meines Reisegefährten am Hafen aufsuchte, begleitet — das war wieder etwas alttürkisch — von einem Diener mit einer alten Stalllaterne. Die ganze Nacht klatschten und donnerten die Wogen im Hafen und der Sturm heulte draußen auf dem Meere. Ich bekam also schlechte Fahrt nach den Dardanellen. Dies brausende Getöse draußen, vielleicht auch der Kretawein, ließen mich nicht zum gedeihlichen Schlummer kommen. Zwischen Schlaf und Wachen spannen sich die Gedanken vom Vormittag — das Gastmahl

hatte neuen Stoff dazu geliefert — weiter und ich suchte mir die verschiedene Art der Selbstschätzung der Völker und die Ursachen ihres nationalen Selbstgefühls klar zu legen.

In der Gegenwart besitzen offenbar die Deutschen am meisten Bescheidenheit. Ihnen ist es inneres Bedürfniß, das Gute bei andern Völkern anzuerkennen und fleißig zu rühmen. An welcher Küste des atlantischen oder mittelländischen Meeres ich jemals Landsleute getroffen, überall war, wenn's ihnen nicht gar zu schlecht ging, ihr erstes Wort, daß sie das Gute der neuen Heimath und ihrer Bewohner hervorkehrten. Seit einigen Jahren tragen die Deutschen auch in der Fremde das Haupt höher, und wenn sie es nicht von selbst thäten, der Aerger oder das Lobgerede Anderer würde sie dazu reizen. Allein es ist auch gesorgt, daß die Bäume bei uns nicht in den Himmel wachsen. Im Jahr seiner größten Siege wurde durch das unselige Pabstdogma unserm Volke die schwerste Wunde geschlagen. Durch keines andern Volkes Mitte geht so die kirchliche Zweiung, und jetzt sucht alles, was bei uns nur ein wenig päbstlich fühlt — ach, bald ist das ja mit katholisch einerlei — nach Heil und Rettung in jedem Winkel Europas, nur nicht im eigenen Volke und in der eigenen freien Bildung.

Da ist das Nationalgefühl bei unsern Stammverwandten doch ganz anders gefestigt und geschlossen. Schweden und Norweger halten sich einmal für die tüchtigsten Recken auf der Welt. Der Holländer knöpft seinen Rock zu und schlägt auf seine Geldtasche. Der Däne steift sich in seinem Nationaldünkel um so mehr, je banger ihm vor der Zukunft wird. Vollends bei dem gewöhnlichen Engländer ist jeder Zug seines stolzen und starken Volksgefühls eine massive Grobheit gegen andere Leute. Ich sagte bei dem gewöhnlichen Engländer, denn der höher Gebildete schielt nicht, wie jene andern, mißlaunig nach Deutschland hinüber, sondern legt sich die neuen Dinge zurecht mit seiner großen und edlen Wahrhaftigkeit. Selbst bei dem rüstig sich tummelnden Jungburschen unter den Völkern, der aber großsprecherisch ist wie alle Jugend, bei dem Nordamerikaner ist ein gewisser Umschlag eingetreten. Er führt nicht mehr so beständig sein Sprichwort im Munde: „die Engländer schlagen alle Welt und wir die Engländer."

Unter den Romanen könnten Einem die Franzosen am meisten leid thun, sie sind aus allen ihren Himmeln gestürzt. Doch es geht ihnen wie hübschen und geistreichen Damen, ihr Stolz und ihre Eitelkeit mag brennende Niederlage erleiden, inner-

lich denkt jede nur das eine: ich bin doch die schönste und feinste. Italiäner lieben gar sehr die hochrothe antike Schminke. Gab es größeren Ruhm, so sagen sie, als den römischen? Und sind Italiens Söhne nicht Römersöhne? Aehnliche kindliche Eitelkeit zwickt die Neugriechen. Beide thäten viel klüger, wenn sie das antike Ruhmgeflunker sich aus dem Kopfe schlügen und darüber nachdächten, warum die Griechen im Alterthum und die Italiäner im Mittelalter das erste Volk auf dem Mittelmeer gewesen, und wie sie der Vortheile sich wieder bemächtigen könnten, die ihnen der neue Völkerverkehr entgegen bringt. Die auf antike Bildung Stolzen haben auch einen Kleinen im Bunde, der Bojar blickt gebieterisch um sich und fragt: „Heißen wir nicht Rumänen? Und ist Rumäne nicht soviel wie Römer?" Ja wer sollte sich unterstehen, das zu leugnen! Von dem lustigen Irländer, dem ewigen Bummelfritz unter den Völkern, brauchen wir nichts zu reden.

In der Spanier nationales Gefühl mischt sich aus den Kämpfen und Berührungen mit den Arabern etwas Religiöses und Phantastisches ein, und deshalb ist sein Stolz meerestief. Nur dumpfer, weicher und unklarer lebt Nationalgefühl dieser Gattung, wie in den Slaven überhaupt, so besonders

im „heiligen Rußland": dort verklärt sich das Volksthum mit religiösem Schein. Bei den Polen ist ein Jeglicher ein ganz natürlicher Edelmann, die Serben erklären sich laut für die Tapfersten aller Christen, und die Czechen besitzen ein unauslöschliches Talent, sich bei jedem Ausbruch ihres Nationaldünkels lächerlich zu machen. Diese alle reden sich viel von ihrer großen Zukunft vor: wer aber nicht davon redet, jedoch in Sinn und Gedanken die feste Zuversicht hegt, daß sein uraltes Volk noch zu großen Dingen berufen sei, — das ist der Armenier, der ganz in der Stille Schätze auf Schätze häuft. Ein Anderer endlich trägt den religiösen Adelstolz in seiner Brust durch alle Länder und Jahrhunderte. Für ihn ist der Gründer der Religion der Christen nur ein jüdischer Rabbi, und er lacht in seinem Herzen, daß sie die glühenden Liebeslieder eines seiner alten Könige für das heilige Lied aller Lieder halten.

Und doch giebt es noch ein paar Völkchen in Europa, deren Nationalstolz selbst den jüdischen übertrifft. Sie stammen von den beiden jüngsten Wogen, die uns die alte asiatische Völkermutter zuschickte: Türken und Magyaren. Weil sie eine wilde Energie im Arme fühlen, so halten sie sich bei aller geistigen und sonstigen Armuth für die

edelsten Charaktere. Ueber ihren Nationalstolz geht nur noch der chinesische.

Blicken wir zurück auf diese Stufenleiter nationalen Selbstgefühls, so müssen wir auch hierin die Weisheit des Schöpfers verehren. Gilt nicht in allen Zweigen des Wissens und Könnens das Nämliche? Mit welchem Hochmuth fällt nicht, wer bloß im Kleinen forscht und Bausteine zusammen schleppt, über den Fürsten im Reiche der Geister her. Gewiß, je beschränkter einer ist in seinem Geiste, je ärmlicher sein Thun und Wirken, desto tiefer ist sein Selbstgefühl. Das ist sein innerstes Lebensgesetz, das ihn erhält im großen Haushalte der Natur und Weltgeschichte.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.